

Eßlingen / Neckar

Schillerstraße 18

MAGISCHE BLÄTTER

V. JAHRGANG 1924

Deutsche
Bö. Yin Rá - Stiftung
Darmstadt



VERLAG MAGISCHE BLÄTTER, LEIPZIG

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Adé, H. Ch.: Ramiro	37
— Legenden aus Meister Eckehart	70
— Der Traum	72
— Der Brief	105
— Meister Eckehart 129, 141, 178, 209, 249, 277, 308,	352
— Die Antwort (Gedicht)	154
— Ich und Du (Gedicht)	208
— Kultmagie und Mythos	349
— Studien	400
— Träume	401
— Uralte Weisheit	402
Alsson, Carl: Die Scherin von St.	315
Bäumer, Eduard: Bô Yin Râ: Psalmen	282
— Vom Suchen und Finden	360
— Die Ars spagyrica des Paracelsus und Dr. med. Zimpels spagyrisches Heilsystem	417
Birven, Henri: Eine magische Schlacht	52
— Gregor Rasputin, ein ökkultes Phänomen	116
— Unerforschtes und Unerklärtes	214
— Die Zitation der Helena	323
Bô Yin Râ: Macht der Liebe	1
— Die Meister der Liebe	33
— Der Segen der Arbeit	65
— Von allerlei Torheit	173
— Magie der Zeichen	205
— Der Ruf des Geistes	237
— Wer ist Bô Yin Râ?	270
— Das Wissen des Weisen	301
— Verheißung	389
Ø. J. A.: Die Kunst des Wartens (Gedicht)	32
Fraenkel-Eisner, Charlotte: Die Lehre	45
— Von blutenden Hostien und Heiligenbildern	291
— Ein Neu-Schaffender	338

Alle Rechte vorbehalten!
Nachdruck und Übersetzungen in fremde Sprachen verboten!
Druck von Wilhelm Hartung, Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen

über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: **Verlag Magische Blätter.** Monatsschrift **Dr. Richard Hummel.** Schriftleitung:

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

V. Jahrgang Leipzig, Januar 1924 Heft 1

Gagern, Daschy, Freifrau von: Nur Liebe (Gedicht)	274
Hauk, Beatrix: Vom Licht (Gedicht)	276
Hummel, R.: Novalis	18
— Geist und Form	101
— Eine geistige Revolte gegen bisher unbekannte Zyklen Steiners	- 54
— Ägyptisches Totenbuch	284
Kiesewetter, Carl: Die Magie der Hebräer	332, 374
Klagés, Ludwig: Das verschleierte Isisbild	240
Laarß, R. H.: Rausch und Rauschmittel 191, 224, 257, 297, 342	410
Lévi, Eliphas: Der Krötenzauber gegen die junge Fürstin Mildred T.	182
Maack, Ferdinand: Das Perisoma	85
— Magisch-quadratische Konstruktion und Dechiffrierung von Sigillen	155
May, Dora: Das Märchen der Seele	275
O. M.: Die Weisheit des Johannes	133
Porgé, Renata: Meir Lebensretter	254
Scheibert, Hans: Gebet	269
Schlaf, Johannes: Die wehe Stelle	51
— Frei!	272
— Die Sterne — Omne vivum ovum	303
— Unsterblichkeit	391
Spunda, Franz: Sonnengesang	403
— Gottes Odem ist die Zeit	404
Sph.: Die Torheiten der Erde-Menschen	405
Stein, Elisabeth von: Das Ziel	137
Thoma, Hans†: Seeligkeit nach Wirtwahn's Zeit	422
Volhard, Justus: Justus von Liebig	143
— Sünden wider die Natur	367
Werle, Fritz: Magie bei Paracelsus und Strindberg	48
Wissen und (Unterhaltung) <i>Meinung Shakespears</i>	29, 200
Bücherschau	83, 130, 171, 203, 262, 382
Briefkasten	100, 423

Macht der Liebe *(Das hohe Ziel S. 97)*

Von Bô Yin Râ.

Wahrlich, des Menschen Macht ist ohne Grenzen; so er in der Liebe lebt!

Wahrlich, die Liebe ist des Erdenmenschen höchste Kraft! — Sie haben gar hohe Kräfte als des Menschen höchsten Wert gepriesen und auf hoher Zinne sich des Menschen höchste Herrlichkeit erträumt; allein, weit höher, als des Erdenmenschen eigenes Ersinnen es erahnen konnte, ward ihm Ruhm bereitet, und weiter als sein kühnstes Denken es erspähen konnte, ward ihm Macht gegeben! — — —

Die Himmel fassen nicht, was Liebesfeuerkräfte in den Herzen Erdgeborener zu wirken wissen, und alle Abgrundstiefen können ewig nicht ergründen wo die Weihe ankert, die da aus Menschentieren göttlich überformte Geistesmenschen schafft! — — —

Sonnen vergehen in kosmischen Gezeiten und reißen Welten in den Abgrund unerfaßlichen Vergehens mit hinab; jedoch des Menschen Macht bleibt ihm für alle Ewigkeit gegeben, mag auch der Boden, da er zeitlich seine Hütte baute, unter seinen Füßen wanken und zerbersten! —

Er, der aus hohem Leuchten fiel dereinst, trägt dennoch Macht in sich, hoch über alle Sterne sich empor zu heben!

Du fragst, was solche hohe Macht dem einst Gefallenen verleiht?!
Du fragst, was über alle unsichtbaren Fürsten kosmischer
Gestaltung ihn erhebt?!

Wisse: der Sprache Wort ist nicht vermögend, letzte Antwort
hier zu formen und tiefstem Ahnen nur bleibt vorbehalten hier
zu fühlen, was erfüllbar, aber kaum erfaßbar ist! — —

Wie könnte jemals eines Menschen Zunge künden, was über
allem menschlichen Erdenken bleibt?!

Selbst jenen hohen Sternengewaltigen, die ihrem Wesen nach
nur reinstes „Denken“ sind und über alles erdenhafte Denken
hoch erhaben, — jenen unsichtbaren „Göttern“ dieser Sichtbar-
keit, — bleibt ewig verhüllt, was nur des Menschen Seelen-
Innerstes im tiefsten Schauen in sich selbst erleben kann. — —

Höher als dieser Sternengötter höchste Allgewalt in kos-
mischem Geschehen, erhebt sich Menschenmacht, die in der
Liebe gründet!

In Torheit, seiner selbst nicht kundig, beugte sich der Erden-
mensch seit unvordenklich ferner Zeit schon solchen Göttern und
suchte Zaubermacht in ihrer Hörigkeit, nicht ahnend, daß er in der
Liebe jene Kraft besaß, die auch die Höchsten dieser Urgewalten
nicht besiegen können. . .

Wahrlich: diese Kraft, die in der Liebe wurzelt, ist mächtiger
als jeder Sternenzauber und mächtiger als jede erdgebundene
Gewalt, so daß ihr nichts im sichtbaren und unsichtbaren
Kosmos jemals widerstehen kann! — —

In dieser Kraft allein wird allen Erdgeborenen Erlösung
aus der Fessel jener Allgewaltigen der physischen Natur, die man
auch heute noch als Götter ehrt, selbst wenn man alle Gottheit
leugnen mag, denn nicht die „Wörter“ hindern hier die Hörigkeit!

*

Es ward gesagt:

„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt,
der bleibt in Gott und Gott in ihm!“

Doch euch ward die „Liebe“ allzunah der Lust verwandt;
ward euch zu holdem Fühlen lustgeschwängerter Gefühle; und
statt in „Gott“ zu leben, habt ihr selbst den Götzen auf-
gerichtet, vor dem ihr kniet und der euch wahrlich nicht zu
helfen weiß, so daß die Klugen, denen solches Blendwerk nicht
verborgen blieb, sich von ihm wandten und für euch nun „Gottes-

leugner“ heißen, da sie eures Götzen „Gottheit“ kühn in Frage
stellen und verneinen. . .

Ich aber sage euch, daß mancher, der auf solche Weise sich
von Götzen und von Göttern wandte, der Gottheit näher stehen
mag als jene die ihn schmähen! — —

Ich sage euch, daß viele derer, die man Gottesleugner nannte,
wahrhaft in Gott geborgen sind und in der Liebe Gott er-
leben, auch wenn sie nicht in eurer Weise reden und selbst
nicht wissen mögen, daß sie in der Liebe sind und Gott in
ihnen sich bekundet! — — —

Denn:

„Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen im Geiste
und in der Wahrheit sein!“

Wer nicht den Geist in sich zu suchen unternimmt, wird
Gott in Ewigkeit nicht finden!

Der Geist, der Gott und der die Liebe ist, darf freilich
nicht dem „Geiste“ des Gedankens gleichgeachtet werden, der
in den Hirnen Staubgeborner im Denken sich erzeugen läßt!

Von anderem Geiste ist wahrlich hier die Rede, und wer
nicht in der Liebe ihn erfühlt, der wird, mag er auch noch so
viel von Gott zu sagen wissen, dennoch gottlos bleiben! — —

Nur in der Geistesform der Liebe kann der Erdmensch
zu Gott und damit in den Geist gelangen, von dem er aus-
ging durch das Wort des Lebens, das sich in Gottheit selber
spricht von Ewigkeit zu Ewigkeit! —

In dieser Liebe, lichtsubstanzieller Wesenheit, die
wohlerweislich Anderes ist als jenes lustgeschwängerte Gefühl,
das man als „Gottesliebe“ deutet, wird auch allein der Mensch
sich seiner höchsten Macht bewußt, erfährt er in sich selbst
das Dasein jener hohen Kraft, die über alle „Götter“ dieses
Universums ihn erhebt! — —

Vorher ist all sein Psalmodieren über „Gott“ und „Göttliches“
nur törichtes Gerede, und all sein „Beten“, so es nicht in dieser
Liebe gründet, wird vergeblich sein! —

*

Der euch einst „beten“ lehrte, wie man beten soll und nicht
den Gottesfernen gleich zu „plappern“, der wollte euch in dieser
Liebe sehen!

Sein ganzes Leben war da seine Lehre dieser Liebe!

Wie wollt ihr ihn verstehen können, solange ihr noch zögert, euch in gleichem Liebesfeuer aufzulösen und euch selbst dahinzugeben um euch in dieser Liebe dann aufs neue zu gewinnen.

„Wer seine Seele (irdisch) lieb hat, der wird sie verlieren; doch wer sie (im Irdischen) verlieren will, dem wird sie erhalten bleiben!“

Es ist diese Liebe, von der ich hier künde, niemals ganz zu erreichen, solange du noch einen Gegenstand der Liebe brauchst, den du außer dir suchen mußt!

Du selbst mußt dir Gegenstand dieser Liebe werden, bis du zuletzt auch dich in ihr verlierst und so dann selbst zu Liebe wirst, die keines Gegenstandes mehr bedarf, da alles, was je wurde oder werden kann, in ihr beschlossen ruht! — — —

Wenn dir geraten wird mit weisem Rat: selbst deiner Seele zu entsagen, so sollst du nur daraus entnehmen, daß du auch deine Seele nicht zum Gegenstande deiner Liebe machen darfst wenn du die Liebe in dir selbst erfahren willst, als welche Gott in dir sich offenbart!

Willst du noch anderes, als was in deinem tiefsten „Ich“ sich selbst erfassen will, durch „Liebe“ dir zu eigen machen, so „liebst“ du noch, nach irdisch-enger Weise und bleibst so ferne jener wesenhaften Liebe, die eine Geistesform der Gottheit ist!

Du aber sollst in dir Liebe finden, die da Gott ist, und sollst in der Liebe sein, auf daß Gott in dir sei, und du in Gott! — — — —

*

Noch „bist“ du nicht, denn was du dein „Dasein“ nennst ist nicht wahres, seiner selbst bewußtes Sein!

Was du dein „Dasein“ nennst, ist ebenso nur übertragenen Sinnes „Sein“ zu nennen, wie das, was dir als „Liebe“ gilt, nur in „übertragenem“ Sinne: Liebe heißen kann! —

Was du dein „Dasein“ nennst ist tausendfach bedingt, wie gleicherweise alle Liebe, die sich an den Gegenstand der Liebe bindet, stets bedingt bleibt durch das „Ding“ und sei es auch das „Ding an sich“! — — —

Über alles dieses hinaus, hinauf und empor muß ich dich führen, will ich dich zu jener Liebe leiten, in der dein Gott sich dir gebären kann und du dich in ihm...

Empor gelangt nur, wer sich in sich selbst „empört“ und gegen alles Niedere zu stemmen weiß, das ihn in seiner Niederung zu fesseln sucht!

Es ist ja wahrlich schon Empörung gegen alles Niedere, wenn du nach einem „Gegen-Stand“ der Liebe suchst, denn ähnend fühlst du hier, daß du entgegen stehen mußt dem Niederen, wenn du es überwinden willst!

Aber solange du noch den „Gegen-Stand“ deiner Liebe draußen suchst, kannst du dich in dir selbst nicht gründen, und darum werde vorerst selbst dir „Gegen-Stand“ deiner Liebe! —

Hast du in solcher Art dich in dir selbst gegründet, dann mag es wohl dir leichter werden, auch diese letzte Stütze dahinzugeben und gegen dich selbst dich zu „empören“, bis du dorthin emporgelängst, wo weder Höhe noch Tiefe ist, da alles räumliche Gleichnis zunichte wird, weil Unvergleichliches hier zum Ereignis sich gestaltet! — — — —

*

Siehe: die Himmel vermögen nicht zu fassen, was dem Menschen vorbehalten ist, der seines Anrechts sich nicht äußern mag!

Zwar werden nach Äonen alle einst zur „Seligkeit“ gelangen; doch jene „Seligkeit“, die allen so erreichbar wird, ist keineswegs dem hohen Ziele je vergleichbar, das du erreichen kannst, wenn du in deiner erdgebundenen Erscheinungsform schon dich emporzurängen trachtest und aus den Banden der Gewaltigen des Kosmos dich zu lösen weißt, die dich umschlungen halten können durch Jahrtausende und durch Äonen!

Davon aber ist gesagt, daß keiner Befreiung finden kann, „bis er den letzten Heller bezahlt.“! — — —

Heute jedoch hast du noch die Möglichkeit, solcher Fessel zu entrinnen!

Heute noch kannst du wahrlich deines Schicksals Meister werden, und solche deiner Erdbrüder, die es längst geworden sind, kennen kein höheres Glück, als daß sie dir helfen dürfen...

Doch kann dir keiner anders helfen, als nach dem Grade, den du selbst bestimmst! —

Dein Wille, nicht dein Wunsch bestimmt hier Maß und Grenze! —

Kraft deines Willens bist du göttlicher Natur und alles muß dir werden, so dein Wille also es erheischt! — —

Dein Wille! —

Nicht dein Wunsch! — — —

Siehe, es warten auf dich, die einst in längstvergangenen Zeiten gleiche Erdenbürde trugen!

Es warten auf dich, die heute über diese Erde schreiten um zu retten, was zu retten ist!

Willst du vergeblich / helfende Hände sich dir entgegenstrecken lassen??!

Auch diese Worte hier erreichen dich allein, um dir zu helfen! —

Sie wollen nur dich selbst in dir erwecken . . .

Du schläfst noch, während längst der „Tag“ erschienen ist, den Ungezählte in der Vorzeit sich ersehnten und ihn doch nicht erleben durften, da dieses Tages Zeit noch nicht gekommen war! — — —

Es mußte erst der Wille derer, die hinübergingen ohne diesen Tag zu schauen, also mächtig werden, daß er den Nachgeborenen Erfüllung bringen konnte . . .

Siehe: was heute dir naht, hast du den Früheren zu danken, die es ersehnten, als sie noch im Kleide dieser Erde lebten! — —

Willst du mißachten, was sie dir zu senden wissen??! —

Auch sie hatten einst gesucht und manches hatten sie gefunden, allein das Letzte suchten sie vergeblich, als sie noch im Erdenkleide suchten. — — —

Dann aber fanden sie auf jener anderen Seite des Erlebens doch die Einzigen, die ihrem Suchen das Gesuchte bringen konnten, und als sie es gefunden hatten, baten sie für euch, die da als ihres Erdensamens Schöbline in dieser neuen Zeit den Weg des Erdemenschen gehen, und baten nicht umsonst! —

Euch allein, die ihr diese Worte in euch widerklingen fühlt, wird nun zuteil, was jene Früheren vergeblich sich ersehnten. —

Sie alle wünschten aus dem Munde eines Menschen ihrer Zeit zu hören, was diese Worte euch zu künden haben.

Daß ich nun zu euch reden muß wie mir geboten ist, sei wahrlich mir nicht zugerechnet!

Ich forme meine Worte wie der Geist der Gott ist; wie der Geist der Liebe, die da Gott ist, sie mich formen heißt und weiß mich, der ich so wie ihr als Erdemensch dem Erdenhaften unterworfen bin, wahrhaftig frei von jeglichem „Verdienst“.

Wer hier zu prüfen sucht, der prüfe zuerst sich selbst!

Hat er sich selbst geprüft und in sich selbst das Ewige gefunden, das hier zu ihm in Worten eines Menschenmundes spricht, dann wird er sicherlich nicht mehr zu zweifeln wissen, daß ihn hier Überzeitliches erreicht! — — —

Ramiro

Von Hans Christoph Ade.

Als Leonie heiratete, vergötterte sie ihren Gatten, und ihre Neigung äußerte sich sogar im nahen Freundeskreise so, daß Anton, ihr Mann, ein gesetzter und beherrschter Mensch, ein wenig Scham empfand und auch die Freunde fast peinlich berührt waren und sich fragten, ob Leonies Liebe wirklich so groß sei oder ob sie nicht etwas Theater spiele.

Aber sie war wirklich echt.

Die allgemeine Steigerung des Lebensgefühls, wie es die Ehe mit sich brachte, die Empfindung, etwas Eigenes, eine Aufgabe, einen Weg zu haben, ließen Leonie bei ihrer leidenschaftlichen und lebhaften Art nicht gleich die Grenze finden, so daß sie gläubte, den Freunden zeigen zu müssen, wie besonders glücklich sie sei.

Langsam wirkte Antons ruhige Art doch auf sie ein, so daß sie sich mäßigte und in einem stillen, schöpferischen Glück dahinterlebte. Erschien sie an Antons Arm bei einem Feste, im Theater oder im Konzertsaal, so zogen die beiden schönen, eleganten Gestalten die Aufmerksamkeit auf sich, die Leonie als etwas Prickelndes genoß, und Anton wurde um seine schöne Frau beneidet, was sein Selbstgefühl steigerte. Das Leben mit Anton, die Sorge des Haushalts, kleine Reisen, wenn Anton, der Syndikus einer großen Fabrik war, in Urlaub ging, befriedigten Leonie durchaus und sie fand noch Muse, in freien Stunden zu schneidern, zu singen, Klavier zu spielen und Bücher, von denen man sprach, zu lesen.

Eines Morgens, als sie etwa zwei Jahre verheiratet war, ging Leonie in den Anlagen der Stadt spazieren.

Sie bedauerte Anton, der gerade wegen einer auswärtigen Sitzung abwesend war, weil er nicht mit ihr durch die blühenden Wiesen und die schönen, lichtgrünen Baumgruppen gehen konnte. Wohligh gab sie sich der süßen, milden Luft, der Sonne und der ganzen frühlingstfrohen Stimmung hin.

Auf einmal kam ihr ein kleiner, blonder Knabe, der wohl zwei Jahre alt war und noch ein wenig wackelig auf seinen Beinchen daherlief, entgegen, griff mit den Händchen selig in die Luft wie um Sonnenstrahlen zu fangen und blieb dann mit heiterem Gesicht vor ihr stehen.

Leonie, die Kinder liebte, lachte ihn an.

Da jauchzte er auf, drehte sich jubelnd im Kreise und lief wieder zu seiner Mutter, die auf einer Bank saß, zurück. Dort blieb er wieder stehen und winkte zu Leonie, die ihm wieder winkte.

Die Mutter betrachtete das Spiel mit freundlichem Gesicht.

Als Leonie näher kam, stutzte sie, denn die Mutter des Knaben schien ihr bekannt. Eilig suchte sie in ihrem Gedächtnis und erinnerte sich nun, daß dies Elfriede war, mit der sie früher die gleiche Klasse der höheren Töchterschule besucht hatte. Damals waren sie sich nicht näher gekommen, denn Elfriede war zurückhaltend und nicht allzu begabt gewesen, während Leonie mit ihrer Lebhaftigkeit den Mittelpunkt eines kleinen Kreises bildete, ihre Freundinnen zu manchen tollen Streichen verführte und doch immer glücklich davon kam, da sie als glänzende Schülerin bei den Lehrern beliebt war.

Auch Elfriede hatte sie erkannt.

Leonie überlegte noch, ob sie die alte Schulbekanntschaft erneuern solle, als der Knabe schon wieder auf sie zusprang und sie wie selbstverständlich an der Hand nahm, so daß sie ihn wieder zu seiner Mutter führen mußte.

Man begrüßte sich, wobei Leonie wie Elfriede im Zweifel waren, ob sie sich mit Sie oder Du anreden sollten, bis sie auf einmal doch beide du sagten und nun ein wirkliches Gefühl der Freude empfanden, das durch den heiteren Knaben gestärkt wurde.

Elfriede bat, ob Leonie ihr nicht Gesellschaft leisten wolle und sie tat es, von dem Knaben immer neu entzückt, mit Vergnügen. Während das Kind ab und zu lief und durch seine Freude immer neue Beglückung in der Mutter und Leonie hervorrief, begannen sie sich zu unterhalten.

Elfriede, die freier und heiterer geworden war, erzählte, daß sie mit einem Chemiker verheiratet sei. Dann berichtete sie von ihrem Knaben, der immer wieder herzukam, Blumen, Blätter und Steine brachte und sich von der neuen Freundin bewundern ließ. Alte Erinnerungen tauchten herauf, man sprach von diesem und jenem gemeinsamen Erleben, erzählte das Schicksal anderer Schulfreundinnen, redete vergnügt von den früheren Lehrern, und so ging die Zeit im Fluge vorbei, bis Elfriede erschrocken aufstand, um nach Hause zu eilen. Sie setzte den kleinen Uli in seinen Wagen und ging, von Leonie begleitet, fort. Elfriede sagte, daß sie bei gutem Wetter jeden Morgen mit Uli in den Anlagen sei und Leonie versprach wiederzukommen.

„Elfriede gefiel ihr und von dem kleinen Uli war sie entzückt, so daß sie sich vornahm, ihm bei der nächsten Zusammenkunft etwas Gutes mitzubringen. „Es ist wunderbar, dachte sie im Nachhausegehen, wie der Einfluß der Männer uns Frauen wandelt. Elfriede, die so still und zurückhaltend war, ist durch ihren Mann heiter und offen geworden und von mir sagt man, daß ich etwas von Antons Gesetztheit angenommen habe.“ Dabei mußte sie lachen, denn im Grunde kam sie sich gar nicht gesetzt vor.

Als sie so hinsinnend ging, erinnerte sie sich plötzlich an Elfriedens Frage, ob sie Kinder habe und an den teilnehmend-bedauernden Blick, mit dem Elfriede sie angesehen hatte, als die Antwort verneinend gewesen war.

Leonie empfand, daß nun plötzlich bewußte Gefühle in ihr emporstiegen, die lange dunkel in ihr umgegangen waren. Sie empfand, daß ihr Leben doch nicht völlig ausgefüllt war, daß Anton sie fast wie eine Puppe behandelte und sie sagte sich klar und deutlich, daß sie sich nach einem Kinde sehne, immer sich schon danach gesehnt habe. Schon als Mädchen hatte sie heimlich von ihren Kindern geträumt und sich herzlich vorgestellt, daß so ein kleiner Knirps zu ihren Füßen spiele, auf ihrem Schoße sitze und an ihrer Brust ruhe. Wie beneidenswert war doch Elfriede! Welch ein holdes Geschöpf war dieser kleine Uli!

Weniger der Mann hatte Elfriede so gewandelt, als vielmehr das Kind, dieser reizende, liebe Knabe!

Mit leichter Bitterkeit erinnerte sie sich eines Gesprächs, das sie eines Tages mit Anton gehabt hatte. In einer herzlichen Stunde hatte sie davon gesprochen, daß sie sich viele Kinder wünsche, (mindestens sechs, sagte sie damals!) Anton aber hätte

in seiner gelassenen und manchmal ernüchternden Art entgegnet, er habe nichts für Kinder übrig, er könne dies Geschrei nicht leiden und außerdem sei die Zeit nicht danach beschaffen, daß man sich Kinder erlauben könne, denn die Geschäfte gingen schlecht. Dieses Gespräch hatte Leonie zwar verwundert, aber nicht verletzt. Jetzt aber stieg es auf einmal wie mit Stacheln empor.

Als Leonie nach Hause kam, trat sie in die stillen Zimmer, über denen durch die herabgelassenen Vorhänge eine ganz besondere Einsamkeit lag. Regungslos und lautlos lag die Luft auf den Dingen.

Leonie litt an dieser öden Stille und sie wünschte sich, daß auch hier ein kleiner Uli umherspringe, spiele und lache und mit seiner Herzlichkeit diese Verlassenheit erfülle. Sie streckte ihre Arme sehnsüchtig aus, aber kein Leben kam ihr entgegen.

Nur Bertha, das Mädchen, klopfte nach einigen Augenblicken und meldete, daß angerichtet sei.

Leonie ging in das Eßzimmer, fand neben ihrem Teller eine Karte von Anton aus Düsseldorf vor und aß dann hastig und unzufrieden, wie man es tut, wenn man allein ist.

Darauf ruhte sie sich aus. Nachdem sie etwas geschlafen hatte, fühlte sie sich wieder wohl. Am Nachmittag wurde sie wieder völlig vergnügt, als ihr eine Arie aus der Zauberflöte so recht aus dem Herzen gelang.

An einem der nächsten Vormittage ging sie wieder in die Anlagen, um den Knaben und Elfriede zu treffen. In ihrem Täschchen hatte sie Schokolade und Bonbons für Uli mitgebracht.

Elfriede freute sich, Leonie zu sehen, wieder unterhielten sie sich aufs beste und Leonie entzückte sich immer wieder an dem schönen, spielenden Knaben. Der kleine Schlecker wußte so zierlich um das Mitgebrachte zu bitten, daß Leonie ihn herzlich küßte und ihm das Mäulchen mit Leckerbissen füllte, bis Elfriede besorgt abwehrte und die Freundin in mütterlicher Würde schalt. Leonie lachte und gewann an Elfriede eine wirkliche Freundin, denn diese wurde durch Leonies sichtliche Neigung zu dem Knaben im Sturme gewonnen, obwohl sie mit feinem Gefühl ahnte, daß hinter Leonies Liebe zu Uli noch anderes verborgen war, als augenblicklich zutage trat.

Beim Abschied luden die beiden Frauen sich gegenseitig ein und aus der unerwarteten Begegnung wuchs eine unerwartete Freundschaft, in der Elfriede viel mehr, die Gebende war, als sie wußte.

Das kleine Bäumlein Sehnsucht, das in Leonie emporgewachsen war, warf doch auch wieder Schatten auf ihr Herz, „so daß sie wieder mit sehnerdem Kummer nach Hause ging.

Anton kam zurück und Leonie freute sich darüber, da sie nun nicht mehr allein war. Freilich, die vielen Stunden, die Anton im Büro war, und die sie sonst so fröhlich auszufüllen gewußt hatte, blieben nun leicht überwölkt.

Sie sagte aber Anton nichts davon und auch von ihrer Sehnsucht erfuhr er nichts. Sie suchte nur eine Gelegenheit, ihn mit Uli zusammenzubringen und hoffte, daß das holde Kind in ihrem Manne die gleiche Sehnsucht wecke wie in ihr, ja, sie zweifelte nicht daran.

Die Gelegenheit ergab sich.

An einem Sonntag Nachmittag kam Elfriede mit den Ihren zum Tee.

Auch die Männer verstanden sich und kamen sich nah.

Während die Erwachsenen sich freundlich unterhielten, spielte Uli, den Leonie mit einem großen schönen Bären überrascht hatte, glücklich umher. Elfriede merkte sorgsam auf, daß er nichts anstellte, denn Leonies Wohnung war noch nicht für Kinder eingerichtet.

Günther, Elfriedens Gatte, war ein festlicher und kluger Mensch, der Leonie auf den ersten Blick gefiel. Er war zuversichtlicher, frischer und gerader, als Anton, der ihn wieder an Form und Gewandtheit übertraf. Im Gespräch liebte Günther weite und oft kühne Ausblicke zu geben, während Anton in engeren Kreisen klare und schöne Gedanken gab.

Leonie war, als sie die beiden still für sich verglich, auf Anton stolz, der mit seinem glatten, weltmännischen Gesicht, seiner beherrschten Haltung und seiner nachdenklichen Art zu reden Eindruck machte.

Am Abend, als sie wieder allein bei der Lampe saßen, fragte Leonie so nebenher, welchen Eindruck ihm der kleine Uli gemacht habe.

„Er ist ein netter, kleiner Balg,“ entgegnete Anton, „ich hatte bei seinem Spiel immer Sorge, daß er unsere schöne Apostelbüste umstoße. Erst als ich sie gesichert hatte, war ich ruhig.“

Er stand auf und holte den schmalen, hohen Kopf, der in Farben gebrannt war und der das Meisterwerk eines jungen Künstlers darstellte, von dem Schranke herab, auf den er sie zum

Schutze gebracht hatte und setzte sie auf ihren leichten, blauen Ständer zurück. Dann vor dem Werke stehen bleibend, rühmte er dessen Kraft und farbige Tiefe.

Leonie war aufs tiefste enttäuscht und zum ersten Male empfand sie eine Kluft zwischen sich und Anton, der so wenig Verständnis für ein Kind zeigte, das Leonie selbst als Sinnbild ihrer eigenen Sehnsucht liebte.

„Hier ist Wahrheit, hier ist Tiefe“, fuhr Anton fort. „Kinder sind kleine Barbaren, die an all dem Köstlichen vorübergehen, ja es, wenn auch unschuldig, bedrohen. Vielleicht bin ich ungerecht, aber noch fehlt mir jedes Gefühl für das kleine Volk. Nicht-umsonst machte sich der kleine Uli an dich heran, während er bei mir scheu blieb und sich wegwandte.“

Leonie schwieg.

Sie zweifelte, ob dieser Mann je verstehen werde, was in ihr lebte. Trotz ihrer Enttäuschung gab sie aber die Hoffnung doch nicht auf, ihren Willen zur Geltung zu bringen. Sie wußte, daß Anton sie liebte und auf dieses Wissen baute sie ihre Pläne auf.

Später, als Anton sie an sich ziehen wollte, entzog sie sich ihm. Anton konnte den eigentlichen Grund ihrer Verstimmung nicht recht erkennen, tröstete sich und schlief bald ein. In der nächsten Zeit gelang es ihm auch, Leonie wieder in die alte Stimmung zu bringen und ihre Sehnsucht, die sie, von Antons Selbstverständlichkeit abgeschreckt, nie äußerte, in ihr zu überhüllen.

Nach einigen Wochen trafen die beiden Frauen wieder zusammen, als Leonies aufmerksamer Blick eine leichte Veränderung an Elfriedens Gestalt bemerkte! Elfriede gestand denn auch ebenso stolz wie verwirrt, daß Uli, wie Günther und sie hofften, ein Schwesterchen bekommen werde. Uli rännte herbei, um zu erzählen, er habe dem guten Engel, der die Kinderchen bringe, einen Brief mit einem Stück Zucker vors Fenster gelegt und am nächsten Morgen seien Brief wie Zucker verschwunden gewesen: Also würde er ein süßes Kindchen bekommen.

Leonie küßte ihn, um ihre Tränen zu verbergen.

Als sie nach Hause kam, warf sie sich auf ihr Bett und weinte in tiefem Schmerz. So wurde sie von Anton gefunden, als er über Mittag nach Hause kam.

Er fragte erschrocken, was das bedeute, was sie habe, und als er sie zärtlich in den Armen hielt, kam ihre Seele ihm hoffend entgegen und offenbarte ihre Sehnsucht:

Anton begriff Leonie kaum.

Er suchte sie zu beruhigen, sprach die freundlichsten Worte, sagte aber gerade das, was Leonie hoffte, nicht.

So klang sein Trost leer, und der Augenblick, in dem er seine Frau zu höherer Vereinigung hätte finden können, wurde versäumt.

Leonie erstarrte und in ihr wuchs eine Wand gegen Anton empor, hinter der sie ihre hoffenden Träume und manche schmerzlichen Gedanken barg.

Auch Anton war enttäuscht, empört sogar, als seine Frau sich ihm plötzlich so kühl und abweisend entwand, während er doch glaubte, ihr durch Versprechungen für die Zukunft genügend entgegengekommen zu sein. Er dachte jedoch, alles würde sich in Bälde geben und im Grunde seien es nur Launen, wie die Frauen sie manchmal haben.

Er vergaß, daß es sich um Wesentliches handelte.

Die Wand zwischen ihnen blieb.

Vor der Öffentlichkeit erschienen sie immer noch als das schöne und glückliche Paar, wenn sie sich bei Freunden, im Theater oder im Konzertsaal zeigten, und selbst Leonie ließ sich in solchen Stunden von der Rolle, die man von ihr erwartete hinreißen und glaubte sich glücklich.

Kam sie aber wieder zu sich selbst zurück, so begann ihr Unerfülltsein ihr wieder bewußt zu werden und sie litt an der Armut ihres Lebens, die sie durch die Fantasien ihrer Sehnsucht nur immer unerträglicher machte. Immer wieder ging sie zu Elfriede, wie um sich beim Anblick von der Freundin Glück und Hoffen immer wieder selber weh zu tun, aber auch um ihre eigene hoffende Sehnsucht zu stärken und Licht von der Freundin zu empfangen, wie der Mond Licht von der Sonne empfängt. In sehnsüchtiger Freude zog sie Bänder durch winzige Häubchen und Jäckchen, die Elfriede bereit legte, während Uli zu ihren Füßen wunderliche Türme und Häuser mit seinen Bauklötzchen emporrichtete.

Als Elfriedens Stunde kam, wurde Uli für einige Tage zu Leonie und Anton gebracht, die sich angeboten hatten, ihn zu nehmen.

Leonie verwöhnte den Knaben gründlich, während Anton durch gelegentliche, erzieherische Bemerkungen seinen Einfluß geltend machte, im übrigen sich aber nicht viel um Uli kümmerte.

Was Leonie täglich einen Stich ins Herz gab, war, daß Uli abends stets laut weinend zu seiner Mutter zurückverlangte und

kaum zu beruhigen war. Noch wenn er schlief, seufzte sein Schmerz aufschluchzend durch das Schlafzimmer. Als er wieder nach Hause durfte, leuchteten seine Augen und er drängte mit Leonie durch die Straßen mit einer Eile, die ihr weh tat, obwohl sie sich sagte, daß Kinder zwar Ausflüge ins Ungewohnte lieben, aber doch zäh am Vertrauten festhalten.

Elfriede zeigte mit lächelndem Stolz ihr Kindchen, das natürlich ein Knabe war, weil sie sich so herzlich ein Mädchen gewünscht hatte.

Leonie bewunderte das Bündelchen ehrlich nach Gebühr.

Waren Leonie und Elfriede sich zuvor schon nah gewesen, jetzt wuchs ihre Zuneigung noch mehr.

Elfriede war fast bedrückt über die Herzlichkeit mit der Leonie ihr beistand. Ja, sie wurde fast eifersüchtig, wenn sie sah, wie Leonie mit dem Kinde umging; wie sie es oft zärtlich auf den Armen wiegte und leise mit ihm im Zimmer umhüersang, wenn es weinte. Nur wenn Elfriede das Kind nährte, stand Leonie abseits und wurde sich ihrer Einbildung und ihres Draußenstehens bewußt.

Traurig kam sie dann immer nach Hause.

Es war klar, daß Leonie die Patin des kleinen Willemann wurde.

Anton meinte auf dem Heimweg nach der Taufe, er begreife nicht, was die Frauen an solch kleinem Tierchen Schönes finden könnten. Bei der Handlung habe es gebläht und auch sonst durch sein Geschrei gestört.

Leonie lachte, war aber dann empört und zog sich nur noch mehr in ihre schmerzende Verlassenheit zurück, aus der sie kaum mehr einen Weg zu Anton fand.

Anton litt unter der Veränderung seiner Frau, aber er fand nicht die Kraft, die Entfremdung aufzuhalten und eine klare Aussprache herbeizuführen. Den Grund zu allem wußte er wohl, aber noch war er unfähig, sich für ein Neues bereitzuhalten oder seine Liebe so hoch anzufachen, um für Leonie zu ertragen, was ihm eine Last schien.

Leonie hätte Anton manchmal, manchmal liebte sie ihn wieder, aber gewöhnlich lebten sie leer nebeneinander.

Leonie selbst hätte Anton entgegenkommen können, wenn sie sich nicht zu sehr schon in ihre Träume und ihre Verbitterung eingesponnen hätte, die sie immer wieder zurückzogen, wenn ihr Gefühl Anton entgegenfliegen wollte.

Das Bäumlein Sehnsucht, das in ihrem Herzen wuchs, war ein Baum geworden, der sie ganz überschattete.

Nun begann er seltsame Blüten zu tragen, deren Glanz oft auch ein Leuchten auf Leonies armes Sein niederwarf.

In diesen Monaten des einsamen Leerseins neben Anton begann sie über das Leben nachzudenken. Sie sehnte sich Mutter zu sein, sie, die dadurch Schmerz erdulden mußte, während Anton, dem doch sicher kein Leid dabei geschah, kein Kind wünschte. Sie dachte daran, wie Elfriede mit aller Liebe an demselben Kinde hing, das Anton gefühllos ein Tierchen genannt hatte. Wie würde sie selbst ihr Kind lieben, und für Anton würde es vielleicht auch nur ein Tierchen sein! In einer Nacht, als sie schlaflos lag, wurde sie davon bewegt, wie doch jeden Augenblick ein Mensch in unbeschreiblicher Lust gezeugt, wie in jedem Augenblick einer mit Schmerz geboren wird, und der gewaltige Wille des Lebens durchschauerte sie.

Eines Nachmittags las sie, wie Gott Eva aus der Seite Adams schuf. Die beiden lebten im Paradiese zusammen, bis die Schlange Eva verführte, vom Baume der Erkenntnis zu essen und Eva wieder Adam dazu brachte. Zuvor waren sie nackt gewesen und hatten sich nicht geschämt, nun aber erkannten sie ihre Nacktheit und schämten sich. Der strenge Gott erkannte ihr Vergehen und vertrieb sie aus dem Paradiese. Aber der Fluch für den Mann und der für das Weib waren verschieden. Zum Weibe sprach er: In Schmerzen wirst du Kinder gebären; nach deinem Manne wirst du dich sehnen und er wird herrschen über dich. Zu Adam aber sprach er: Weil du der Stimme deines Weibes gehorcht und von dem Baume gegessen hast, den ich dir verbot, sei dir die Erde verflucht um deinetwillen und in Entsagung sollst du dich üben dein Leben lang. Im Schweiße deines Gesichts sollst du dein Brot essen, bis du im Staube zerfällst, aus dem du wurdest. Und er machte ihnen Röcke aus Fellen und kleidete sie.

Leonie grübelte, was das alles bedeute.

Warum sehnt sich die Frau nach dem Kinde, das ihr doch Leid bringt, und warum wird der Mann verachtet, der nicht arbeitet, auf dem der Fluch nicht zu ruhen scheint? Warum soll die Frau weniger sein als der Mann, da doch nur eine Frau gesündigt hat? Sie sah den Fluch der Arbeit an Anton, wenn er müde nach Hause kam, aber litt nicht sie selbst gerade deshalb, weil der Fluch an ihr vorüberzugehen schien? War nicht Elfriede glücklich, weil sie die Wucht des Fluchs schon zweimal

erlebt hatte und haben nicht alle Mütter ein Lächeln auf dem Gesicht, wenn sie ihre Kinder im Arme halten?

Leonie zermartete sich über diesen Fragen und fand kein Ende.

Als sie einmal versuchte mit Anton darüber zu reden, hatte er nur ein Achselzucken und meinte, er mache sich keine Gedanken darüber, es sei nun einmal so.

Als sie gelegentlich mit Elfriede sprach, sah diese sie herzlich an und sagte leise: „Ich glaube, Leonie; du sehnst dich nach einem Kinde, und es ist nötig für dich.“

Da war es mit Leonies Fassung vorbei und sie weinte lange Enttäuschung und Entsagung in den Armen der Freundin aus.

Als sie wieder beruhigt in vertrautem Gespräch beieinander saßen, kam Günther nach Hause. Elfriede brachte die Unterhaltung behutsam auf die Gedanken, die Leonie bewegten.

Günther meinte, während er mit gesenktem Kopf langsam im Zimmer auf und abging: „Ich glaube, wir müssen uns von den Bildern lösen, dann wird es sich klären, Leonie. Mit Reden und Denken ist allerdings wenig dabei getan, aber vorläufig müssen wir eben noch reden und denken. Ob Sie freilich meine Deutung annehmen wollen, ist die andere Frage. Elfriede und mir ist sie wertvoll geworden. Wir Menschen hier, wir winzigen, unermesslich kleinen Pünktchen im Weltall, aus Erde und Wasser gebildet, zu Erde und Wasser wieder zerfallend, wir sind ja gar nicht das, was wir meinen und als was wir uns sehen. Wir träumen ja nur, daß wir wären. Wir müssen erwachen zu uns selbst, zu dem, was wir sind. Wir können, wir müssen erwachen. Dann stehen wir, Geist geworden, der unendlichen Welt wieder als Herrscher gegenüber und haben die Bindungen gelöst, die unsere Liebe fesselten.“

„Hier im Irdischen sehen wir Mann und Frau, auseinandergetrennt und mit verschiedener Bestimmung. Sie werden geboren, suchen sich in Liebe und Leiden aneinander zu tieferer, neuer Liebe hin. Sie zeugen Kinder und gehen wieder davon.“

Aber dieses Leben im Irdischen ist nur die dunkelste, unterste Kurve auf einem langen, selbstgewählten Weg. Jeder von uns hat diesen Weg gewählt, der hier oder auf anderen Gestirnen lebt. Das Hinabstürzen auf diesen Erdenweg, das nicht von Anfang an bestimmt war, das war der Sündenfall, von dem die Bibel spricht.

„Jeder Mann ist Adam und jede Frau ist Eva, doch einmal, vor Aeonen, waren Mann und Weib ein Wesen, der eigentliche Geistmensch.“

Kennen Sie die Geschichte von Ramiro, Leonie?“

Sie schüttelte den Kopf, die Augen groß auf Günther gerichtet.

„Vielleicht ist es das Beste, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle“, fuhr Günther fort, „sie enthält alles, was ich sagen will. Hören Sie, Leonie:“

Ramiro trat aus seiner leuchtenden Heimat, dem Urfeuer der Liebe, Ramiro, der reine Geistmensch des Anbeginns. Er hatte sich selbst gezeugt als der, der er war. Schöpfungswillig trug er in sich Zeugendes und Gebärendes, Mann war er und Weib vereint in Einem. Unsäglich war das Gefühl seines Seins: Feuer und Leuchten war er, wie die Sonne, aus der er kam.

Da hob es sich erlösend als Jubelklang aus ihm empör, und er sprach das Wort, das er war, in die unendliche Weite des geistigen Raums hinaus.

Flammend sprühte das Wort durch das All und schuf zeugend erste Gestaltung aus sich.

Sanfte Nebel türmten sich wie Gebirge farbig aufeinander, gescharte Säulen stiegen mit tiefblauem Glanz mächtig und anbetend auf.

Ramiro hatte den Weg begonnen, der aus ihm wuchs.

Magische Zeichen, in rotem Glühen in die Tiefe niederdeutend, wurden ihm Weiser weiteren Wegs.

Er wanderte schaffend aus sich. Zeugeglut trieb ihn.

Leuchtend schwebte er durch die Dunkelheit und durchglänzte sie sonnenhaft, die schon mit ersten, dumpfen Augen grüßend zu ihm aufsaß.

Werkwirkend schwebte er äonenlang dahin, Fülle ausgießend aus sich, sich selber wandelnd in seinem Werk. Dichter und dichter umschlossen ihn die geistigen Welten, bis er in flammender Lohe sich selbst in seinem Werk erkannte und sieghaft selber sich formte, in Menschenurgestalt auffunkelnd wie ein Kristall, der aus seiner Mitte das schaffende Wort ausstrahlte. Unendlicher Jubel erfüllte die Himmel, die in Ramiro ihren Schöpfer erkannten. Aufjauchzend, aufsingend waren die Reiche des reinen Geistes. Ein Freudeklang.

(Schluß folgt.)

Novalis.

Einer der berufensten Vertreter jener Literaturrechtung, die sich um die Wende des 18. Jahrhunderts zu entwickeln begann und die man späterhin unter dem Namen „die romantische Schule“ zusammenfaßte, war Friedrich von Hardenberg, bekannter unter dem Namen „Novalis“, wie er sich nach einer Seitenlinie seines Geschlechts, de Novali, als Dichter nannte.

Er war innig befreundet mit seinen Zeitgenossen Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Ludwig Tieck, F. W. S. von Schelling, die zur gleichen Gruppe der Romantiker gehörten, war ein großer Verehrer Goethes und Fichtes und verkehrte auch viel im Familienkreise Schillers in Jena, wo er sich philosophischen Studien widmete. Viel gepriesen und am bekanntesten sind vor allem seine „Hymnen an die Nacht“, Rhapsodien in lyrischer Prosa mit eingestreuten Gedichten, die er selbst als die höchststehendsten seiner Dichtungen bezeichnete, ferner einzelne Aufsätze, die später von seinen Freunden unter der Bezeichnung „Fragmente“ herausgegeben wurden.

Weniger verbreitet ist sein unvollendet gebliebener Roman „Heinrich von Ofterdingen“, der sehr verschiedenartige Beurteilung erfuhr. Den ersten Teil, der abgeschlossen vorliegt, nannte der Dichter „Die Erwartung“, den zweiten, von dem wir nur etwa zwanzig Seiten besitzen, bezeichnete er als „Die Erfüllung“. „Das Ganze soll eine Apotheose der Poesie sein,“ schrieb er am 23. Februar 1800 an seinen intimen Freund Ludwig Tieck. „Heinrich von Ofterdingen wird im ersten Teile zum Dichter reif und im zweiten zum Dichter verklärt.“ In diesem letzten Abschnitt läßt er den auf einer Pilgerfahrt begriffenen Heinrich mit einem als Einsiedler lebenden Arzt (Sylvestér) ein Gespräch führen „über die Natur und die Kraft des Gewissens“, das uns besonders dazu geeignet erscheint, unsern Lesern einen Einblick in die Gestaltungskraft und in das mystische Gefühlsleben des Dichters zu vermitteln; weshalb wir es, nebst einer Probe aus den „Hymnen an die Nacht“, hier wiedergeben wollen.

Bevor wir diese jedoch hier folgen lassen, möchten wir zum besseren Verständnis der Persönlichkeit Novalis' einen kurzen Überblick über sein Leben und seine Entwicklung vorausschicken. Als Unterlagen hierzu dienen hauptsächlich die Mitteilungen seines

Freundes Tieck in dem Vorwort zu der von ihm gemeinschaftlich mit Fr. Schlegel herausgegebenen ersten Ausgabe seiner Schriften (Berlin 1802) sowie in den folgenden 1815 und 1837 (Berlin, in der Realschulbuchhandlung), ferner entnahmen wir einige Daten der Biographie, die der Kreisamtmann Just in Tannstädt in Schlichtegrolls Nekrolog, Gotha 1805, veröffentlichte „als ein Denkmal der seltenen Freundschaft, die ihn mit dem unvergeßlichen Novalis verband.“

Nach diesen Überlieferungen wurde Friedrich Leopold von Hardenberg am 2. Mai 1772 in Wiederstedt auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld geboren. Sein Vater, der Baron von Hardenberg, war Direktor der Sächsischen Salinen und gehörte zur Religionsgesellschaft der Herrnhuter; er war von offenem, starken Charakter, ein echter Deutscher, heiter, derb und bieder, ohne jede Frömmerei. Seine Mutter war ebenfalls Mitglied der Herrnhuter Gemeinde und galt als Muster edler Frömmigkeit und christlicher Milde. Die Familie bestand aus sieben Söhnen und vier Töchtern; Friedrich war das zweite Kind. Bis zum neunten Lebensjahre, in dem ihn eine schwere Krankheit befiel, war er ein auffallend scheües, träumerisches Kind und zeigte keinerlei besondere Anlagen. Erst nach überstandener Krankheit schien sein Geist zu erwachen, der Knabe wurde plötzlich munter und tätig, zeigte großen Lerneifer und besaß schon im zwölften Jahre ziemliche Kenntnisse der lateinischen und griechischen Sprache sowie der Weltgeschichte; vor allem liebte er Märchen und Gedichte. Der fromme Sinn, der im Elternhause herrschte, namentlich gepflegt durch die Mutter, übte zwar früh einen bedeutenden Einfluß auf sein kindliches Gemüt aus, aber sein hochemporstrebender und nach Erkenntnis forschender Geist ließ sich doch nicht in den engen Rahmen der herrnhutischen Religionslehre einzwängen, er lehnte den Religionsunterricht durch einen Prediger dieser Gemeinde ab, und seine Eltern sandten ihn 1789 nach Eisleben zur letzten Vorbereitung für die Universität Jena, die er von 1790 bis 1792 besuchte. Von hier ging er nach Leipzig und später nach Wittenberg, wo er seine Studien 1794 abschloß, die hauptsächlich Philosophie und Physik betrafen, daneben auch Mathematik, Rechtswissenschaft und Bergwerkskunde. In diese Zeit fällt auch seine Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel, dessen wärmster Freund er bald wurde; auch mit Fichte wurde er genauer bekannt, und diese beiden Geister hatten einen großen und dauernden Einfluß.

auf sein ganzes Leben, zumal die ganzen Zeitumstände, die Entwicklung der Kantischen Philosophie durch Fichte, die Anfänge der Lehre Schellings, die Idee von der Freiheit und Gleichheit, die damals auftauchte und die jugendlichen Heißsporne begeisterte, für die Ausbildung seines Geistes ungemein günstig waren.

Von Wittenberg kam Novalis nach Tennstedt zu dem schon erwähnten Kreisamtmann Just, um sich in praktischer Tätigkeit zu üben, und dieser wurde und blieb sein intimer Freund bis an sein Lebensende. Er berichtet von dem großen Fleiß, den Novalis hier entfaltete, und wie er sich nicht scheute, „die gemeinsten Geschäfte des Praktikers“ ebenso sorgsam als die eigens für seinen Geist bestimmten zu erledigen, denn, was er sein wollte, das wollte er ganz sein, er trieb alles gründlich, nichts oberflächlich. Drei Dinge waren es, für die er eine entschiedene Vorliebe hatte: Konsequenz im Denken und Handeln, — ästhetische Schönheit — und Wissenschaft. Neben seiner praktischen Betätigung studierte und las er außerordentlich viel; sein liebstes Buch auf dem Gebiete des Schönen war Goethes Wilhelm Meister, den er fast auswendig kannte und dessen Einfluß man auch in seinem „Ofterdingen“ deutlich spürt, so deutlich, daß ein Kritiker ihn sogar einen „umgekehrten Wilhelm Meister“ nannte.

Auf einer Geschäftsreise, die er mit dem Kreisamtmann zusammen im Jahre 1795 machte, lernte er ein dreizehnjähriges Mädchen, Sophie von Kühn, kennen, ein halbes Kind noch, aber ein Wesen von außergewöhnlicher Schönheit und erstaunenswerter, gefährlicher Frühreife. In ihr sah er fortan den Mittelpunkt seines Lebens, sie wurde seine Madonna; „er wurde zum Dichter, sobald er nur von ihr sprach“, berichtet Tieck, und alle diejenigen, welche diese wunderbare Geliebte unseres Freundes kennen gelernt haben, kommen darin überein, daß es keine Beschreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmlischen Anmut sich dieses überirdische Wesen bewegt und welche Schönheit sie umglänzt, welche Rührung und Majestät sie umkleidet habe.“ Der Gedanke, sich ein stilles, häusliches Glück, wie er es von seinem Elternhause her kannte, in absehbarer Zeit schaffen zu können, mag viel dazu beigetragen haben, daß er bald nach seiner Verlobung mit Sophie sich dem Dienst auf den kursächsischen Salinen mit besonderem Eifer widmete, da er hoffte, hier eine Anstellung zu finden. Aber es war ihm vom Schicksal anders bestimmt: Sophie erkrankte an einem unheilbaren Leiden und starb trotz der geschickten Öpe-

rationen des Geh. Hofrats Dr. Stark in Jena zwei Tage nach ihrem 15. Geburtstage am 19. März 1797 auf ihrem väterlichen Gute in Grüningen. Novalis war in tiefster Seele erschüttert, sein Lebensplan schien vernichtet. Er arbeitete zwar eifriger als je, aber er betrachtete sich als Fremdling auf Erden und lebte sich ganz in den Gedanken hinein, daß die sichtbare und die unsichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten sei und daß er bald — und zwar innerhalb eines Jahres — seiner Geliebten werde nachfolgen müssen; — „ich will fröhlich als ein junger Dichter sterben“, schrieb er in diesen Tagen. Kurz darauf, am Oßtertage 1797, starb sein Bruder Erasmus, mit dem er besonders gut harmonierte; aber auch jetzt hörte man keine Klage von ihm. Die Überzeugung von einem Weiterleben nach dem Tode und der Gedanke an eine Wiedervereinigung mit seinen heimgegangenen Lieben hatte sich schon so tief in seiner Seele verankert, daß er damals zum Tröst an seinen dritten Bruder Karl schreiben konnte: „Sei getrost! Erasmus hat überwunden, die Blüten des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewiger zusammenzusetzen.“

Er lebte jetzt sehr zurückgezogen in Tennstedt, arbeitete im Amt, las eifrig die Schriften von Lavater, schrieb über Natur, Philosophie und Unsterblichkeit, machte kurze Erholungsreisen in die Umgebung und überraschte sogar einst seine Freunde durch ein launiges Gedicht; so gewann er allmählich sein Gleichgewicht wieder und ging nach Freiberg, um sich da zu einer künftigen Anstellung auf den Salinen auszubilden, und das Jahr, während dessen er zu sterben geglaubt hatte, ging vorüber. Sein Herz bedurfte wieder einer mitfühlenden weiblichen Seele, und diese fand er in Julie von Charpentier, der Tochter des Berghauptmanns, „deren gebildeter Verstand und sanftes, edles Herz, von Schönheit und Grazie begleitet, erst seine Hochachtung, dann seine Liebe gewann.“ Seine Liebe war nicht so leidenschaftlich, wie die zu seiner Sophie gewesen war, und Sophie blieb auch, wie wir aus seinen Schriften wissen, der Mittelpunkt seiner Gedanken, aber er glaubte doch, „daß Juliens Liebenswürdigkeit und Schönheit ihm seinen Verlust ersetzen könnte.“ Er verlobte sich bereits im Jahre 1798 mit ihr, und nun begannen einige Jahre reichsten Schaffens für ihn. Er schrieb zunächst „Glauben und Liebe“, den „Blütenstaub“, „Die Lehrlinge zu Saß“, auch einige seiner Aufsätze, die später von seinen Freunden unter dem Titel „Fragmente“ herausgegeben wurden. Seine berühmten „Hymnen an die Nacht“ sollen

erst 1799 gedichtet worden sein, einige seiner Zeitgenossen verlegen sie in die Zeit unmittelbar nach Sophiens Tode; jedenfalls erschienen sie zuerst 1800 in der Zeitschrift „Athenäum“, und zwar in den Hauptteilen in Prosa. Erst hundert Jahre später, 1901, fand Heilborn unter den Schätzen des Hardenbergschen Familienarchivs ein Manuskript von Novalis' Hand, das den Text der Hymnen mit Ausnahme einer kleinen Stelle in Versen enthielt, die auch mancherlei Abweichungen im Wortlaut aufweisen, so daß wir jetzt tatsächlich zwei Texte besitzen; wie Wilhelm Bölsche in der Einleitung zu seiner im Verlag von Max Hesse, Leipzig (ohne Jahreszahl) erschienenen Ausgabe sämtlicher Gedichte Novalis' berichtet.

Ganz gleich, ob Novalis sie früher oder später dichtete, sie spiegeln seine Seelenstimmung wider, seine Todesgedanken nach dem Verlust Sophiens, aber sie zeigen auch seine Todesüberwindung, seinen Sieg über den Tod, sein Schauen in das Innenreich der Seele, das ihn alles Leben, alles Dasein in gewissem Sinne nur als ein Geschenk des Todes empfinden läßt, aus dem allein ihm die Erlösung geboren werden kann.

„Muß immer der Morgen, wieder-
kommen,
Endet nie des Irdischen Gewalt?
Unselige Geschäftigkeit verzehrt
Dein himmlischen Anflug der Nacht?
Wird nie der Liebe geheimes Opfer
Ewig brennen?
Zugemessen ward dem Lichte seine
Zeit
Und dem Wachen —
Aber zeitlos ist der Nacht Herrschaft,
Ewig ist die Dauer des Schlafs.
Heiliger Schlaf!
Beglücke zu selten nicht
Der Nacht Geweihte —
In diesem irdischen Tagewerk.
Nur die Toren verkennen dich
Und wissen von keinem Schlaf
Als dem Schatten,
Den du mitleidig auf uns wirfst

In jener Dämmerung
Der wahrhaften Nacht.
Sie fühlen dich nicht
In der goldnen Flut der Trauben,
In des Mandelbaumes
Wunderöl
Und im braunen Saft des Mohns.
Sie wissen nicht,
Daß du es bist,
Der des zarten Mädchens
Busen umschwebt
Und zum Himmel den Schoß macht —
Ahnend nicht,
Daß aus allen Geschichten
Du himmelöffnend entgegentrittst
Und den Schlüssel trägst
Zu den Wohnungen der Seligen,
Unendlicher Geheimnisse
Schweigender Bote.

(Dieses Gedicht ist der zweiten Hymne entnommen und in der handschriftlichen Fassung wiedergegeben, die übrigens fast wörtlich mit dem Erstabdruck in Prosa im „Athenäum“ 1800 übereinstimmt.)

Wir fühlen hier einen Anklang an Hölderlins „Hyperion“: Wir sterben, um zu leben — was ist denn der Tod und alles Weh der Menschen? — — Wir empfinden; daß für den Dichter die Nacht das unendliche tiefe Meer seiner Erkenntnisse bedeutet, das sich vor ihm bei seinem Schauen nach Innen auftut, das immer ungeheurer, immer grenzenloser wird, je mehr sich das Innenreich seiner Seele weitet und das Tagesbewußtsein zurückdrängt. Aus der wahren Nacht, nicht aus der kurzen Spanne zwischen Abend und Morgen kommt die Erlösung durch den wahren Tod, durch Christus, den Sohn der echten Nacht.

(5. Hymne).

„Gehoben ist der Stein, Die Menschheit ist erstanden. Wir alle bleiben dein Und fühlen keine Banden. — — Der herbste Kummer flücht Im letzten Abendmahle Vor deiner goldnen Schale Wenn Erd' und Leben weicht	Getrost, das Leben schreitet Zum ew'ger Leber hin; Von inn'rer Glut geweitet. Verklärt sich unser Sinn. Die Sternwelt wird zerfließen Zum goldnen Lebenswein, Wir werden sie genießen Und lichte Sterne sein.“
--	---

Hier offenbart Novalis seine höchste dichterische Kraft, hier spiegelt sich seine Weltanschauung am klarsten wider, im Gegensatz zu den Liedern; die im „Ofterdingen“ eingestreut sind, in denen mehr die Vielseitigkeit seiner lyrischen Begabung hervortritt.

Im Zusammenhänge sei noch erwähnt — um vorerst noch einmal kurz auf seinen Lebenslauf zurückzukommen — daß er beabsichtigte, gemeinsam mit Tieck ein Gesangbuch zu bearbeiten, und aus diesem Anlaß entstanden seine „Geistlichen Lieder“, die er im poetischen Freundeskreise in Jena im Herbst 1799 vorlas. In diesen 15 Liedern strömt sein reines, kindliches Herz über, sie sind voll tiefer Empfindung und manche sind in die Gesangbücher christlicher Gemeinden übernommen worden, z. B. „Wenn alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu“, „Wer einsam sitzt in seiner Kammer“, Wenn ich ihn nur habe.“

Seine anmutigsten weltlichen Lieder, vor allem „Klingsohrs Weirlied“ (Auf grünen Bergen wird geboren der Gott, der uns den Himmel bringt) sowie das „Bergmannslied“ (Das ist der Herr, der Erde, der ihre Tiefen mißt) befinden sich im „Ofterdingen“, dem größeren Romanfragment, auf das wir jetzt ausführlicher eingehen wollen.

Die erste Anregung zu diesem Werke empfing der Verfasser auf einem Gute in der Nähe von Jena durch Studien in der Biblio-

thek des Generals von Funk, einem Bekannten seiner älteren Schwester, unter dessen Chroniken er im Frühjahr 1799 auf die Sage von Offerdingen stieß. Nach' der Hochzeit seiner Schwester hielt er sich lange an einem einsamen Orte in der güldeney Aue in Thüringen, am Fuße des Kyffhäusers auf, und in dieser Einsamkeit arbeitete er den größten Teil des Romanes aus: Im Frühjahr 1800 kam er zu seinen Freunden nach Jena und las ihnen den ersten Teil des Werkes vor, das er selbst „als einen ersten Versuch in jeder Hinsicht bezeichnete, als die erste Frucht seiner wiedererwachten Poesie“:

Das Ganze sollte eine Verherrlichung der Poesie werden; er wollte nicht nur diese oder jene Begebenheit schildern, um eine Seite der Poesie durch Figuren oder Geschichten zu erklären, sondern sein Bestreben ging dahin, das eigentliche Wesen der Poesie und ihre innerste Absicht darzustellen. Als echter Dichter setzt er sich durch die Magie der Phantasie über alle Hindernisse hinweg und bindet sich weder an Zeitläufte noch an historische Begebenheiten, er hebt alle Unterschiede auf und läßt seinen Helden kühn die Natur, Krieg, das Morgenland, Geschichte und Poesie erleben. Den inneren Geist seines Romanes drückt er in dem nachgelassenen Gedicht aus, das in den unvollendet gebliebenen zweiten Teil eingeschoben werden sollte:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
In echter Klarheit werden gatten,
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Der Roman als Ganzes fand nicht allseitige Anerkennung und wurde namentlich späterhin wegen seines poetischen Mystizismus nicht als Kunstwerk anerkannt, wer aber den Dichter und seine Anschauungen über Poesie und Leben aus ihm selbst kennen lernen will, der wird in seinem „Heinrich von Offerdingen“ viel Schönes und Tiefsinniges finden; man hat ihn nicht ohne Grund auch einen „Leckerbissen für ästhetische Feinschmecker“ genannt.

Wir wollen uns hier darauf beschränken, den schon bezeichneten Abschnitt aus dem zweiten Teil wiederzugeben, das Gespräch, des jugendlichen Heinrich im Walde vor Augsburg mit dem Einsiedler Sylvester, der auf den Vergleich der Wolken mit der höheren Kindheit, dem wiedergefundenen Paradies, mit folgenden Worten eingeht:

„Es ist gewiß etwas sehr Geheimnisvolles in den Wolken, sagte Sylvester, und eine gewisse Bewölkung hat oft einen ganz wunderbaren Einfluß auf uns. Sie ziehen und wollen uns mit ihrem kühlen Schatten auf und davon nehmen, und wenn ihre Bildung lieblich und bunt, wie ein ausgehauchter Wunsch unsers Innern ist, so ist auch ihre Klarheit, das herrliche Licht, was dann auf Erden herrscht, wie die Vorbedeutung einer unbekanntenen, unsäglichen Herrlichkeit. Aber es gibt auch düstre und ernste und entsetzliche Umwölkungen, in denen alle Schrecken der alten Nacht zu drohen scheinen: nie scheint sich der Himmel wieder aufheitern zu wollen, das heitere Blau ist vertilgt, und ein fahles Kupferrot auf schwarzgrauem Grunde weckt Grauen und Angst in jeder Brust. Wenn dann die verderblichen Strahlen herunterzucken und mit höhnischem Gelächter die schmetternden Donnerschläge hinterdrein fallen, so werden wir bis ins Innerste beängstigt, und wenn in uns dann nicht das erhabene Gefühl unserer sittlichen Obermacht entsteht, so glauben wir den Schrecknissen der Hölle, der Gewalt böser Geister überliefert zu sein. Es sind Nachhall der alten unmenschlichen Natur, aber auch weckende Stimmen der höheren Natur des himmlischen Gewissens in uns. Das Sterbliche dröhnt in seinen Grundfesten, aber das Unsterbliche fängt heller zu leuchten an und erkennt sich selbst.“

Wann wird es doch, sagte Heinrich, gar keiner Schrecken, keiner Schmerzen, keiner Not und keines Übels mehr im Weltfall bedürfen?

Wenn es nur eine Kraft gibt — die Kraft des Gewissens; — wenn die Natur züchtig und sittlich geworden ist. Es gibt nur eine Ursache des Übels — die allgemeine Schwäche, und diese Schwäche ist nichts als geringe sittliche Empfänglichkeit und Mangel an Reiz der Freiheit.

Macht mir doch die Natur des Gewissens begreiflich!

Wenn ich das könnte, so wäre ich Gott; denn indem man das Gewissen begreift, entsteht es. Könnt ihr mir das Wesen der Dichtkunst begreiflich machen?

Etwas Persönliches, läßt sich nicht bestimmt abfragen.

Wieviel weniger also das Geheimnis der höchsten Unteilbarkeit. Läßt sich Musik dem Tauben erklären?

Also wäre der Sine ein Anteil an der neuen, durch ihn eröffneten Welt selbst? Man verstände die Sache nur, wenn man sie hätte?

Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größeren Welten wieder besetzte Welten. Alle Sinne sind am Ende ein Sinn. Ein Sinn führt wie eine Welt allmählich zu allen Welten. Aber alles hat seine Zeit und seine Weise. Nur die Person des Weltalls vermag das Verhältnis unserer Welt einzusehen. Es ist schwer zu sagen, ob wir innerhalb der sinnlichen Schranken unseres Körpers wirklich unsere Welt mit neuen Welten, unsere Sinne mit neuen Sinnen vermehren können, oder ob jeder Zuwachs unserer Erkenntnis, jede neue erworbene Fähigkeit nur zur Ausbildung unseres gegenwärtigen Weltsinns zu rechnen ist.

— Vielleicht ist beides eins, sagte Heinrich. Ich weiß nur so viel, daß für mich die Fabel Gesamtwerkzeug meiner gegenwärtigen Welt ist. Selbst das Gewissen, diese sinn- und weltenerzeugende Macht, dieser Keim aller Persönlichkeit, erscheint mir wie der Geist des Weltgedichts, wie der Zufall der ewigen, romantischen Zusammenkunft des unendlich veränderlichen Gesamtlebens.

Werter Pilger, versetzte Sylvester, das Gewissen erscheint in jeder ersten Vollendung, in jeder gebildeten Wahrheit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erscheinung, zu einer Verwandlung des Gewissens. Alle Bildung führt zu dem, was man nicht anders wie Freiheit nennen kann, ohneachtet damit nicht ein Begriff, sondern der schaffende Grund alles Daseins bezeichnet werden soll. Diese Freiheit ist Meisterschaft. Der Meister übt freie Gewalt nach Absicht und in bestimmter und überdachter Folge aus. Die Gegenstände seiner Kunst sind sein und stehen in seinem Belieben, und er wird von ihnen nicht gefesselt oder gehemmt. Und gerade diese allumfassende Freiheit, Meisterschaft oder Herrschaft ist das Wesen, der Trieb, des Gewissens. In ihm offenbart sich die heilige Eigentümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Persönlichkeit, und jede Handlung des Meisters ist zugleich Kundwerdung der hohen, einfachen, unverwickelten Welt, — Gottes Wort.

Also ist auch das, was ehemals, wie mir deucht, Tugendlehre genannt wurde, nur die Religion als Wissenschaft, die sogenannte Theologie im eigentlichen Sinne? Nur eine Gesetzordnung, die sich zur Gottesverehrung verhält wie die Natur zu Gott? Ein Wortbau, eine Gedankenfolge, welche die Oberwelt bezeichnet, vorstellt und sie auf einer gewissen Stufe der Bildung vertritt? Die Religion für das Vermögen der Einsicht und des Urteils? Der Richtspruch, das Gesetz der Auflösung und Bestimmung aller möglichen Verhältnisse eines persönlichen Wesens?

Allerdings ist das Gewissen, sagte Sylvester, der eingeborene Mittler jedes Menschen. Es vertritt die Stelle Gottes auf Erden und ist daher vielen das Höchste und Letzte. Aber wie entfernt war die bisherige Wissenschaft, die man Tugend- oder Sittenlehre nannte, von der reinen Gestalt dieses erhabenen, weitumfassenden, persönlichen Gedankens. Das Gewissen ist der Menschen eigenstes Wesen in voller Verklärung, der himmlische Urmensch. Es ist nicht dies und jenes, es gebietet nicht in allgemeinen Sprüchen, es besteht nicht aus einzelnen Tugenden. Es gibt nur eine Tugend — den reinen, ernstesten Willen, der im Augenblick der Entscheidung unmittelbar sich entschließt und wählt. In lebendiger, eigentümlicher Urteilbarkeit bewohnt es und beseelt es das zärtliche Sinnbild des menschlichen Körpers, und vermag alle geistigen Gliedmaßen in die wahrhafteste Tätigkeit zu versetzen.

O trefflicher Vater! unterbrach ihn Heinrich. Mit welcher Freude erfüllt mich das Licht, das aus Euren Worten ausgeht! Also ist der wahre Geist der Fabel eine freundliche Verkleidung des Geistes der Tugend, und der eigentliche Geist der unfergeordneten Dichtkunst die Regsamkeit des höchsten, eigentümlichsten Daseins. Eine überraschende Selbstheit ist zwischen einem wahrhaften Liede und einer edlen Handlung. Das müßige Gewissen in einer glatten, nicht widerstehenden Welt wird zum fesselnden Gespräche, zur alles erzählenden Fabel. In den Fluren und Hallen dieser Urwelt lebt der Dichter, und die Tugend ist der Geist seiner irdischen Bewegungen und Einflüsse; so wie diese die unmittelbar wirkende Gottheit unter den Menschen und das wunderbare Widerlicht der höheren Welt ist, so ist es auch die Fabel. Wie sicher kann nun der Dichter den Eingebungen seiner Begeisterung oder, wenn auch er einen höheren überirdischen Sinn hat, höheren Wesen folgen und sich seinem Berufe mit kindlicher Demut überlassen. Auch in ihm redet die höhere Stimme des Weltalls und ruft mit bezaubernden Sprüchen in erfreulichere, bekanntere Welten. Wie sich die Religion zur Tugend verhält, so die Begeisterung zur Fabellehre, und wenn in heiligen Schriften die Geschichten der Offenbarung aufbehalten sind, so bildet in der Fabellehre das Leben einer höheren Welt sich in wunderbar entstandenen Dichtungen auf mannigfache Weise ab. Fabel und Geschichte begleiten sich in den innigsten Beziehungen auf den verschlungensten Pfaden und in den seltsamsten Verkleidungen, und die Bibel und die Fabellehre sind Sternbilder eines Umlaufs.

Ihr redet völlig wahr, sagte Sylvester, und nun wird es Euch wohl begreiflich sein, daß die ganze Natur nur durch den Geist der Tugend besteht und immer beständiger werden soll. Er ist das allzündende,

allbelebende Licht innerhalb der irdischen Umfassung. Vom Sternhimmel, diesem erhabenen Dome des Sternreiches; bis zu dem krausen Teppich einer bunten Wiese, wird alles durch ihn erhalten, durch ihn mit uns verknüpft und uns verständlich gemacht, und durch ihn die unbekannte Bahn der unendlichen Naturgeschichte bis zur Verklärung fortgeleitet.

Ja, und ihr habt vorher so schön für mich die Tugend an die Religion angeschlossen. Alles, was die Erfahrung und die irdische Wirksamkeit begreift, macht den Bezirk des Gewissens aus, welches diese Welt mit höheren Welten verbindet. Bei höheren Sinnen entsteht Religion, und was vorher unbegreifliche Notwendigkeit unserer innersten Natur schien, ein Allgesetz ohne bestimmten Inhalt, wird nun zu einer wunderbaren, einheimischen, unendlich mannigfaltigen und durchaus befriedigenden Welt, zu einer unbegreiflich innigen Gemeinschaft aller Seligen in Gott, und zur vernehmlichen, vergötternden Gegenwart des allerpersönlichsten Wesens oder seines Willens, seiner Liebe in unserm tiefsten Selbst.

Die Unschuld Eures Herzens macht Euch zum Propheten, erwiderte Sylvester; Euch wird alles verständlich werden und die Welt und ihre Geschichte verwandelt sich Euch in die heilige Schrift, so wie Ihr an der heiligen Schrift das große Beispiel habt, wie in einfachen Worten und Geschichten das Weltall offenbart werden kann; wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar durch Anregung und Erweckung höherer Sinne. Mich hat die Beschäftigung mit der Natur dahin geführt, wohin Euch die Lust und Begeisterung der Sprache gebracht haben.

*

Wenige Zeilen weiter endet Novalis' Niederschrift. Sein Freund Tieck hat uns, teils aus der Erinnerung an seine Gespräche mit dem Dichter über die Fortsetzung des Romans, teils aus hinterlassenen Aufzeichnungen, in einem Nachwort mitgeteilt, wie der weitere Verlauf geplant war, doch würde es über den Rahmen dieser Skizze, die ja nur den Zweck hat, unsere Leser mit Novalis näher bekannt zu machen, hinausgehen, wenn wir den gesamten Inhalt hier wiedergeben wollten.

Hingegen seien noch einige Worte über ihn selbst hinzugefügt. Die Jahre seiner vorher erwähnten Verlobung mit Julie von Charpentier waren die fruchtbarsten und schaffensreichsten seines leider so kurz bemessenen Dichterdaseins. Um sich baldmöglichst ein eigenes Heim gründen zu können, war er weiter als Bergassessor an den sächsischen Salinen tätig und erhielt 1800 die freigewordene Stelle

eines Amtshauptmanns zugesagt, die ihm die heißersehnte Vereinigung mit seiner Julie ermöglichen sollte. Der Tag der Hochzeit war auch bereits festgesetzt, als sich bei ihm Anzeichen eines Lungenleidens zeigten, das sich stetig verschlimmerte und im nächsten Frühjahr seinem Leben ein Ziel setzte. Am 25. März 1801 schief er, ohne Schmerzen zu spüren, ruhig und friedlich ein, unter den Tönen des Klaviers, auf dem sein Bruder Carl ihm auf seinen Wunsch etwas vorspielte, und im Beisein seines lieben Friedrich Schlegel, um erst in jenen Regionen wieder zu erwachen, die sein Dichterherz so oft begeistert besungen und die er selbst so oft mit der Seele erschaut und ersehnt hatte.

So starb einer unserer besten deutschen Dichter, der, kaum 29 Jahre alt, eine erstaunliche Fülle von Werken hohen dichterischen Wertes schuf¹, ein schwerer Verlust, nicht nur für seine Freunde, sondern auch für die deutsche Dichtkunst, für die er noch Köstliches geschaffen hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seine glänzenden Anlagen bis über das reifere Mannesalter hinaus zur vollen Entwicklung zu bringen.

WISSEN UND MEINUNG

Zum Shakespeare-Problem. Der «Mercure de France» bringt eine Studie des Generals Cartier, die einen höchst interessanten Beitrag zu der bekannten Streitfrage: Bacon oder Shakespeare? darstellt. General Cartier war während des Krieges Leiter des Deciffrierungsdienstes bei der amerikanischen Armee und stützt seinen Artikel auf Mitteilungen des Oberst Fabyan. Diese neuesten Entdeckungen Fabyans werfen ein ganz neues Licht nicht nur auf Francis Bacon, sondern auch auf die Königin Elisabeth von England, die man die „jungfräuliche Königin“ genannt hat. Die in Geheimschrift gehaltenen, nun deciffrierten neuen Dokumente enthalten nichts weniger als eine Lebensbeschreibung von Bacon und schildern dramatische Vorgänge, wie sie kaum spannender in einem Werke von William Shakespeare vorkommen. Vor allem wird klipp und klar gesagt, daß Shakespeare, wie schon vielfach vermutet, kein anderer ist als Bacon, der gewichtige Gründe hatte, für seine Dramen das Pseudonym „Shakespeare“ zu wählen. Bacon war nämlich der natürliche Sohn der Königin Elisabeth. „Ich habe,“ erzählt Bacon, „auch unter dem Namen „Marlowe“ geschrieben, bevor ich das

¹ Bei Eugen Diederichs, Jena, erschienen neuerdings Novalis' Schriften in einer vierbändigen Ganzleinen-Ausgabe in vornehmer Ausstattung, geschmückt mit seinem und seiner beiden Bräute Bildnis, herausgegeben und eingeleitet von S. Minor. Preis G.M. 20.— Zu beziehen durch unsere Versandabteilung.

Pseudonym „Shakespeare“ wählte; denn wenn man den wirklichen Urheber der Dramen entdeckt hätte, wäre ich Gefahr gelaufen, auf ein Wort der Königin Elisabeth hin ein schreckliches Ende zu finden.“ — Nach der Schilderung des Generals Cartier ist die Entdeckung der Dokumente auf ganz eigenartige Weise erfolgt. Der Schlüssel für die Dechiffrierung boten Schriftzeichen, die sich auf dem Originalgrabstein Shakespeares in der Kirche von Stratford, datiert vom Jahre 1616, vorfinden. Dieselben Schriftzeichen stehen auch auf einem Porträt, das angeblich Shakespeare darstellt, und auf einer Textseite der Ausgabe von Shakespeares Werken aus dem Jahre 1623. — General Cartier gibt eine ausführliche Beschreibung der Schwierigkeiten, die der Enträtselung der Geheimschrift entgegenstanden. Dann gibt er einen Teil seiner Enthüllung im «Mercur de France» wieder. — Bacon erzählt, sein wahrer Name sei Tudor, sein Adoptivvater heiße Bacon. Seine Mutter war die Königin Elisabeth, die ihn gleich nach der Geburt töten wollte. Er schreibt wörtlich: „Die Frau, die mich zur Welt brachte, schmiedete teuflische Pläne, und selbst während der Geburtsschmerzen fand sie, entgegen allen mütterlichen Instinkten, nur den Ausruf: „Bringt ihn um! Bringt ihn um!“ Der Menschenfreundlichkeit des Arztes und den Bitten der Lady Anne Bacon, die Elisabeth in ihrer schweren Stunde beistand, verdankte Bacon seine Lebensrettung. Als kurz darauf Lady Bacon ein totes Kind zur Welt brachte, wurde der kleine Francis an Kindesstelle vom Ehepaar Bacon adoptiert und aufgezogen. — Bacon erfährt später, daß sein Vater der Lord Leicester ist, der unter dem Verdacht steht, an dem Tod seiner Gattin Lady Anny nicht unbeteiligt zu sein. Der plötzliche Tod dieser Aristokratin soll auch Elisabeth nicht überrascht haben. Bacon erzählt weiter, Königin Elisabeth habe noch einen zweiten Sohn, Robert, aus ihrem Verhältnis mit Lord Leicester gehabt, der unter dem Namen Walter Dewereux in die Matrikel eingetragen und später zum Grafen von Essex ernannt wurde. Zwischen den beiden Brüdern Bacon und Dewereux entbrannte eine heftige Rivalität. Elisabeth zog den jüngeren Walter Dewereux dem Francis Bacon vor. Der ältere Bruder war stiller und beschäftigte sich hauptsächlich mit wissenschaftlichen Arbeiten. Er träumte davon, ein Werk zu schreiben, das beweisen sollte, daß das englische Volk in Wissenschaft und Kunst den anderen Nationen nicht nachstehe. Er schrieb unter den Pseudonymen de Spencer und de Robert Green. Später wählte er die Decknamen Marlowe und Shakespeare. — Das außergewöhnliche Dokument, das Oberst Fabyan entdeckt hat, dürfte noch lebhaftere Kontroversen entfesseln. —

Die gefährlichen Bücher Wie sonderbar immer noch die Ansichten über okkulte Bücher sind, zeigte uns wieder die letzte Messe in Leipzig. An den Stand unseres Verlages in der Bugra kam ein älterer Buchhändler und besichtigte die ausgelegten Bücher. „Ihre Bücher sehen ja sehr gut aus,“ sagte er zu unserer Vertreterin, „haben Sie, aber auch gelesen, was drin steht?“ „Natürlich,“ war die Antwort, „machen Sie nur einmal einen Versuch mit unseren Werken.“ „Ja, glauben Sie denn das, was da drin steht?“ meinte nun der Besucher. „Gewiß glaube ich das,“ wurde ihm zur Antwort. „Ne.“ meinte da der biedere Ein-

käufer, „dazu sehen Sie eigentlich viel zu vernünftig aus, ich kaufe diese Bücher nicht, die sind mir viel zu gefährlich!“ — — —

Recht bezeichnend waren auch die verschiedensten Äußerungen auf der vom Linser-Verlag, Berlin-Pankow, wiederum veranstalteten „Okkulten Bücherschau“, die im November in Berlin im Künstlerhaus stattfand. Ein Herr „von der Presse“ konstatierte, daß nur die zwei Paracelsus-Luxusausgaben (des Münchener Verlages O. W. Barth und des Wolkenwanderer-Verlages, Leipzig) beachtenswert seien, alle anderen Bücher seien nichts wert. Das besuchende Publikum fand aber „auch die andern beachtenswert“ und ließ sich nicht abhalten, von diesen reichlich zu kaufen. Es ist ja der erstrebenswerteste Standpunkt, seine Bücher nur in besten Einbänden zu besitzen und es wäre auch ein idealer Zustand, wenn jeder nur die vornehmsten Lederbände kaufen könnte, aber wir fürchten, daß bei den heutigen Verhältnissen sich die allermeisten mit anderen soliden Aufmachungen begnügen müssen. Und welche Bücher mehr gelesen werden und daß auch der Inhalt etwas beachtenswert sein könnte, daran hat der Herr Kritikus wohl nicht gedacht! Ob er wohl nur Luxusausgaben besitzt, der Glückliche!? — Ein anderer Besucher schaute sich den von uns ausgestellten Vierfarbendruck „Jesus Nazarenus“ von Bô Yin Râ an und meinte, er könne sich Christus nur blond vorstellen, sonst ginge ihm das Bild, das er sich vom Heiland gemacht habe, verloren; vor diesem Christus würde er sich fürchten. Kurz nach ihm kam ein einfacher Arbeitsmann an unsern Stand und blieb wie gebannt vor dem Bilde stehen. Nach einer ganzen Weile fragte er, wieviel das Bild wohl koste. Als er den Preis von 3 Goldmark hörte, überlegte er einen Augenblick und ging dann weiter. Am nächsten Morgen kam er als einer der ersten Besucher wieder und legte den Kaufpreis auf den Tisch mit folgenden Worten: „Ich hatte gestern nicht genügend Geld bei mir; ich muß das Bild haben, die Augen von diesem Christus haben mich nicht mehr losgelassen, ich mußte wiederkommen und mir dieses Bild kaufen.“ Einen ebenso starken Eindruck machte das Bild auf viele Besucher, nur wußten manche nicht, was in diesem Ausdruck der Augen so faszinierend wirkt. Sehr fein hat dies der Schriftleiter des im Linser-Verlag, Berlin-Pankow erscheinenden „Psyche“, Herr A. Grobe-Wutischky, empfunden; er schreibt im Novemberheft dieser Zeitschrift: „Diese Augen haben mich, seit ich das Bild zum ersten Male gesehen habe, nicht wieder zur Ruhe kommen lassen. Das ist der Blick des Mysten, wie ihn meines Wissens noch kein Maler dargestellt hat, weil keiner noch selber in diesem Sinne Mystiker war, wie Bô Yin Râ. Er konnte aus ureigenstem Erleben, konnte sein Innerstes in seiner Projektion zu gestalten versuchen, während andere nur abbilden konnten, was sie sahen, und sich hinein fühlen konnten in ein gedachtes Leben. So haben andere mit wechselndem Glück den Ekstatiker oder den Sonnambulen oder den Verklärten dargestellt, aber den Geistmenschen, eine Ahnung des Gottmenschen, hat uns erst Bô Yin Râ nahe gebracht. Wenn man den Blick dieses Christus auf sich wirken läßt, so wird man dessen gewahr, daß darin etwas Überwaches zum Ausdruck kommt, das Bewußtsein einer Jenseitigkeit im Diesseitigen.“

Das ist keine schwärmerische Ekstase, ist auch keine überirdische Ver-sonnenheit und ein Vorbeisehen an den Dingen dieser Welt, sondern man sieht es diesen Augen an: so wie der Blick durch die Dinge hindurch ihr Wesen ergründet, so spricht durch diesen Blick die Klarheit, Ruhe und Kraft eines überirdisch, überweltlich Geistigen in erhabener Bewußtheit. Und darum sagte ich, es ist der Blick des Mysten, nicht nur des Mystikers, sondern des im Geiste Erwachten, der durch bewußtes Geistes-Leben die Sinnes- und Gestaltenwelt beherrscht, also des Adepten, des Meisters, des bewußten Geist- und Gottmenschen. Weil dieses Bild mir zu einem unvergeßlichen Erlebnis wurde, halte ich es für meine Pflicht, unsere Leser darauf hinzuweisen; denn ich bin dessen gewiß, daß es manch anderem auch diesen Lebenswert darstellt.

„Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen, wenn es nicht aus der Seele dringt“ kann man bei diesem Bildnis mit Recht sagen: Wie gleichermäÙ eine große Anzahl derer, „die des Schlafens müde würden“ uns begeisterte Dankesbriefe für die Herausgabe dieses Kunstblattes sandten, weil es ihnen, wie dem Schriftleiter der „Psyche“, zu einem unvergeßlichen Erlebnis wurde, so erhielten wir unverstündliche von solchen, die glauben, sehr wach zu sein und noch im tiefsten Schläfe liegen. „Nur wer erwacht, mit wachen Sinnen seinen Gott vernehmen kann, darf hoffen, daß er in ihm selbst das Wort des Lebens spreche“ lehrt Bô Yin Râ in „Mehr Licht“, und den „Weg“ zeigt er immer und immer wieder in seinen Schriften und nirgends klarer, als in seinem „Jesus Nazareus“, der in uns jene Stille zu schaffen vermag, die von vielen Tausenden aus tiefstem Herzen ersehnt wird. —

Die Kunst des Wartens

Wenn du den Weg zu deinem höchsten Ziele gehst
 Bezähm' vor allem jede Ungeduld!
 Solange du die Kunst des Wartens nicht verstehst,
 Ist oft nur dies am Mißerfolge schuld!

Gelassen schreite deinen Weg in heit'rer Stille
 Und wahr' so deiner Seele jene Ruh',
 Durch die allein des Geistes nie besiegt' Wille
 Empor dich führt, den lichten Höhen zu.

Ob du dein Ziel und wann du es erreichen magst:
 Des sorg' dich nicht! Vertrau' dir selbst und — warte,
 Bis reif du bist! Und wenn du fest bleibst, nie verzagst,
 Dann findest du, was längst schon deiner harrte:

Dich selbst!! — — —

(O. J. A.)

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
 Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen
 über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: Verlag Magische Blätter. Monatsschrift Schriftleitung: Dr. Richard Hummel.

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang

Leipzig, Februar 1924

Heft 2

Die Meister der Liebe

Von Bô Yin Râ. *(Anahke Ziel S. 111)*

„UND wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich gleich einem tönenden Erz oder einer klingenden Schelle!“

So redete einer, der um die Liebe wußte! — —

Doch ein anderer war, der hatte vor dem diese Liebe dargelebt in seines Lebens unvergänglich hoher Lehre . . .

Er, den wir den größten aller Liebenden nennen, war zwar von vielen seiner Brüder vorgeahnt, doch hatte keiner seiner Liebe Glut erreicht!

Und viele sind nach ihm gekommen und werden viele noch erscheinen, die wahrlich „Liebende“ zu nennen sind; jedoch mit aller ihrer Liebeskraft war keiner und kann keiner je erstehen, der ihm vergleichbar wäre, — obwohl ich hier von seinen geistgeeeinten „Brüdern“ rede! — — —

Doch, was in jedem dieser seiner Brüder zur Offenbarung kam, war stets das Gleiche, was in ihm in seiner ganzen Fülle sich zu offenbaren wußte.

Und was noch in der Zeiten Lauf zur Offenbarung werden kann, wird nur das Gleiche in stets neugeformter Offenbarung sein! — —

Es ist nur hirnverbrannter Wahn, der da vermeint, daß die Gestalt des Zimmermanns aus Nazareth der frommen Mythe

Magische Blätter. V.

angehöre; doch der, den nun die Nachwelt nur in einer Zeichnung kennt, die erst Jahrhunderte nach seinem Erdendasein seine Züge formen wollte, sah freilich anders aus als jener fakirhafte Wundertäter, den man aus ihm gebildet hat in einer Zeit, da längst der Aberglaube östlicher und westlicher Gehirne um sein Bildnis rang.

Wer wirklich hier der Wahrheit Spur erkunden will, der muß die Tutat wundersüchtig erdgebundener Geschlechter aus jenem Bilde tilgen lernen, das ihm von früher Jugend an als unantastbar galt.

Alsdann erst wird ihm des hohen Meisters Auge entgegenleuchten und er wird eines Menschen Antlitz schauen, der — GOTTGEEINT, im tiefsten Sinne solchen Wortes — dennoch als MENSCH dem Menschen dieser Erde „frohe Botschaft“ brachte von jenem Reiche wesenhaften GEISTES, das er „das Reich der Himmel“ nannte. — — —

*

Wenn ich von anderen — wie von mir selbst — als seinen „Brüder“ künde, so würde jeder meine Worte irrig deuten, wenn er etwa vermeinen wollte, es sei hier ausgesprochen, daß wir anderen dem erdenfernen Zauberbilde gleichen wollten, das mit dem Namen dieses Zimmermanns aus Nazareth, in später Zeit, die ihn dem „Logos“ gleichzustellen suchte, unterzeichnet wurde. —

Fern liegt uns solche Torheit!

So ferne wie der Wahn uns bleibt, das Zauberbild, das so geschaffen wurde, mit dem wahren Erdenbilde des von uns gekannten und so hochverehrten hohen Bruders gleichzusetzen! —

Die ihn durch ihre zweifelhafte Kunst auf solche Weise in den höchsten Himmeln sichern wollten, haben ihn nur allem Erdenmenschlichen entfremdet, so daß er denen nicht mehr faßbar ist, die er empor zu höchsten Geisteshöhen führen wollte!

Was Wunder, wenn er ihnen schließlich dann zur Mythe wurde, in der sich lediglich der Alten Sternenkunde angeblich bergen wollte! —

*

Seht, Freunde, ich weiß gar wohl, wovon ich rede, wenn ich den größten aller Liebenden den hohen Bruder nenne!

Kein einziger aus uns, so hoch ihn auch der Geist erhoben haben mag, wird je dem Irrsinn huldigen, ER sei das „Urwort“ selbst, das aus ihm spricht, — und also dünkt es uns: es sei verbrecherische Schmähung; von jenem Größten aller Liebenden zu glauben, daß er in solchem Irrsinn sich gefallen habe . . .

Wir wollen ihn euch zeigen, so, wie er wirklich war, als er, gleich uns, der Erde Mühsal trug, — so, wie er heute noch, im Kreise seiner Brüder, in Geistgestaltung uns erkennbar und vereinigt, sich uns Tag für Tag bezeugt! —

Wenn wir, die ihn so hoch verehren, uns seine Brüder nennen, so soll dies nur besagen, daß er als Erdenmensch der Unseren einer war und daß er auch in geistiger Gestalt der Unseren einer bleibt, mag man auch aus dem Sohn des Menschen, der alles Menschliche in sich erfahren hatte, als er auf der Erde lebte, in einer heute fernen, wunderargen Zeit den „Gott“ gestaltet haben, der da aus seiner Gottesherrlichkeit herniedersteigen mußte, weil eines kleinen alten Volkes Rachegötze vorzüglich seine Wut nicht zügeln konnte, bevor der eigene „Sohn“ sich ihm als Opfer dargeboten hatte. — — —

*

Wir reden nicht von einem, den wir nur aus alter, dunkler Kunde kennen! —

Wir sind mit dem, von dem wir künden, so vereinigt, wie keine irdische Vereinigung jemals den Menschen mit dem Menschen einen kann! — — —

Wir wissen, wüßten wir es anders nicht, durch den, um den es sich hier handelt, daß er einst als Mensch, in allen Stücken menschlich uns vergleichbar, über diese Erde schritt und daß er nur an Liebesfeuerkraft uns also überlegen war, daß er das überirdisch-hohe Wunder wirken konnte, die Geistesaura dieser Erde so zu wandeln, daß jeder, der da „guten Willens“ ist, nunmehr den Weg zurück zum Geiste, in der Liebe finden kann, — gleichsam „gebahnt“, so wie ein Wanderer durch hohen Schnee den Weg nicht fehlen wird, den einer bahnte, der des rechten Weges kundig war . . .

Auf solche Weise ist es wahrlich seine eigene Kunde, die euch durch unser Wort erreicht!

Seht ihr an uns des Menschen Maß, obwohl wir uns als seine Brüder euch bezeugen müssen, so wisset, daß auch er, gleich uns, ein wahrer Mensch war, dem nichts Menschliches erlebnisferne blieb! —

Nichts Menschliches schien ihm zu niedrig, als daß er es nicht einstens in sich selbst, in eigenem Erleben, mitempfinden hätte! —

Er wäre nicht gewesen, der er war, wenn nicht die ganze Weite alles Menschlichen in ihm sich auszuwirken Raum gefunden hätte! —

Aber es war ihm auch wahrlich keine Macht gegeben, seinem Menschentum sich zu entwinden, hätte er sich jemals ihm entwinden wollen!

Nur, daß er letzten Endes Sieger blieb, macht seine Größe aus, so wie ein jeder, der ihm folgen will, sich nur als „ausgewählt“ bezeugen kann, wenn er der Erde Torheit, der er niemals ganz entrinnen kann, solange er auf dieser Erde lebt, für „Nichts“ zu achten weiß und aller „Sündenschuld“ sich zu entwinden lernt, um in Erlösungslicht sich zu erheben, sich selbst verzehrend in den Feuergluten jener Liebe, die in dem Meister, dem er nur in Liebe sich vereinen kann, das hohe Wunder seines Lebens wirkte . . .

Wer da den „Großen Liebenden im Innersten des Innern in sich selbst zu finden hofft, — denn er ist wahrhaft aller Erdgeborenen so nahe, daß er leicht sich finden läßt, — der muß vor allem jenem Wahr entsagen lernen, der aus dem reinsten Menschen, den die Erde trug, den „Gott“ zu bilden wußte, der seinem Vätergott sich als Versöhnungsoffer irren Rachedurstes, menschlich allzumenschlicher Erfindung, bot! —

Dann erst kann er den hohen Meister in sich vernehmen: — den weisen Zimmermann aus Nazareth!

Dann aber erst wird ein solcher auch die Meister der Liebe in ihrer wahren Wesenheit erkennen!

Vorher mag er noch den törichten Mären Glauben schenken, die ihm die Meister der Liebe als tolle Zauberer und erdferne Halbgötterwesen darstellen wollen.

Dann aber wird er wissen, daß da alle, die man als Meister der hohen Liebe bezeichnen darf, stets Menschen der Erde sind, in keiner Weise Menschlichem entrückt; nur in der Liebe wahrhaft gottgesinnt und darum ihrer Menschenbrüder nächste Freunde, wahrlich der Erde Drangsal und Versuchung kennend, aber auch Erlösung wissend aus der Erde Not! — — —

Ramiro

Von Hans Christoph Ade.

(Schluß)

Ewig kreisend in sich waren sie reines Echo des Worts. Doch aus dem Jubel des unendlichen Augenblicks tauchten wieder weiterdeutende Zeichen herauf. Noch war die Kraft des Wortes nicht erlahmt, noch sehnte sich Ramiro nach dem Erkennen seiner ganzen Macht. Hoch wie Fahnen standen die roten Zeichen des Weiterwegs, klein und schwarz aber, wie Schatten, wiesen warnende, mahnende, auf kommende Prüfungen.

Ramiro folgte dem Weg, der aus ihm wuchs.

Kreisend hinter ihm blieben die Himmel seines Beginns.

Anderer Schöpfung hob an, die sich nachhallend wie ein zweites, leiseres Echo des Worts gebär.

Dichter wurde die Welt, gedrängter. Zerspaltung begann, Grenzen setzten sich, die Einheit der geistigen Welt zerfloß in den rinnenden Strom der Zeit und die sondernde Weite des Raums.

Hoch wellte das blaudunkle Meer der äußersten Finsternis auf. Ramiro aber schwebte über den wogenden Wassern, und sieghaft leuchtete sein Strahlen werdewillen in die Tiefen.

Äonenfern flammte die Urfeuersonne ewiger Liebe, aus der er kam und deren Leuchten er in sich trug, er, reiner Geistmensch des Anbeginns.

Hier aber begann die Ursonne selbst sich aus ihm eine Grenze zu setzen. Innen begann ein Außen zu werden und zu erstarren in seinem Gegensein. Ramiros Wille formte nach dem in ihm wohnenden Gesetz kräfttragende, Gestaltung zeugende Zeichen.

Weltenkeime tauchten aus der leuchtenden Wolke empor, in die das Meer der Finsternis sich verwandelt hatte. Geistiges glänzte als Kern sonnenhaft im Innern aller Welten. Rot leuchteten sie, blau und grün. Regenbögenfarbene Nebel glitten an ihnen vorüber.

Immer dichter wurden die Welten, immer blasser der leuchtende Kern.

Trübung flutete durch das All der sichtbaren Erscheinung, bis zuletzt alles Innen ein Außen war und die Welten klar, fest, hart den inneren Lichtkern umschlossen und ganz verhüllten.

Licht prallte von außen. Als schöne Blendung kreisten die Welten ihre Bahn hier, dem herrlichen Klang der Urmusik folgend, der aus der Welt des Geistes schon verklingend niederrauschte.

Noch lauschte Ramiro entzückt dem Klang der Heimat, noch fühlte er tief in sich das Leuchten des Urlichts, dessen Funke er war.

Sehnsucht ergriff ihn nach der Heimat, großes Verlangen ergriff ihn, das Göttliche, durch das er war und wirkte, bewußt in sich zu empfangen, Gefäß zu werden dem lebendigen Gott.

Aber schwerste Prüfung trat ihm entgegen.

Wären Vertrauen, Kraft und Liebe in ihm so groß, daß er die Kräfte bezwang, die ihm die Herrschaft weigern wollten?

Furchtbare Gewalten, entsetzliche Wesen des Grauens, die Schaffenden des Grundes, dem Urlicht fern und dennoch aus ihm geboren, sprangen in seinen Weg.

Wirbel der Vernichtung umbrauten Ramiro, Heimtücke umstellte ihn, eisig wehte der Hauch eines Raums, in dem die Liebe heimlos war.

Noch war Ramiro Gebieter, noch glühte Vertrauen auf das Leuchten in ihm, aus dem er kam, doch in dem gleißenden Licht, das ihn täuschend umgab, verlor er die Sicherheit. Geblendet vom Truglicht, von falscher Musik verlockt, irrte er dahin auf engem Weg, bis neue Weite sich heimätschlich vor ihm öffnete.

Steigen hier nicht anbetende Säulen empor wie in der reinen geistigen Welt?

Ach! Trüber Nebel walt auf und zerfrißt ihren Grund! Tückische Augen stieren kalt und grausam. Donner zerbersten krachend und stürzen Geschaffenes ins Leere. Wirbel der Vernichtung, Grauen, Kälte, Entsetzen überall!

Ist alles Vertrauen dahin? Alle Lust des Schaffens verloren? Lebt die Liebe nicht mehr, die dennoch die Mutter des Seins ist?

Hochgebaut wächst eine Stadt auf legerer Ebene. Taumel teuflischer Lust verfälscht die Liebe.

Mit herrischem Hohn lästert ein grüner Dämon empor und fordert Ehrfurcht.

Unermeßliche Verzweiflung!

Hohl und leer ist die Stadt, Schemen der Hölle alles umher. Ist nirgends ein Ausweg? Ist das ewige Leuchten erloschen?

„Kein Gott lebt außer mir!“ donnert der Dämon. „Keine Liebe ist außer dem Taumel!“ Grün steht er, wie ein Schwert des Gerichts, vor fahlgelber Weite. Blutrote Nebelschwaden ziehen über ihn.

Wolfwütend wirft sich Furcht auf Ramiro, den Sohn des Urlichts, durch das er herrschte, als er ihm vertraute.

Von Entsetzen gepackt, flieht er durch den Raum der Verzweiflung.

Wo blieb seine Kraft?

In blindem Rettungstaukel vergißt er das Urlicht, aus dem er kam, verliert er das liebende Vertrauen, durch das er herrschte und schuf.

Ramiro, der Geistmensch, der eins war, Männliches und Weibliches in sich verbindend, kämpft in sich.

Da offenbart sich jenseits neue, rettende Gestaltung!

Jenseits der schaurigen Not leben Wesen dahin, gelassen und ohne Furcht! Die dritte Welt offenbart sich, die Erde mit ihren Wesen.

Sehnsucht ergreift das furchtblinde Weibliche in Ramiro. Es vertraut nicht mehr, trennt sich verzweifelt ab von dem Leuchtenden, aus dem es kam und in dem es ruhte. Wuchtete nicht neben dem Dämon ein breites Zeichen auf, ins Tiefeweisend?

Rettung eigenwillig suchend, reißt es sich los und stürzt sich in die mauerfeste Burg des Menschentierleibs.

Eva ist geboren.

Eins ist zu Zwei geworden durch Evas furchtblinden Willen.

Nun sind die Schrecken verschwunden vor ihrem Blick: der Rock aus Fellen verhüllt sie, der Menschentierleib.

Glücklich freut sich das Weib seiner Geburt; verloren aber ist das Bewußtsein des Geistes durch den Fall, verloren das Erinnern an den Schöpfungssonnenweg das All hindurch. Dumpfheit ummauert sie eng, aber sie nennt sie Seligkeit.

Ramiro aber, der Manngest, irrte verzweifelt um den Kerker seines Weibes.

Und Eva war schön.

Da zwang es Ramiro nach in irdische Geburt als Adam, und auch in ihm versank das Wissen um die hohe Welt des Geistes, aus der er kam, und die noch immer mit abgedämpften, fernen Strahlen in ihm glühte und ihn erhielt wie Eva.

Sehnsucht lebt nun in Eva nach dem ergänzend Männlichen, Sehnsucht in Adam nach dem ergänzend Weiblichen. Dunkel lebt in ihnen tiefstes Erinnern an Ramiro, der sie einstmals waren.

Doch ihr verhüllter Blick erlaubt Erkennen nicht. Die Welt des Dichten umschließt den göttlichen Kern in ihnen zu eng.

Eva, die der Furcht erlag, wird denen Mutter, die nach ihr diese Erde finden, nach ihrem Fall; denn unendlich ist der Strom der geistigen Menschen, die, sich selber gebärend, aus der Ur-

sonne, treten. Unendlich ist er, anfanglos und endlos. Eva bleibt auf der Erde das Gebärende, das sie war; Adam aber, der Zeugende, werkt schaffende Tat den Tag hindurch im Schweiß seines Gesichts.

Wann werden sie wieder zusammenkommen? Wann wird es sich erfüllen, daß aus Adam und Eva in großem Leuchten ein neuer, höherer Ramiro wird? Wann im Vorüberlauf der Ewigkeiten?

Versunken und verloren wären Adam und Eva in dieser Welt der Dichte. Aber liebende Retter trugen ihnen ihr Erbe nach und künden ihnen das Verschluckte, Vergessene.

Das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis kann es begreifen.“

Leonie hatte aufmerksam zugehört.

„Ich glaube, lieber Günther,“ seufzte sie nach einer Weile, „ich gehöre zu der Finsternis, die nicht begreift.“ Sie schwieg, denn sie wollte nicht gestehen, daß ihre Liebe zu Anton nur noch ein gelegentlicher Flackerschein war und daß das Beste in ihr brach liegen mußte. „Sie wollten sich von Bildern lösen,“ fuhr sie fort, „aber Sie haben sich wieder in Bilder geflüchtet. Sie schütteln den Kopf, Günther, und auch du, Elfriede. Gut. Nehmen wir an, es sei Wahrheit. Aber was sollen die Getrennten in der Welt des Fluchs? Liebende Retter trugen das Erbe nach. Was heißt das? Der Fluch bleibt bestehen und die Menschen leiden.“

„Glauben Sie nicht, Leonie,“ entgegnete Günther, „daß ich leichtfertig rede, wenn ich sage, daß uns der Fluch zum Segen werden soll. Gerade aus unserer Tiefe können wir wieder aufsteigen, indem wir durch Liebe, Tat und Kampf zu der Stille kommen, in der das Kostlichste in uns sich gestalten kann. Es sagt sich so leicht und es ist so schwer. Und dennoch, dennoch ist es Wahrheit. Die liebenden Retter aber sind Geistmenschen, Brüder Ramiros aus dem Urlicht, die dem Fall nicht erlagen, und nach dem Willen des Urlichts einige, die im Menschentierleib geboren werden mußten, bereiteten und erleuchteten, daß sie den Menschen der Erde Lehre und Hilfe von innen her geben können.“

Leonie hatte noch viele Fragen auf dem Herzen; aber sie mußte nach Hause. Sie verabschiedete sich und ging, ganz in Gedanken versunken und von einer neuen, ungeahnten Welt, seltsam berührt.

Als sie Anton, der schon auf sie wartete, von Günther erzählte, meinte er, jeder müsse nach seiner Weise selig werden und sich zurechtzimmern, was ihn glücklich mache. Er habe das Grübeln

aufgegeben, das doch zu nichts führe und halte es mit Goethe, der an einer Stelle gesagt habe: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste sei dein künftig Zauberwort“ und an der andern: „Man müsse das Unfaßliche schweigend verehren“.

Leonie war peinlich berührt, daß Anton doch immer in seinem engen Kreise blieb, ungewillt, sich zu vertiefen, ungewillt, sich über das Alltägliche fromm zu erheben. Das einzige, was ihn reizte, war Kunst; aber auch die Kunstwerke, die er gelegentlich erfreut mitbrachte und aufhing oder aufstellte, betrachtete er von außen. Seine schöne Maske, seine Gesetzmäßigkeit, hatte sie längst durchschaut, wie sie glaubte. Antons innere Flügel waren gebunden und seine Seele verarmt.

Wie glücklich war Elfriede mit Günther!

Der war ein Mann, ja, aber Anton? Er war tüchtig und geschätzt in seinem Beruf, er konnte in Gesellschaft liebenswürdig und bezaubernd sein. Aber das war auch alles! Der Auftrieb fehlte ihm. Zeigte sich das nicht am deutlichsten darin, daß er nicht Vater sein wollte?

Leonie war ungerecht gegen Anton und machte sich ärmer, als sie war. Aber sie wollte arm sein, sie wollte sich quälen.—

Günthers Erzählung wurde der Anlaß zu vielen Gesprächen mit ihm und Elfriede. Auch Anton beteiligte sich öfters aufmerksam und ruhig daran, ohne aber viel Verständnis aufzubringen, obwohl er eine Anschauung, die seine Frau ergriff und Menschen wie Günther und Elfriede vertraten, hochachtete. Er nahm sich vor, sich einmal mit diesen Dingen mehr zu beschäftigen, aber er kam nicht dazu, da er zuviel abgelenkt war.

Leonie suchte mit Leidenschaft dies Neue zu erfassen, von dem sie sich eine rasche Lösung all der sie bewegenden Fragen und einen Ausweg aus ihrer Not erhoffte.

Eine große Seligkeit trat in ihr Leben, die nur durch Anton gestört wurde, der wie ein schwerer Block dastand und nicht zu bewegen war. Die Welt öffnete sich ihr und sie erlebte Dinge, die sie nie für möglich gehalten hätte. Ihre Phantasie stürmte die Wege hin, die sich ihr zeigten und nach einigen Wochen glaubte sie beseligt Stimmen um sich her zu vernehmen, ja von Hohem umgeben zu sein.

Anton, der sich über sie wunderte, sagte sie nichts davon, weil sie sein kühles Urteil fürchtete.

Aber auch Elfriede, mit der sie sprach, warnte sie.

Leonie wurde verstimmt, als sie das hörte, und einen Augenblick lang empfand sie wieder das hochmütige Gefühl der Überlegenheit, das sie einst in der Schule Elfriede gegenüber gehabt hatte.

Elfriede fühlte, daß sie Leonie eine Enttäuschung bereitet hatte und tat alles, um ihr darüber hinwegzuhelfen. Als nun auch Uli den Wagen mit dem kleinen Willemann hereinschob, der jetzt schon auf Leonies Arm sitzen konnte, verflog die Verstimmung ganz und die beiden Frauen lachten und spielten mit den Kindern.

Leonies Leben lief fort wie sonst.

Es war nicht mehr so leer wie früher, aber sie kam sich doch wie ein schönes Gefäß vor, das einen Sprung erhalten hatte. Seit Elfriedens Warnung erfüllten sie Zweifel, ob sie jemals etwas erreichen könne, und wenn sie so ganz von Zweifel erfüllt war und keinen Ausweg mehr sah, wünschte sie sich den Tod, um allem zu entgehen. Dabei versuchte sie aber doch tapfer ihren Beginn fortzusetzen, wenn auch vorsichtiger und prüfender.

Aber der Tod erschien ihr doch als ein köstliches Ziel, das ihr endlich den Frieden bringe.

Einmal, als sie mit Anton bei einem Atelierfest war, legte sie die Arme um ein Totengerippe, das einen roten Fez auf dem Schädel, in einer Ecke stand, und schmiegte ihre Wange an die leeren, kühlen Gebeine. So fühlte sie sich in den Tod hinein, um ihn als Freund zu erleben. Anton schauderte und sah sie mit Entsetzen an, während die übrigen Gäste lachten oder sich über das liebevolle Bild freuten. Als sie dann durch tiefen Schnee nach Hause gingen, schob Anton seinen Arm in ihren, was er lange nicht mehr getan hatte, und schalt sie freundlich, wie sie ihn so habe erschrecken können. Lächelnd wehrte sie sich, es sei nur eine Laune gewesen, aber sie beginne den Tod zu lieben, der ihr bisher wie etwas Fremdes und Fernes erschienen sei. Anton suchte ihr diese Gedanken auszureden, und da er aus liebender Ergriffenheit sprach, gelang es ihm auch, Leonie zu Liebendem zu erlösen.

Aber das Freundliche verblaßte nur zu bald wieder zwischen ihnen, vor allem durch Leonies Schuld, die sich wieder verschloß, weil sie meinte, daß Anton sie doch nicht verstehe.

Im Frühjahr machte sie eine Entdeckung, die sie aufs tiefste erschütterte. Elfriede durfte wieder ein Kind erwarten!

Leonie erlebte einen Schmerz, der ihr durch und durch ging. Warum war die Freundin so fruchtbar, warum wurde ihr selbst

das Glück, ein Kind zu haben, verwehrt? Warum wurde sie um das Schönste betrogen? Verzweifelt saß sie in ihrem Zimmer und hatte eine wilde Freude daran, sich zu quälen und zu beleidigen.

Vergangene Erlebnisse einsamer Not, unfreundliche Worte Antons, Dinge, die sie längst vergessen und verwunden glaubte, stiegen wie fürchterliche Gespenster auf und bedrängten sie.

Sie konnte nicht mehr mit Anton leben, sie haßte ihn! Und sie haßte sich selbst noch mehr.

In wilder Verzweiflung stand sie auf und ging an Antons Schreibtisch, aus dem sie seinen Revolver holte. Sie untersuchte ihn; er war geladen; denn Anton hatte immer einen Schuß darin für alle Fälle.

Als sie die kühle, zierliche Waffe in der Hand hielt, wurde sie ganz ruhig und überlegte, daß sie es nicht hier im Zimmer tun wolle, sondern draußen, im Freien.

Rasch schrieb sie noch einen Zettel für Anton: „Vergib mir, lieber Anton, ich kann nicht mehr.“ Sie verbarg ihn in seiner Schreibtischmappe, so daß er ihn finden mußte, wenn er nach Hause kam.

Ruhig zog sie den Mantel an, nahm den Muff und verbarg die Waffe in ihm. Ruhig ging sie die Treppe hinunter, nachdem sie dem Mädchen Bescheid gesagt hatte, daß sie ausgehe. Mit leisem Pfeifen schlug die Haustüre hinter ihr zu, dann ging sie in die Anlagen. Dort, an einer einsamen Stelle, wollte sie es tun.

Sie ging rasch, um nicht von Bekannten angesprochen zu werden.

Wie die Menschen hasteten und wichtig taten! Das ging sie nun alles nichts mehr an. In kurzer Zeit war sie drüben, in einer besseren Welt! Das Leben sieht so anders aus, wenn man es von der andern Seite her sieht, vom dunklen Strom herüber. Leonie ging langsamer, denn sie hatte das Gefühl, schon fast drüben zu sein.

Anton tat ihr doch leid, aber nun ließ sich nichts mehr ändern.

Sie kam in die Anlagen. Der Märzwind sauste dunkel in den Baumkronen. Ein Herr ging vorüber und sah sich nach ihr um. Sie wußte, was er dachte: welch eine schöne Frau! Das war nun vorüber, dies Leere!

Sie bog in den Seitenweg ein, der zu der großen Kastaniengruppe führte, die sie liebte. Nun würde sie nicht mehr sehen, wenn sich die schönen Blütenkerzen über den Blättern im Winde wiegten.

Sie war da. Kein Mensch war in der Nähe.

Es war ihr doch feierlich zu Mute, als sie den Revolver aus dem Muff holte. Sie hatte Anton nicht mehr und auch sich selbst nicht mehr.

Sehr still wurde es in ihr, lautlos still.

Der Wind rauschte in den Bäumen über ihr und blies ihr feuchtkühl über Gesicht und Hand. Auf dem glatten Lauf war ein langer, heller Schein.

Sie zog den rechten Handschuh aus und entsicherte den Revolver. Langsam setzte sie die Mündung an die Stirne. Der Stahl war kühl und hart.

Sie dachte: „Ich zähle bis drei, dann drücke ich los. Anton, vergib mir! Was werden Günthier und Elfriede denken!“

Da kam ihr auf einmal von Innen her der Befehl, den Revolver sinken zu lassen.

Mechanisch folgte sie.

„Durch Liebe, Tat und Kampf sollst du das Leben in MIR finden,“ sprach die Stimme wieder in ihr auf. „In MIR, der ICH das Licht in dir bin, das dich ewig erleuchten wird!“

Stauend sah Léonie um sich her.

Wie schön war das Sausen des Windes in den Krönen! Wie schön waren die dunklen, blattlosen Bäume und der Nebel, der aus den Wiesen draußen dampfte! Ein heißes Glücksgefühl stieg wie eine spitze Flamme in ihr empor. Dankbar über sich selber lächelnd steckte sie die Waffe wieder in ihren Muff.

In einer Seligkeit, die fast feierlich war, ging sie nach Hause, und noch nie hatte sie die Straßen so schön gefunden wie jetzt, noch nie die Menschen so innig geliebt.

Sie sehnte sich nach Anton.

Gerade kam sie noch recht, um den Revolver an seinen alten Platz zurückzulegen und den Zettel fortzunehmen, dann trat Anton ins Zimmer.

Nun sah sie ihn wieder wie er war! Sie umarmte und küßte ihn und war nicht verletzt, als er sich über diese Begrüßung wunderte, die er nicht mehr gewöhnt war.

Sie ergab sich willig und wollte nun ihr Leben auf sich nehmen, wie es war, wollte es freudig tun und der Stimme folgen, die aus ihr gesprochen hatte:

Nach einigen Monaten erlebte sie ein zitterndes, unsagbares Glück, als sie fühlte, daß sie Mutter war.

Freudig ging sie zu Elfriede, und es war wie die Begrüßung von Maria und Elisabeth, als sie sich umarmten.

Léonie lebte ganz in ihrer hoffenden Freude.

Im Herbst aber kam eine Seuche und riß sie hinweg.

Sie hatte den Tod zu sehr getufen.

Nun kam er, als sie ihr nicht mehr wünschte. — — —

„Die Lehre“

Von Charlötte Fraenkel-Eisner.

Es gibt Aufträge an den inwendigen Menschen! — Sie haben nichts mit unseren persönlichen Wünschen, unseren Tagesgedanken zu schaffen und wenden sich dennoch an uns, so daß wir sie gleichwohl ausführen müssen. Diese Aufträge haben etwas Magnetisches, und all unser Beteiligtsein im Ausführen hängt davon ab, wie stark wir uns von ihnen anziehen lassen. Es ist, als dringe ein fremder Wille in unseren Willen ein — gleichsam zu einer Ehe — und als käme alles darauf an, daß unsere Willenskraft willig genug sei, sich mit dem höheren Willen zu vereinen. Es geschieht dann, daß wir, noch überlegend und schwankend, bereits das ausführen, zu dem ein inneres Gesetz uns leitet. Wer solches zum erstenmal bewußt erfährt, der fühlt, daß sein Leben an einer neuen Entwicklungsstufe, einem Wendepunkt nach innen gleichsam, angelangt ist und daß hier ein gereiftes „Wählen und Verwerfen“ zum Ausdruck kommt, von dem Bô Yin Râ im „Buch der Königlichen Kunst“ zu uns spricht. Wir erfahren durch uns selbst auch von einem ungereiften „Wählen und Verwerfen“ und dies meist nachträglich, rückschauend. Auch das leitete einen Wendepunkt ein, wurde aber mehr als zwanghaft vor sich gehend empfunden und belehrte, daß der Mensch selbst auf Umwegen und durch Schuld — die Folge zwanghafter Regungen — seinem hohen Ziele entgegengeführt wird. Immer aber, ob auf kindhafter Entwicklungsstufe oder schon gereifter, war geistige Führung erkennbar, die mit den seelischen Gegebenheiten vertraut umzugehen wußte. Wer solches Geschehen in sich durchlebte, der weiß auch, daß alltägliches, betriebsames Handeln nach Zwecken und Zielen . . . willkürliches Tun und Lassen nicht an das weit höhere unwillkürliche Wählen und Verwerfen nach verborgenem Gesetz heranreicht. Denn dieses ist einem geheimen Réifeprozeß unterworfen

und unserem Schicksal einverwoben, also daß es in Tiefen der Seele vor sich geht, zu denen wir mit bewußtem Willen nicht vorzudringen vermögen. Und doch vollzieht dies ganze gesetzliche Geschehen sich mitten im Alltagsleben, und ganz aus ihm heraus als Ausdruck einer Verborgenheit. —

Lange wußte ich nicht, warum Bô Yin Râ jenen Abschnitt im „Buch der Königlichen Kunst“ „Die Lehre“ nannte, bis Frage und Antwort zusammenfielen, als ich sie erfuhr . . . die Lehre, daß es Gesetze gibt, die den unfreien Erdenmenschen im Kampfe mit seinem Schicksal mühelos besiegen, um ihn allgemach zum freien Menschen zu machen; mühelos mitten in Kampf und Mühen! Leichter wird alsdann der Atem, gleichsam die Luft, die den Pilgernden trägt; sie verrät ihm, der im Finstern wandelt, eine erreichte Höhe. Nicht anders ist dem Menschen dann zu Mute, als schreite er unbekümmerter durch Ereignis und Handeln hindurch und seiner geistigen Geburt entgegen; ein Ahnen überkommt ihn, daß von Mutterleib an verborgene Führung fortgesetzt wurde, eine Führung, die längst begonnen. Eine Führung, ferne irdischer Kausalität und doch gebunden an die Gesetze des Lebens; eng mit Alltäglichem verknüpft und dennoch unabhängig davon. Nun, auf beträchtlicher Höhe und doch so fern noch dem Gipfel, werden ihm die Pläne aus der Hand genommen, die ihn bisher orientierten, ganz als sollte er selbst sich klären und sein eigener Gipfel werden. Immer einfacher werden die Zeichen und Linien seines Schicksals, denn die Ereignisse halten ihn nicht mehr auf, immer durchsichtiger wird die Luft um ihn, denn die Symbole seines Lebens werden ihm bewußter. Schon ahnt er des Berges verjüngte Spitze, aus dessen Wesen eines Tempels Säule wächst und er weiß um den Sprung aus dunklem Müßen, der ihn frei zur Schöpferfreude macht!

Jenes „Wählen und Verwerfen“ schon ist schöpferischer Drang, im dunklen Müßen verankert. Erfahrbar von Kindheit an, wird es heller und heller, je mehr der Mensch sich dem Reich der Seele nähert, das einst er verließ. — „Drang nach Gestaltung“ heißt in „Welten“ eines der Bilder, das uns den Weg des Menschen vor seiner Geburt im Tiere vergeistigt. War nicht auch hier schon blindes Tasten in Dunkelheit? Kommt dem Menschen nicht in allen Weltängsten traumhafte Erinnerung an jene kosmische Verlassenheit, die ihn zum ersten Male nach Vater und Mutter rufen hieß?! War nicht der Sprung in dunkles Müßen seines Falles letzter Antrieb? Der gleiche Drang nun treibt ihn wieder auf-

wärts, zurück ins Ewig-Schaffende! „Dieser Weg ist aber der gleiche, den der Geistesmensch einstmals durchlaufen hat, bevor er sich dem Menschentiere der Erde einte. —“ Also heißt es an anderer Stelle der Meisterschriften. Fühlbar wird uns hier „der Kreislauf der Spirale“ und wir lernen uns selbst in einem Geschehen kennen, indem wir es erfüllen. Unser Erfüllen aber schult sich an dem Wirken, das von Bô Yin Râ zu uns strömt. Denn im Grunde gleichen die Schriften und Bilder des Meisters unserer Tage Gesetzestafeln, nur daß sie nicht lehren, was wir tun sollen, sondern daß sie sagen, was ist. „Welten“ zumal enthält Landschaften der Seele; Paradiese, aus denen der Mensch sich vertrieb, Höllen, aus denen er aufwärts strebt im Drange nach seiner Geistesgestalt. Immer mehr lernt der Mensch: die Erde bleibt sein! Er hat sich in der Hülle des Erdentiermenschen nur gleichsam in sie eingeschient und rollt nun mit ihr, während diese kreisende und kreibende Erde unter seinen Mensch-Tier-Füßen in steter Bewegung ist. Er allein ist es, der seine geistige Gestalt einst aufgegeben hat, nicht sie ihn. Ihr ist es gegeben, durch die Hilfe Ewiger Menschen sich selbst nicht „aus den Augen der Seele“ zu verlieren, selbst nicht in ihrer Truggestalt des zwanggebornen Erdenlebens. Die freie Erde will wieder des „Menschen“ sein! Das Reich der Seele verließ er als Schaffender . . . im Meer der Kräfte blieb er auch als Erdenmensch noch Schwimmender, zunächst im Mutterleib, alsdann gebettet in sich selbst, in seiner Arche, seinem Leibe. Als Schreitender empfindet er sich. Aber rings um ihn wallen und brausen die Kräfte, starrt das gestaltete Meer der Dinge, und er inmitten ist sein eigenes Geschehen. In Wandlung und Gestaltung steht er unter verborgenem Gesetz, das ihn vom Reich des Geistes her erreicht, also daß es seine geistige Gestalt ist, die verborgene Aufträge empfängt. Vom Reich des Geistes her wählt und verwirft der Mensch schon vorgeburtlich in blindem Tasten . . . denn es ist die gleiche „Nacht, da niemand wirken kann“, die ihn einst umfing und die seiner wartet, wenn er nicht auf Erden sich dem Licht entgegenregte, wenn er nicht auch das dunkle Erdenleben schon mit seines Wesens Kräften durchwirkte. Hell scheint dem Säugling das Sehen, wenn er, aus finsterner Nacht erwachend, die Augen kaum zu gebrauchen weiß. Es Sorge der Mensch, daß er ein helleres „Licht“ finde, wenn er, aus Erdennacht erwachend, heimkehrt als verlorener Sohn. Es Sorge der Mensch, daß seine Taten ihm folgen als kraftentfaltende Mächte, um ihn im „Licht“ als Schaffenden zu sehen!

Dies ist „Die Lehre“ vom Weg, die Lehre vom Gesetz des Lebens, das sich erfüllt. „Lehre“ aber und „Gesetz“ sind eins. Nichts anderes brachte Jehoschuah der Welt als die „Lehre“, nichts anderes verkündete er den Menschen als dies „Gesetz“, das sich erfüllt. Nichts anderes als diese von der Welt verschleierte und „arg entstellte Lehre“ ist es, die in den Schriften Bô Yin Râs in klarem Lichte aufleuchtet. Denn wir sagen: Leben und wissen nicht, was Leben ist. Wir lernen: Leben! Wir Lernende öffnen unser Herz dem Lichte, wir scheiden es mit Hilfe der Helfenden von der „Einsternis“ in uns selbst, wir „begreifen“ nicht, wir vergeistigen. Wir stehen zur Bibel in einem verjüngten Verhältnis und brauchen kaum den Ur-Text zu kennen, um ihren Geist zu erspüren. Überall spricht uns, dank Bô Yin Râ, „Die Lehre“ an.

Magie bei Paracelsus und Strindberg.

Von Fritz Werle.

Es blieb dem Intellektualismus vorbehalten, den Begriff „Magie“ völlig zu bannen, ihn in Grenzen zu weisen, die jeder Definition spotten. Den besten Beweis hierfür liefert die Paracelsusforschung des letzten Jahrhunderts, die den „Chemiker“ Paracelsus heraus hob, den „Astronomus“ und „Magus“ aber gerne gestrichen hätte. Verfolgt man die sicher historisch wertvolle Arbeit Netzhammers, so wird man finden, daß er diesen Zug immer mit Unbehagen zu umgehen sucht. Er versucht mit allen Mitteln den Metaphysiker in Paracelsus totzuschweigen oder doch die vermeintlichen Verirrungen als in der Unzulänglichkeit der wissenschaftlichen Erkenntnisse jener Zeit liegend zu entschuldigen. Ein wenig besseres Schicksal hat der größte Paracelsusforscher Sudhoff ihm bisher angedeihen lassen.

Magie ist immer ein Ausfluß des Religiösen. Bei dem Primitiven ist sie Religion überhaupt, bewußte kultische Handlung im Profanen. Ihre Anwendung ändert sich mit dem Wachsen und Überhandnehmen der Kultur. In ihr wird Magie zum unbewußten Begleitstück des religiösen Kultus. Sie wird zurückgedrängt vom Tempo des Lebens und tritt aus der Beobachtungsebene völlig heraus, um ganz im Unterbewußtsein zu verschwinden.

Auf der Scheide des Primitiven und Kulturellen stand Paracelsus. Als Heredität war die Magie seinem Blutserinnern bewußt, als Vermächtnis verband er sie der Religion, dem kirchlichen Kult und dem religiösen Empfinden und Handeln des Laien. Die Art, wie er an theologische Fragen herantritt, setzt ein Niveau des Laien in diesen Fragen voraus, das uns heute unverständlich ist.

Nur von diesem Gesichtspunkt aus ist die Verdunkelungsmöglichkeit der modernen Forschung erklärbar, die durch die jüngst aufgefundenen und veröffentlichten „Magischen Unterweisungen“ zur Genüge widerlegt ist. Was in diesem Traktat über Glockenmagie gehandelt wird, ist nach Paracelsus' eigenen Worten das Vollkommenste: „Ueber dies kein Buch von meinen sammetlichen Büchern, kein Schrift unter allen meinigen Schriften nicht ist, sondern das ist das höchste und vornehmlichste,“ so belehrt er seinen Schüler selbst. Dieses Kapitel zeigt in sich wohl am reinsten das magische Werk und den Begriff der Magie überhaupt. Der materialistischen Forschung entwindet es aber auch am gründlichsten alle Waffen und Widersprüche. In Paracelsus tritt uns so der weiße Magier des Abendlandes in seiner reinsten und geschlossensten Gestalt gegenüber. Seine Kenntnisse auf medizinischen, philosophischen und allen sonstigen Gebieten werden damit in das Licht gerückt, aus dem sie erst verständlich wirken. Seine Arkanä werden erkannt als das zugängliche Erbe seiner hohen Weistümer, die unverhüllt zu lehren ihm unmöglich war, weil ihm der Ausdruck fehlte, wie allen, die sich über solche Erkenntnisse äußern. Auf der andern Seite fehlte bei seinen Zeitgenossen und Nachfahren jede innere Voraussetzung, die solche Vermittelungen ohne die schwersten Schädigungen ertragen hätte.

Wenn je die exakte Wissenschaft versuchte, magische Erscheinungen mit ihren völlig unzulänglichen Mitteln zu erklären, so zeigt ihr der größte Magier des Abendlandes die Unmöglichkeit solchen Beginnens. Es gibt keine Formel und keine Norm, auf Grund deren sich das magische Werk verallgemeinern läßt. Norm ist das Individuum in sich selber, und jede magische Verrichtung bleibt infolgedessen etwas absolut Einmaliges. Mögen auch die Erscheinungen dieselben sein, so häftet ihm doch immer das Siegel der Individualität an. Dies ist die erste Voraussetzung, die Paracelsus seinem Traktat zugrunde legt, wenn er den Geburtstag als das Wichtigste hervorhebt.

¹ Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig.

Die großen makrokosmischen Harmonien sind es, welche die magische Handlung ermöglichen. Der Magier muß eingestellt sein auf die astralen Einflüsse, die er durch sich selber zu beherrschen vermag. Er muß sich in die gleiche Schwingungszahl versetzt haben, muß im gleichen Takt sich befinden, wenn er überhaupt zu einem Resultat kommen will.

Der Gegensatz liegt im unbewußten Magier der Neuzeit, dessen Erinnerungsfähigkeit, übertönt von dem Hetztempo des modernen Lebens, im Bewußtsein nicht mehr vorhanden und zu einem Minimum zusammengeschrumpft ist. In allen Werken des Magiers August Strindberg muß der magisch handelnde Mensch an sich selbst zerschellen und aus sich selbst zerbersten. Er vermag seine Ziele und seine eigene Schwingungszahl nicht in Harmonie zu bringen mit dem Makrokosmos. Seine Betätigung, aus einem dämonischen Subjektivismus und Egoismus aufbrechend, flieht den Einklang des Rythmus. Er hat die Zahl enteelt, die Raumfigur vergessen. Nun peinigt ihn Ahnen und Wahn des Verfolgtseins. Er erfährt den Kubus und das Tetragrammaton an sich, unfähig, ihren Sinn zu fassen. Die Formung spürt er, fühlt die großen Linien, aber ihre Wirkung ist ihm Schmerz! Das Nichtmehrwissen um die Verbindung mit dem Kosmos, das Herausgerissensein aus dem großen magischen Verband reißt die ganze Tragik Strindbergscher Gestalten und Strindbergscher Magie auf.

Der magische Mensch bei Strindberg wird geschlagen von dem Dämon, dem er unbewußt verfällt, dem er in sklavischer Gefolgschaft dient. So ist seine Magie nicht die des Individuums, nicht diejenige des Subjekts, sondern die des Objekts. Deshalb muß ihm das Leben zum Feuer werden, das brennt und dessen Wunden unauslöschlich schmerzen. Wenn je, dann ist für ihn Leben gleich Leiden, und das in einem Sinne höchster Tragik, weil auch der Ausgleich nur wiederum in einem Kompromiß besteht. Den Leib hat er geheiligt und den Trieb, nun duldet er die Qualen des Geschlechts, in welchem seine magische Betätigung verankert. So wankt der Unbekannte durch „Nach Damaskus“ der Rätsel Lösung suchend, und sein Ende ist der Schrei des Zweifels: „Höre auf! Sonst nimmt es nie ein Ende.“ Seine Magie ist der Widerpart der göttlichen Liebe, ist Magie der zeugerischen Kräfte, des Geschlechts. Er sucht aus Angst die Fittiche der Henne Weib und sie den schildbewehrten, starken Arm des Mannes, beide den Schutz, die Fluchtstatt vor der Not des Ungewissen. So werden

sie getrieben von dem eigenen Geschöpf, Objekte ihrer eigenen Sucht und Fehle. Und die Magie, die lieblos eng aus ihren Leibern bricht, schafft die Zerstörung und die Wirren ihres Lebens.

Berichtet Paracelsus von der Verzückerung des Magiers mit den Worten: „aber die innerliche Melancholia, die herrschet in göttlichem Wesen und immer weiter Drachten ist, bis der Mensch ganz Verzückertheit oder Entzückertheit wird, daß niemand nicht weiß, wohin er kommt“, so ist dies ein Entrücktsein der reinsten Wonnen und Seligkeit, es ist Befreiung von aller Erdschwere, Erlösung in sich. Strindbergs Magie trägt in sich die Ekstase der Angst und aller Not. Ihr haftet die Verzweiflung an der Schuld des Nichterkennens.

Aus dieser Magie der Nöt, die Strindberg als Zeitsymbol schrieb und lebte, in deren Tragik wir alle verstrickt sind, vermag uns nur ein Magier, wie er uns in Paracelsus entgegentritt, zu erlösen.

Die wehe Stelle

Wolltest du sagen, das große Ureine, nur Sich Selbst Gleiche, ganz
Sich Habende, ganz Sich Verständliche brauche in Seiner Über-
klarheit in Sich Selbst eine winzige Stelle, die Ihm Selbst dunkel
nur in sich wirrendes, zuckendes Chaos, niemals zu beseitigen,
ganz das Irrationale,

So gingest du fehl.

Denn wie sollte es, da es ewig Sich Selbst genug, dessen oder irgend
etwas außer Sich Selbst bedürfen?

Doch diese winzige, zuckende, wehe Stelle ist, ist!

Schlechthin ist sie,

Und wird vom Ureinen einbeschlossen,

Und ist das, was du Welt nennst.

In ihr erbraust ewig das Ewige, Eine, als in einem Abgrund;

Durch sie flutet es ewig hindurch als zu Sich Selbst.

Und dies ist Ihm ewige Überwindung und ewiger Sieg,

Ewiges Sichselbsthaben,

Ewige Bestätigung von Kraft, Dauer, Unvergänglichkeit,

Ist erst das, was Kraft ist.

Und so fühlt das Ureine Sich ewig an Sich Selbst

Und ist Sich gewachsen.

Also auch du Ihm und dir.

Johannes Schlaf.

Eine magische Schlacht.

Ein magisches Kunststück, das für Fausts äußere Lebenshaltung von großer Bedeutung wird, ist die Gespensterschlacht im 4. Akt des 2. Teiles. Die Behauptung, daß Mephisto im 2. Teil des Faust mehr und mehr zurücktrete, trifft in dieser Form nicht zu. Wie er im Helena-Zyklus als Plorkyas die ganze Regie in Händen hatte, so sehen wir ihn auch jetzt als den gewandtesten Aktionsleiter, wie er zur Abwechslung auch mal eine Schlacht gewinnt, während Faust die kaiserliche Belohnung für seine Statistenrolle erhält.

Der Kaiser, der sein Land schlecht regiert, hat es soweit kommen lassen, daß sich ein Gegenkaiser an die Spitze offener Revolution gestellt hat. Man steht vor der Entscheidungsschlacht. Da gibt Mephisto Faust ein, den Kaiser zu unterstützen, um dann nach gewonnener Schlacht als Lohn sich mit dem aus den Fluten zu hebenden Meeressrande belohnen zu lassen.

Faust geht, wenn auch an dem Erfolge zweifelnd, auf den abenteuerlichen Plan ein. Mephisto zitiert seine drei Gewaltigen herbei und so treten sie zu fünf zum Kaiser. Sein plötzliches Erscheinen beim Kaiser motiviert Faust mit der Erklärung, daß ihn der Nekromant von Norcia, der sich dem Kaiser zu tiefem Dank verpflichtet fühlt, sende, um ihm in der entscheidenden Stunde beizustehen.

Die Schlacht selbst wird von Mephisto geleitet, der alle Register höllischen Blend- und Zauberwerkes spielen läßt. Gleich zu Beginn der Schlacht hat er als Reserve eine Schar alter Ritterrüstungen aus den Zeughäusern ins Hintertreffen gestellt, in denen bereits Gespenster ungeduldig ihr Wesen treiben. Während nun auf dem rechten Flügel die Kaiserlichen siegreich vordringen, droht ihre linke Flanke, die auf einer Anhöhe steht, geworfen zu werden. In diesem kritischen Augenblick sendet Mephisto seine beiden getreuen Raben zu den Undinen, den Herrinnen der Gewässer.

Die Undinen lassen nun ihr Element, das Wasser, aus allen Schluchten und Spalten hervorströmen, sodaß der Feind einen jähen Rückzug antreten muß.

Deutlich wird hier von Mephisto gesagt, daß das Ganze ein Blendwerk, eine Halluzination ist. Es ist der Schein vom Sein. Die Suggestion erteilt Mephisto, der aber selbst der Halluzination gegenüber völlig refraktär bleibt:

Aus Dr. Birven: „Goethes Faust und der Geist der Magie“. Talisverlag, Leipzig, 1923. Wohlfeile Studienausgabe. Preis 3 Gm.

„Ich sehe nichts von diesen Wasserlügen,
Nur Menschiengaugen lassen sich betrügen,
Und mich ergetzt der wunderliche Fall.“

Faust dagegen nimmt die strömenden Wasserbäche wahr, während Mephisto nur die objektive Tatsache der jähen Flucht der Feinde sieht, was ihn nicht wenig belustigt:

„Sie stürzen fort zu ganzen hellen Haufen,
Die Narren wännen zu ersaufen,
Indem sie frei auf festem Lande schnaufen
Und lächerlich mit Schwimmgeberden laufen.“

Aber Mephisto versteht auch das Eisen zu schmieden, solange es warm ist. Während der rechte feindliche Flügel vor dem Wasserüberfall davon geht, sendet Mephisto seine Raben zu den Zwergen, die als Schmiedemeister in den Bergen hausen und läßt von ihnen ein Wetterleuchten in den Büschen erzeugen, das die in der Dunkelheit umhertappenden Feinde in höchste Verwirrung bringt. Jetzt ist auch für die Gespensterreserve in den Ritterrüstungen der Augenblick zum Losschlagen gekommen. Sie sind nicht mehr zu zügeln, und mit gellem Getöse stürzen sie als ehemalige Guelfen und Ghibellinen auf einander los. Postumer Parteihaß vollführt hier einen Totentanz, zu dem Mephisto mit satanischer Ironie seine Grimassen macht. — Die Schlacht ist für den Kaiser gewonnen.

Die „Teufelchen“ oder „Gespenster“, wie sie Mephisto nennt, die hier in den Rüstungen stecken und auf Mephistos Geheiß sich zu rühren beginnen, sind jene imponderablen psychischen und physischen Niederschläge, die es dem Hellseher gestatten, bei Berührung eines Gegenstandes Tatsachen aus dem Leben seines einstigen Besitzers zu erfüllen. (Psychometrie.) Ein physisches Analogon zu dieser seltsamen, aber zu den wissenschaftlich feststehenden Tatsachen der Metapsychik gehörenden Erscheinung bietet die Platte eines Grammophons. Wie hier die Platte in ihren Furchen den Niederschlag von Worten, d. i. von akustischen Schwingungen aufbewahrt, die durch einen Umkehrungsprozeß wieder reproduziert werden können, so scheinen die psychometrischen Tatsachen — ich denke an die merkwürdigen Leistungen von M. Piper — die Annahme zu rechtfertigen, daß die Gegenstände der Umgebung Eindrücke der Geschehnisse in irgendwelcher Form aufnehmen, Residuen, die unter bestimmten Bedingungen von einem genügend sensitiven Organ nachempfunden werden können.

Eine geistige Revolte gegen die bisher unbekanntenen Zyklen Dr. Steiners.

Mit diesen Schlagwörtern überschreibt die Verlagsfirma Friedr. Andreas Perthes, A. G. in Gotha/Stuttgart, einen Prospekt, in dem sie ein in ihrer Bildungsbücherei soeben erschienenenes Bändchen ankündigt: „Die Geheimwissenschaften“ von Hans Leisegang. (Preis Gm. 1.—).

Da diese Schrift dem Bedürfnis des Laien dienen soll, sich über fremde Wissensgebiete, vor allem geisteswissenschaftlicher Richtung, zu unterrichten und zwar an der Hand eines unbedingt zuverlässigen Sachkundigen und das Eindringen in die seelischen Probleme der Gegenwart in allen Schichten des Volkes zu fördern bestimmt ist, so nehmen wir Veranlassung, uns etwas eingehender mit den Darlegungen des Verfassers zu beschäftigen, die wir in vielen Punkten nicht unwidersprochen lassen möchten.

Voraus bemerkt sei, daß sich die ganze Schrift gegen die Geheimwissenschaften im allgemeinen und gegen die Spiritisten, Theo- und Anthroposophen im besonderen richtet und als Ganzes nicht als die eines unbedingt zuverlässigen Sachkundigen gewertet werden kann, denn dazu fehlt ihr die Grundlage: Unparteilichkeit! Der Verfasser wirft nach sattem bekannter Art seitens der Herren, die nun einmal die Wissenschaft verteidigen zu müssen glauben, alles, was auf dem Gebiete der Geheimwissenschaften bisher erschienen ist, zunächst in einen Topf und bringt so ein Ragout zur Welt, das vor dem wissenschaftlichen Forum den Verfasser auf alle Fälle zunächst einmal „als treu zur Fahne stehend“ legitimiert und seiner späteren zunftgemäßen Zuverlässigkeit als sichere Unterlage zu weiterer Verwendung zu dienen geeignet ist.

Der Inhalt ist in wissenschaftlichen und in gläubigen Okkultismus eingeteilt, letzterer wieder in Spiritismus und Theo- bzw. Anthroposophie.

„Der wissenschaftliche Okkultist beginnt seine Arbeit nicht mit einer Hypothese, sondern verfolgt den Weg der naturwissenschaftlichen Forschung, der gläubige Okkultist arbeitet mit einem Glauben, der aber als Wissenschaft gelten will, als eine Wissenschaft, die sich ihrer Glaubensgrundlage nicht bewußt ist oder sie da, wo sie bewußt wird, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln verschleiert, und es handelt sich bei ihm nicht um, wie in der

Wissenschaft übliche, vorläufige Hilfskonstruktionen, sondern um die einzige von vornherein das ganze Gebiet umspannende Annahme: die okkulten Phänomene sind Wirkungen, von Geistern. Das Bekenntnis zur Geisterhypothese ist nach seiner psychologischen Struktur ein einmal vollzogener Glaubensakt.“

Dies ist die beliebte Art der „Sachverständigen“, jeden sich mit okkulten Forschungen beschäftigenden, nicht zu ihrer Zunft gehörenden Mitmenschen als Geisterseher hinzustellen und damit als nicht ernsthaft zu nehmenden Gegner von vornherein auszuschalten. Der Verfasser muß wissen, sofern er „der unbedingt zuverlässige Sachkundige“ sein will, der das Volk zu belehren unternimmt, daß diese Annahme höchstens auf eine Anzahl fanatischer Spiritisten zutreffen könnte und daß diese nur einen geringfügigen Teil der — wie er sie nennt — gläubigen Okkultisten ausmachen. Solche Behauptungen darf man nicht aufstellen, sofern man ernst genommen werden will.

Recht unvorsichtig ist aber der Verfasser weiterhin, indem er aus dem Aprilheft 1923 von Velhagen & Klasing's Monatsheften den Bericht Prof. Dr. Max Dessoirs über das Fiasko der von der Berliner Psychologischen Gesellschaft zur Prüfung der Behauptungen der Okkultisten eingesetzten Kommission als Beweismittel gegen okkulte Erscheinungen heranzieht. Diese Kommission bestand aus den Herren Prof. Dr. Dessoir, Dr. Bärwald und Dr. Moll. Alle drei Herren haben seit Jahren gegen den Okkultismus in Wort und Schrift gearbeitet, alle drei Herren haben, jeder für sich, Bücher gegen den Okkultismus geschrieben, und ausgerechnet diese drei Herren sollen sachverständige Prüfer sein, die gar nicht imstande sind, eine Atmosphäre um sich zu schaffen, in der ein okkultes Phänomen gedeihen kann. Wenn man in der Kirche „Puppchen, du bist mein Augenstern“ spielt und sich dann wundert, wenn der beste Kanzelredner seine Gemeinde nicht zu erbauen vermag — das wäre weniger verwunderlich, als daß diese drei Sachverständigen keine Phänomene „sahen“. Wir wissen einiges von der Tätigkeit dieser Herren und sahen einen recht verlegenen Brief dieser Kommission bei einem unserer Berliner Freunde, der sich gegen unsern Rat auch der Kommission zur Verfügung gestellt hatte; aber wir brauchen ja nur auf das skandalöse Benehmen des Herrn Dr. Moll bei der Versammlung im Langenbeckhause in Berlin hinzuweisen, hinter dem er gegen seinen ärztlichen Kollegen Dr. Aigner, dem verdienstvollen Münchener

Forscher, seine Verlegenheit verbergen wollte, um darzutun, wie die Dankbarkeit der Kommission, von der Prof. Dr. Dessoir spricht, in Wirklichkeit aussieht. Geradezu grotesk muß es erscheinen, wenn letzterer das negative Ergebnis der Prüfungskommission lebhaft bedauert — mit den Worten:

„Wie dankbar wären wir für die Möglichkeit gewesen, eine übernormale Wahrnehmungsfähigkeit nachweisen und vielleicht sogar dem wissenschaftlichen Verständnis näherbringen zu können.“

Herr Prof. Dr. Dessoir „arbeitet“ seit mehreren Jahrzehnten „im Okkultismus“, insönderheit sucht er in allem das Negative; im Jahre 1918 schrieb er ein Buch: „Vom Jenseits der Seele“. Trotzdem er eine Seele im gewöhnlichen Sinne ablehnt, wählte er, wie Dr. Erich Bischoff¹ schrieb, diesen vielversprechenden Titel, womit er eine Irreführung der Bücherkäufer beging, indem er den Rat des bösen Schalks aus Goethes Faust befolgte: „Ein Titel muß sie erst vertraulich machen“ oder „gut geputzt ist halb gefüttert“. Dieser gleiche Autor bedauert, im Jahre 1923 feststellen zu müssen, daß er noch keine übernormale Wahrnehmungsmöglichkeit hat finden können! Und er, ein Führer in der Psychologischen Gesellschaft, der an keine Seele glaubt, will Sachverständiger für Seelenerforschung sein! Er klagt, daß sich keine Medien bei ihm melden!! Es muß für ihn ein unsäglich niederdrückendes Gefühl sein, auf eine solche negative Lebensarbeit zurückblicken und nach so vielen Medien-Entlarvungen aus unstillbarem Wissensdurst doch noch immer verzweifelt nach Phänomenen rufen zu müssen, nachdem er in seinem eigenen Werk mit aller Entschiedenheit erklärt hat, daß es eine außerhalb der Seele existierende unsichtbare Wirklichkeit nicht gibt und daß er „unter einem „Jenseits“ der Seele die sich innerhalb der Seele abspielenden Vorgänge verstanden wissen will, sofern sie nur über unser erfahrungsgemäßes Bewußtsein hinausliegen (S. 322 d. g. W.). Ein tragisches Schicksal für einen so geistreichen Forscher, „ein Geist, der stets verneint“, hatte aber von Anfang an nichts anderes zu erwarten, was für einen wirklichen Psychologen eigentlich keiner Forschung bedürfen sollte.

Um nun auf unser Büchlein „Die Geheimwissenschaften“ zurückzukommen: — es bringt natürlich eine Aufzählung der üblichen Entlarvungen, ohne die ja ein „Aufklärungsbuch“ von dieser Seite

¹ Dr. Erich Bischoff: „Das Jenseits der Seele“. Berlin, 1919. Verlag H. Barsdorf.

nicht sein darf und weiß natürlich, daß alle Forscher betrogen worden sind, die angeblich positive Resultate bei okkulten Experimenten erzielt haben wollen. Merkwürdig ist nur die edle Bescheidenheit aller derartiger Schreiber, daß sie stets wissen, wie die andern betrogen wurden und daß von den vielen ernsthaften Forschern keiner bemerkte, wie plump ihn die Medien hinter Licht führten! Wie viel weniger Verwirrung wäre wohl in den Köpfen, der törchten okkulten Forscher angerichtet worden, wenn immer gerade einer von ihnen hinzugezogen worden wäre?!

Es würde den Herrn Wissenschaftlern wirklich nichts schaden, wenn sie etwas vorsichtiger in ihren Verurteilungen anderer wären, haben sie doch gerade durch diese anderen oft erst den Weg zu ihren Forschungen gezeigt bekommen und sehr, sehr vieles neuentdeckt, was längst Gemeingut dieser über die Achsel Angesehenen war. Ein „Nußbaum“ und ein „Liebig“, die doch einen Namen zu verlieren hatten, scheuten sich nicht, ihre Sinnesänderung auf Grund der von anderen Forschern erzielten Resultate öffentlich zu erklären und ehrten dadurch sich und ihre Wissenschaft.

Zumal in der Jetztzeit sollten jüngere Wissenschaftler sehr zurückhaltend mit ihren vernichtenden Kritiken über das, was sie nicht für möglich halten, sein; seit der Entdeckung des Radiums — das als die geheimnisvolle Kraft Vril schon längst okkulten Forschern bekannt war — hat die Wissenschaft bedeutend umlernen müssen und hervorragende Vertreter derselben haben erklärt, daß sie unbedingt sich ernsthaft mit der Erforschung der okkulten Phänomene befassen und nicht kurzerhand alles, was sie nicht in ihr bisheriges System einordnen könnten, ablehnen dürften, sonst würden sie bei der Fülle des Materials einfach ausgeschaltet und man würde über sie hinweg gehen.

Daß maßgebende Gelehrte schon anderer Ansicht sind als sie früher verkündeten, zeigt z. B. treffend der Vortrag, den Professor Hahn in der letzten Sitzung der „Kaiserlichen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“ im vergangenen Monat über „Atomumwandlung und Elementarforschung“ hielt. Er führte aus: Man betrachtet jetzt das Atom nicht mehr als letzten, unveränderlichen Träger der Eigenschaften der Elemente, sondern als komplizierte Gebilde; es besteht aus einem positiv elektrisch geladenen Kern und einigen, kreisend in Bahnen, ähnlich denen der Planeten, negativ geladene Elektronen. Teils durch Experimente, teils auf Grund theoretischer Erwägungen hat man Umwandlungen

und Veränderungen der Atome und damit der Elemente festgestellt. Sie erhalten ihren nachweisbaren Ausdruck in der radioaktiven Strahlung, und damit sind die sogenannten radioaktiven Substanzen die Grundlage für eine ganz neue Auffassung von den Elementen geworden. Das Wichtigste ist, daß sie wandlungsfähig und nicht, wie noch bis in die neueste Zeit angenommen wurde, konstant sind. Damit hat die alte, rein spekulative Vorstellung der Alchimisten, wenigstens in gewissem Umfange, eine experimentelle Bestätigung gefunden.“

Wenn ein Okkultist über Alchimie, Stein der Weisen oder über die Verwandlung unedler Metalle in edle schrieb, so wurde er hohlnlächelnd als Betrüger, mindestens aber als zu bemitleidender Phantast hingestellt — und heute?? Der Weg nach Canossa ist für alle geschaffen, nicht nur für die „gutgläubigen“ Okkultisten, und wenn wir ihn zurückverfolgen, so finden wir viele von der Wissenschaft verbrannte Götzen auf ihm, die vorher als die allein seligmachenden angebetet wurden! —

Daß wirkliche Mißstände aufgedeckt und vor der breitesten Öffentlichkeit klargestellt werden sollen, darin gehen wir mit dem Verfasser durchaus einig und stimmen in wesentlichen Punkten mit seiner im zweiten Teil der Abhandlung gegebenen kritischen Betrachtung über die Theo- und Anthroposophie und deren Vertreter überein. Wir haben aus unserer Ansicht über Helena Petrowna Blavatzky, die Begründerin der Theosophischen Gesellschaft, nie ein Hehl gemacht und sie als ein Medium von phänomenaler Begabung stets entsprechend gewürdigt. Dabei haben wir ihr immer noch eine bona fides zugebilligt, die ihr die maßgebende englische „Society for Psychical Research“ in ihrem in den Proceedings 1885 abgedruckten Urteil nicht einmal zugesteht. Diese sandte, wie in der vorliegenden Broschüre berichtet wird, ihren Sekretär Richard Hodgson zur Untersuchung auf drei Monate nach Adyar und veröffentlichte dann offiziell nachstehendes Urteil über sie: „Madame Blavatzky ist die gebildetste, sinnreichste und interessanteste Betrügerin, die die Geschichte aufzuweisen hat, so daß ihr Name aus diesem Grunde der Nachwelt überliefert zu werden verdiene.“ Ihre Nachfolgerin als Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft, Frau Annie Besant, die die Deutschen während des Weltkrieges „als die stinkenden Nasenlöcher Europas“ bezeichnete, haben wir von Anfang an als Geschäfts-Theosophin eingeschätzt und es unverstänlich gefunden, daß auf ihre Friedens-

schalmei-Töne, die sie als tüchtige Theosophin nach ihrem vor dem Kriege verkündeten theosophischen Grundsatz „Friede überall“ sofort nachher zu blasen für einbringlicher hielt, sogar deutsche Theosophen hereinfiielen. Ihr ehemaliger Sekretär Dr. Rudolf Steiner, der sich nach der mißglückten Hinduknaben-Affäre Krishnamurti, in dessen Leib sich Christus bei seiner demnächstigen Wiedergeburt inkarnieren sollte, im Jahre 1912/13 von seiner hohen Präsidentin trennte und als selbständiger Anthroposophenführer auftat —, dieser feine Kopf ist von uns schon im Jahre 1922 in dieser Zeitschrift genügend als Charlatan, mit wissenschaftlicher Verbrämung gezeichnet worden. Schon 1921 wurde Steiners Treiben in der literarischen Beilage der „M. D. Z.“ scharf verurteilt; wir zitieren hier nur einige Stellen: — „Vorläufig ist es jedoch immer noch so, daß die internen Vorträge Steiners mit verdächtiger Ängstlichkeit vor jedem Einblick eines halbwegs kritischen Menschen gehütet werden. Man muß annehmen, daß es Dinge gibt, derwegen Steiner das Tageslicht der wissenschaftlichen Kritik zu scheuen hat. Aufklärung müßte auch geschaffen werden über Steiners Zugehörigkeit zu einer bestimmten okkulten Gesellschaft mit üblen Praktiken. Sogar Mitglieder der Anthroposophischen Gesellschaft waren bestürzt, als sie von Steiners Verbindung mit dieser Gesellschaft hörten und stellten ihn deshalb zur Rede. Diese Gesellschaft ist natürlich, wie alle diese okkulten Gesellschaften, international verzweigt. Übrigens weiß niemand, was alles an internationalen Gruppen und Interessenten hinter Steiner steckt. Im November 1918 entdeckte Steiner plötzlich sein proletarisches Herz, nachdem er die ganzen Jahre vorher seit seinem Eintritt in die Theosophische Gesellschaft sich um die Aristokraten bemüht hatte. Ein ehrlicher Freund der Arbeiter wie Gustav Landauer hat aus seinen Anschauungen nie ein Hehl gemacht und stets lieber die größten Entbehrungen getragen, als daß er sich zu faulen Kompromissen verstanden hätte, indessen Steiner erst einmal seine bürgerlichen und aristokratischen Anhänger für das Millionienobjekt „Goetheanum“ heranzuziehen wußte. Nach der Revolution empfahl er sich dagegen den Arbeitern als ein Mann, den „sein Schicksal dazu gebracht hat, mit dem Proletariat zu denken und zu empfinden.“ Und derselbe Steiner, der sich jahrelang eifrig für die moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung, für Häckel und Büchner eingesetzt hatte, sehob die Schuld am Krieg und am Zusammenbruch auf eben diese Weltanschauung, auf die ganze

„bürgerliche“ Wissenschaft, die „moderne bürgerliche Phraseologie“ und „Unwahrhaftigkeit“. Ebenso änderte sich seine Stellung zur Schuldfrage. Auf einmal waren nun „Millionen Menschen von einigen wenigen in den Krieg gehetzt worden“ und die Schuld trug, wie gesagt, das Bürgertum, während Steiner im Kriege, in einer Broschüre verkündet hatte, dieser Krieg sei eine „weltgeschichtliche Notwendigkeit und demgegenüber hätten einzelne Personen nichts ändern können.“ Sprache und Dichtung des jetzten Jahrhunderts, bezeichnete Steiner jetzt als Produkte des „korrupten“ Bürgertums, und er gab sein eigenes charakterloses Zeitungsdeutsch für den Stil der neuen Zeit aus. In den Arbeitern lebt doch ein zu gesunder Sinn für das Echte, als daß ihnen diese plumpe Anbietung hätte auf die Dauer Eindruck machen können. So ist denn Steiner inzwischen, wie man hört, von diesem Feld seiner Betätigung wieder abgekommen und versucht jetzt, den ganzen internationalen Apparat seiner Anhängerschaft zur Bearbeitung der Staatsmänner in den verschiedenen Ländern für seine Sache in Bewegung zu setzen.“

Was nun der Verfasser der hier in Frage kommenden Schrift über Dr. Steiner schreibt, mutet so vernichtend, so unsauber und schamlos an, daß wir trotz grundsätzlicher Gegnerschaft zur Anthroposophie bedauern, es als wahr anerkennen zu müssen; denn es beruht auf Zitaten aus seinen Werken und vor allem aus den sog. geheimen Anweisungen, seinen übelbeleumundeten Zyklen, den Belehrungen für den esoterischen inneren Kreis der Anthroposophischen Gesellschaft, deren Klarstellung, wie die Tagespresse letzthin berichtete, jetzt übrigens auch von der schweizerischen Öffentlichkeit aus Reinlichkeitsgründen energisch gefordert werden soll.

Wir wollen nur zwei Punkte anführen. - In dem Zyklus: „Kosmische und menschliche Metamorphosen“, 1917, 3. Vortrag, erklärt Steiner: „Wenn zwei Menschen sich begegnen, die sich nicht leiden können, so treten die Köpfe ihres Ätherleibes heraus und neigen sich zueinander, wenn aber zwei Menschen sich begegnen, die sich lieben, so treten nur die Ätherköpfe zurück, beugen sich ab nach rückwärts. Und auf diese Weise bleibt in beiden Fällen, — ob sich dann, wenn man sich nicht ausstehen kann, der Ätherleib gleichsam grußartig nach vorn neigt oder ob er sich nach rückwärts neigt, wenn man sich liebt — in beiden Fällen entsteht gewissermaßen das, daß durch Herausneigen des Kopfes des Ätherleibes der physische Kopf freier wird, als er sonst ist, da-

durch aber wird der Astralleib sichtbar, und die „astrale Lichtveränderung“ ist nichts anderes als der — Heiligenschein.“

Oder eine andere Probe aus den Zyklen: In der „Bausteine zu einer Erkenntnis des Mysteriums von Golgatha, 1917, dritter Vortrag“ überschriebenen Serie führt Steiner die Möglichkeit der Erweckung von Jairus' 12jährigem Töchterlein durch Jesus darauf zurück, daß der Heiland auf dem Wege dorthin die 12 Jahre am Blutfluß leidende Frau heilte, indem er jener brachte, was diese zuviel hatte, usw.

Daß aber, und auf welche raffiniert ausgeklügelte Methode, die Anhänger Steiners bewußt irreführt, bewußt betrogen und zu geistiger Verblödung geleitet werden, so daß ihre Gehirne (und wohl auch das ihres Hauptlings) „im geistigen Kosmos schwimmen“, diese höchst erbaulichen Tatsachen sowie noch andere üble Phantasien des Propheten Steiner empfehlen wir in der Broschüre selbst nachzulesen, sei es auch nur, um Material zu haben, etwaige angehende Anthroposophen, bei denen der Versteinerungsprozeß noch nicht allzuweit vorgeschritten ist, belähren zu können.

Aus unserem Archiv wollen wir aber bei dieser Gelegenheit noch auszugsweise einige typische Erklärungen hinzufügen, die Friedrich Imholz veröffentlichte. Darnach sprach Steiner bei der Grundsteinlegung des Goetheanums in Dornach das neue Vaterunser, das er im makrokosmischen Widerhall aus uralten Zeiten herübergenommen habe. Dieses Gebet lautet:

AMEN! Es walten die Übel,
Zeugen sich lösender Ichheit,
Von anderen erschuldete Selbstheitschuld.
Erlebet im täglichen Brote,
In dem nicht waltet der Himmel Wille,
Da der Mensch sich schied von Euerem Reich
Und vergaß Eueren Namen,
Ihr Väter in den Himmeln
Ihr Väter in den Himmeln
Und vergaß Euern Namen
Da der Mensch sich schied von Euerem Reich,
In dem nicht waltet der Himmel Wille,
Erlebet im täglichen Brote
Von anderen erschuldete Selbstheitschuld.
Zeugen sich lösender Ichheit
Es walten die Übel. AMEN!

Diese Übel scheinen allerdings gewaltet zu haben, denn das mit diesem Gebet gegründete Goetheanum bräuhete bekanntlich im vorigen Jahre ab und zwar schönere Weise ohne daß der hellsehende Oberpriester, der wenige Räume vom Brandherd seine Gläubigen um sich versammelt hatte, eher etwas davon merkte als bis sozusagen die Wand vor ihm warm würde.

Auch von den Meditationen, die zur Erlangung der Einblicke in die höheren Welten von den unglücklichen Opfern Steiners vorgenommen werden müssen — und zwar in einer gewissen rhythmischen Regelmäßigkeit — wollen wir unsern Lesern eine Probe mitteilen. Eine Originalmeditation, deren Echtheit von einem Anthroposophenredner in Frankfurt a. M. ausdrücklich bestätigt ist, lautet:

Ich soll mich konzentrieren auf die Stirne. Ich soll verbinden dies Zentrum mit der Weltenmutter.

Ich soll mich konzentrieren auf das Herz. Ich soll verbinden dies Zentrum mit dem Erdenvater.

Ich soll mich konzentrieren auf beide Hände. Ich soll verbinden die linke Hand mit Christus, ich soll verbinden die rechte Hand mit **Luzifer**.

Hiernach dürfte es unsern Lesern glaubhaft erscheinen, daß zahlreiche Geheimschüler Steiners im Irrenhaus erideten und daß über viele Familien unsägliches Leid durch diesen falschen Propheten gebracht wurde, vor dem zu warnen wir als unerläßliche Pflicht empfanden.

Lediglich aus diesem Grunde haben wir uns auch so eingehend mit der Broschüre Leisegang beschäftigt, der wir trotz des unerfreulichen ersten Teiles weiteste Verbreitung wünschen, wenn sie in solche Hände kommt, wo sie als Gegengift gegen die anthroposophische Seuche wirken kann: Wer den wirklichen, echten Drang zur Erforschung der übersinnlichen Phänomene in sich verspürt, der wird auch trotz der ablehnenden Stellung des Verfassers gegenüber dem Okkultismus, oder vielleicht gerade deshalb, seinen Forscherweg gehen. Keinesfalls aber wird der kritische Leser der Anthroposophie verfallen, und so dürfte diese Aufklärungsschrift in gewissem Sinne Gutes stiften.

Rich. Hummel.

B Ü C H E R S C H A U

Jedes hier besprochene Buch kann vom Verlag dieser Zeitschrift zum Originalpreis bezogen werden.

Novalis, Hymnen an die Nacht. 2. Band der Manus-Reihe. 6 Originalradierungen von K. E. Neuman mit handgeschriebenem Text; Buchausstattung und Überwachung der Ausführung von E. Pöhn. Rolf-Arnst-Verlag, Leipzig, 1924.

Ein Wagnis mag es scheinen in unserer nie rastenden Zeit, die Buchdruck und Bucheinband zu hoher technischer Vollendung führte, eine Sammlung ins Leben zu rufen, an der nichts die Maschine sah. Soll man diese Rückkehr zum handgeschriebenen oder handgefertigten Buche begrüßen? Man soll es; nicht mit dem stillen Wunsche, daß diese Art Allgemeingut werde, was ihrem Wesen widersprechen würde, sondern — als Symbol der Einkehr und Vertiefung, die unseren Tagen auf allen Gebieten so bitter nottut. Mögen die wenigen, denen solch Kunstwerk in die Hände fällt, voll erfassen, wie sich Form und Inhalt gegenseitig bedingen. —

In schwarzer Seide liegt der kostbare Einband, köstlicheren Inhalt bergend, vor uns. Der Klang Schwarz-Gold schlägt die weihevollte Stimmung tiefster Religiosität an und erklingt lauter und voller, wenn wir die Blätter einzeln wenden. In makelloser Reinheit erstehen Wort an Wort sich reihend, klingende Formen, in die ein Wissender tiefste Weisheit goß. „Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn das allfreuliche Licht, — mit seinen Farben, seinen Strahlen und Wogen; seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag.“ Doch tiefes menschliches Leid hat dem Dichter die Sonne verdunkelt und er fühlt ein Neues, Schöneres, Ewiges aus den Tiefen seiner Seele hervorquellen. „Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht?“ —

Eine Folge von sechs Radierungen zeigt dem Beschauer, wie die Künstlerin den Dichter auf seinem leidvollen Wege vom „allfreulichen Lichte“ begleitet bis zu der ewigen Nacht, die „die schweren Flügel des Gemüts“ emporhebt. „Himmelscher, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet.“ Näher rücken die Berge, anfangs in Dunkel gehüllt, und werden zum Gipfel des Erkennens. „... wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz — wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh' hauset.“ Aber er steht still, in sich gefestigt, und hat gelernt, „die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du (muntres Licht) mich bräuchst ... gerne betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang“ ...

Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir,
Ich schaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz —“

Der Zackenfels, dem gottbenedeten Dichter Lugaus in neues Land geworden, gehört der alten Welt an, die den Todeskeim in sich vergehen muß und zerschellt. „Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich. Ins tiefe Heiligtum, in des Gemüts höhern Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt ...“ Hier verharrt die Künstlerin in Schweigen. Sie läßt Unaussprechliches unausgesprochen.

Den Hymnen der Nacht, die den Lesern dieser Blätter durch den Artikel im ersten Hefte dieser Jahresreihe besonders nahegerückt worden sind, gehen in der Manus-Reihe fünf Gedichte Hölderlins voran.

(Ausführliche Prospekte sind durch den Verlag der „Magischen Blätter“ zu beziehen.
Dr. K. W.

Paul Flambart, Tables des Positions Planétaires.

Zwei Dinge fallen an diesem handlichen Werke auf, das in 125 Tafeln das Rüstzeug für die Berechnung von Horoskopen der Jahre 1801—1923 vermitteln will. In gedrängter Fülle gibt das einleitende Kapitel eine Übersicht der astronomischen Grundtatsachen, der Anatomie des Himmelsgewölbes, auf der die Astrologie, als seine Biologie, beruht. Sein Hauptzweck ist „das Gedächtnis derer wieder aufzufrischen, die es vergessen haben sollten.“ Es reicht jedoch auch hin, den sich in der Jetztzeit scharenweise zur Astrologie drängenden Unwissenden zum Fundamente ihres Könnens zu werden.

Interessant ist die Bezeichnung der Planetenörter. Der Verfasser hat aus dem Werke „Connaissance des temps“ eine Methode übernommen und seit 1900 befürwortet, welche — übersichtlicher als die bisherige — alte durch Druckfehler bedingten Irrtümer auf ein Mindestmaß herabsetzt. Die Planeten werden nicht nach ihrer Stellung in den einzelnen Tierkreiszeichen aufgeführt, sondern (bei 0° — Widder — beginnend) fortlaufend von 0° bis 360°. Durch den Umstand, daß bei den in zehntägigen Zwischenräumen erfolgenden Angaben der Minutenwert in Dezimalen ausgedrückt ist, wird ein sehr bequemes Arbeiten gewährleistet. Ebenso einfach gestaltet sich die Berechnung des Aszendenten und MC und damit sämtlicher zwölf Häuser.

Das Buch, dessen Zeitbestimmungen die Pariser Zeit zugrunde liegt, ist für jeden Astrologiebeflissenen, der keine jährlichen Ephemeriden sein Eigen nennt, sehr brauchbar. Es erschien 1923 in der Bibliothèque Chacornac in Paris, 11, Quai Saint-Michel, und kostet 15 frs.
R.

Das Nachtgesicht. Von A. M. Renner. Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig. Originalkart. Gm. 2.50, Vorrugsausg. in flexiblem Ganzpergamentbd. Gm. 80.—

„Ein Traum, von neuem Leben“ ist der Untertitel dieses gewaltigen Epos. In seiner Gedrungenheit wuchtet eine Sprache, deren Geist eine glutvolle Vision in all ihrem phantastischen Bilderreichtum heraufbeschwört. Diese Fülle der Gesichte wurde von dem Dichter Renner in feinen Stufungen zusammengeballt zu einem tragischen Gesang der Gewalten. So dämonisch die Szenen um den mit breiten Sirichen gezeichneten Juniperus aufbrechen, so wild und grandios die Masse Mensch sich auch aufsteigt; die Reinheit der Erlösung ist in eine derauf scheue Heiligung getaucht, daß eine größere und überwältigendere Kontrastwirkung kaum erreicht werden kann. In diesem Kontraste der magischen Skizzierung liegt aber auch jene Empfindung unbedingter Wahrfähigkeit. Aus ihr spürt man die gewaltige Künstlerhand, die diese Bilder zu formen vermochte. Man muß an den tragischen Corinth denken, wenn man diese Schau erlebt. Was Wunder, wenn man versucht ist, den Vergleich mit unseren Tagen zu ziehen und unserem Eigenerleben. Der westliche Schlund, der in seinem übersättigten Würgen unsere Westmark verschlingt, während im Osten das Gähnen eines Riesenrachens uns erstarrt läßt. So wurde der Dichter Renner Künder seiner eigenen Zeit, Prophet einer schwarzen Zukunft, die doch von dem „Rad des Lebens und der Vergänglichkeit“ zu lichterem Ausblicken geführt wird. — Die Ausstattung des Werkes rechtfertigt von neuem den Platz, den sich der Verlag in kürzester Zeit zu erringen wußte. Auf völlig holzfreiem Papier liegen wundervolle Lettern und farbige Initialen, die den technischen Wert des Buches über die übliche bibliophile Höhe weit hinausheben. Die Bildbeigaben Nehers fügen sich der Dichtung wundervoll ein. Der flexible Ganzpergamentband darf zu dem Kostbarsten und Geschmackvollsten der letzten Jahre auf diesem Gebiete gerechnet werden.
F. W.

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen

über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: Verlag Magische Blätter. Monatsschrift Dr. Richard Hummel. Schifffleitung:

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang

Leipzig, März 1924

Heft 3

Der Segen der Arbeit.

Von Bô Yin Râ. *(Aus hohe Ziel 1. 81)*

Es gibt in den heutigen Tagen unzählige Menschen, die nach geistiger Entfaltung streben, und wenn auch viele zu finden sind, die jede Kunde von hohen geistigen Dingen nur verschlingen, um ihrer nimmersatten Neugier ersehnte Befriedigung zu schaffen, so sind doch weit mehrere als ernste Sucher nach der Wahrheit anzusprechen.

Zu allen Quellen pilgern sie und alle Orte, die im Rufe wunderbarer Begebnisse stehen, sind ihnen heilig!

Aus aller Zeiten schriftlichem Vermächtnis werden alte Bücher aufgestöbert, in denen man genaue Anweisung zu finden hofft, wie man das Wunder an den Alltag fesseln könnte, denn längst hat man gehört von hohen Kräften, die denen sich erreichbar zeigen sollen, die des Geistes ewiges Gesetz erkennen.

Zwar kann man über jener Torheit lächeln, die das Zaubern lernen möchten, allein auch viele, die mit aller Inbrunst hin zum Geiste streben, sind keineswegs von Torheit frei, und ach so mancher ist des Glaubens, daß ihm Geistiges erst dann erreichbar sei, wenn er sich einer äußerlichen Schulung unterziehe, die möglichst wunderliche Übungen von ihm verlange.

So nehmen sie bald diese und bald jene Weisung an, die sie in alten oder neuen Schriften finden, wo da ein abenteuerlicher Mystagoge mit geheimnisvoller Geste raunend seine wirre Weisheit, dunkler Worte froh, zum besten gibt.

Wann immer man ihnen begegnen mag: — stets haben sie endlich nun das rechte Rezept entdeckt, den Stein der Weisen in ihrem Tiegel aufzufinden.

Bewundernswert ist nur an ihnen, wie sie von Enttäuschung zu Enttäuschung schreiten und nie den sonderbaren Mut verlieren, jeder neuen Rute auf dem Leim zu gehen. — —

Es braucht oft lange Zeit, bis sie entdecken, daß in solcher Weise das erstrebte hohe Ziel für sie stets unerreichbar bleiben muß. —

Nur schwer erst lernen sie verstehen, daß es doch sträflich engen Urteils Zeugnis war, so gar gering vom Höchsten und Erhabensten zu denken, daß man durch „Atemübungen“ in halbverrenkten Posituren oder durch noch weit üblere Betätigung nach wirrer Köpfe wirrer Anweisung erreichbar wähnte, was den Weisen aller Zeiten heilig war als höchstes Gut. — — —

Aber gar sehr ist der Mensch geneigt, sich vor dem Seltsamen zu beugen . . .

Weit lieber geht er kuriose Winkelwege, die sein Auge nicht verfolgen kann, und läßt sich wahnberauscht ins Dunkel führen, als daß er den geraden Weg zum Lichte sucht, um ihn in morgenfrischer Nüchternheit und festen Schrittes zu durchwandern wie ein Wanderer, der stets des Weges Lauf beachtet, damit er auch das Ziel des Weges einst erreiche. — —

Gewiß muß man bei Kräften sein, will man einen weiten Weg durchmessen, und wer nicht in Ermattung vor erreichtem Ziele niedersinken will, der wird auch Sorge tragen, daß er auf dem Wege selbst noch Stärkung finde.

So verlangt auch der Weg zum Geiste Kräftigung und Stärkung von jedem, der ihn gehen will.

Aber man braucht hier nicht weit zu suchen und keine bedenklichen Seitenwege einzuschlagen, um solche Stärkung zu finden.

Das Leben des Alltags wird sie reichlich spenden, wenn man es recht zu leben weiß

Hier aber wissen wieder wenige, wie hoch die Kräftigung und Kraft-Erneuerung zu werten ist, die da aus recht getaner Arbeit fließt! — — —

Viel lieber wiegt man sich in hohen Träumen und sieht die Arbeit nur als Hindernis auf seinem Wege, — als Störung seines Schreitens, der man möglichst aus dem Wege geht . . .

Wer aber solcherart das hohe Ziel erreichbar wähnt, der wird es sicher nicht erreichen, auch wenn er aller Weisen Weisheit aus den Worten dieser Weisen kennt und jederzeit sich hohen, wehevollen Stimmungen ergibt. — —

Es ist viel leichter, seines Alltags Pflichten zu verachten, als sie zu erfüllen!

Viel leichter ist es, sich in wehevollen Stimmungen dem Geiste Gottes „nahe“, ja „vereint“ zu fühlen, als seine Arbeit so zu tun, daß sie zur Kräftigung des eigenen Geistes wird und ihn durch solche Kraft ertüchtigt, einst die Weihe wirklich zu empfangen! —

Hier sind wahrlich Werte verborgen, die ihre Erlangung lohnen!

Gewiß hast du schon Zirkusspiele gesehen und fandest dich in bewunderndem Erstaunen, wenn dort Menschen wie du ihre Körperkräfte derart entfaltet und in ihres Willens Macht gebändigt hatten, daß sie Dinge vollbringen konnten, die dir völlig unmöglich wären . . .

Von ihnen kannst du lernen!

So, wie sie durch unablässige Tätigkeit nur ihre Körperkraft erlangten, so kannst du heute ungeahnte geistige Kraft aus jeder Arbeit schöpfen, die du so zu tun weißt, daß kein anderer sie besser leisten könnte! — — —

So wie jene Zirkusleute in angespanntester Aufmerksamkeit auf jeden Handgriff, jede Bewegung achten müssen, soll ihr Werk gelingen und ihr Leben nicht in äußerste Gefahr geraten, so wirst freilich auch du, soll deine Arbeit dir geistig fruchtbar werden, stets alles, was sie von dir verlangt, mit solcher Konzentration vollbringen müssen, als hinge dein Leben von jedem gewohnheitsmäßigen Handgriff ab! — — —

Ob deine Gedanken oder deine Hände zumeist bei deiner Arbeit beteiligt sind, stets wird es eine Menge solcher „Handgriffe“ geben, die du fast ohne Bewußtwerden „rein mechanisch“ und gewohnheitsmäßig machst und so selbst erniedrigst . . .

So werden sie dir freilich öde und eintönig erscheinen!

Wie aber jene kühnen Akrobaten, deren Arbeit dir wie ein fröhliches Spiel erscheint, an jedem Abend, der sie zu gleicher Arbeit vor eine zum Schauen bereite Menge ruft, aufs neue stets auf jede leiseste Muskelbewegung zu achten haben, da die gleiche

Darbietung ihrer Künste am heutigen Abend doch mißlingen könnte, auch wenn sie gestern gelang, so wirst auch du dir klar zu machen haben, daß auch der gleiche Handgriff immer ein Neues darstellt, so oft du ihn auch geübt haben magst! — — —

So „einförmig“ auch, so „geisttötend“ dir deine Arbeit erscheinen mag: — beachte sie in solchem Sinne und werte sie nicht vor dir selbst noch mehr herab, — dann wirst du entweder entdecken, wie du sie aus ihrer Eintönigkeit erlösen kannst, oder du wirst den gleichen „Handgriff“, das allezeit gleiche Tun, das sie Tag für Tag von dir verlangt, stets mit neuem Bewußtsein tun; so daß dein Geist der gleichen Sache tausend neue Seiten abgewinnen wird!“ — — —

Erziehe dich selbst dazu, an deiner Arbeit Freude zu empfinden, auch wenn sie keineswegs geeignet scheint, dir Freude zu bereiten! — — —

Bezwinge deine Abneigung, und du wirst auch der ödesten Arbeit überlegen sein; — sie wird dir Freude bringen durch die Art ihr zu begegnen!

Steht deiner Arbeit Aufeinanderfolge in deiner freien Wahl, dann wähle zuerst, was dir am meisten widerstrebt und suche es zu lieben!

Hast du dein stärkstes Widerstreben besiegt und dich als stärker erwiesen, so wird dir schon daraus allein eine Freude werden, die dir auch alle weitere Arbeit in Freude verwandeln wird! — — —

Du darfst deine Arbeit niemals nur als Mittel betrachten, das eben gebraucht werden muß, um das zu erlangen, was deines Lebens Notdurft erheischt! —

Hier irren die allermeisten!

Gewiß ist jede Arbeit ihres Lohnes wert, und du selbst machst dich schuldig, wenn du einem Ungerechten dienst, der etwa dir vorenthalten möchte, was er dir schuldig wurde als dein Schuldner für deiner Arbeit Wert! — —

Allein, was so dir als Frucht deiner Arbeit gehört, ist geistig genau bestimmt!

Du machst dich nicht minder schuldig, wenn du etwa mehr für deiner Arbeit Wert dir geben läßt, als sie dem anderen, für den du sie leistest, Wertzuwachs schafft, — wobei du nie vergessen darfst, inwieweit auch der andere irgendwie durch seine Arbeit an der deinen indirekt beteiligt ist! — — —

Doch aller Arbeit äußerliche Entlohnung bleibt nur ein Geringes gegenüber dem, was dir deine Arbeit an geistigen Werten vermitteln kann, so du sie zu schätzen weißt, als Arbeit um der Arbeit willen!

In der gutgetanen Arbeit selbst liegt ihr höchster Wert beschlossen, den dir keiner vorenthalten, den dir keiner rauben kann. — — —

Auch in der allergeringsten Arbeit läßt sich höchste Vollendung erstreben, und wird sie erreicht, wie sie nur intensivste Hingebung an die Arbeit erreichen kann, dann ist stets ein unermeßlicher Zuwachs geistiger Kraft die naturgegebene Folge. —

Der Arbeiter an der Maschine, der Tag um Tag nichts anderes da zu tun hat als etwa Schrauben zu drehen, kann auf solche Weise hohe geistige Kräfte in sich zutage fördern, während ein anderer, der seiner Meinung nach nur in hohen geistigen Dingen lebt, aber weit mehr auf seine geheimnisvollen Schauer achtet, als auf die Güte der Arbeit, die ihm in irgendeiner Weise aufgetragen ist, völlig leer ausgeht und sich nur selbst betrügt, wenn er seine geistigen Kräfte im Wachsen glaubt. — — —

Zur Erlangung der geistigen Kräfte, die durch intensive und auf die höchste Arbeits-Leistung eingestellte Arbeit zu erhalten sind, ist es nicht nötig, daß die Art der Arbeit selbst schon Geistigem diene! —

Doch, wenn auch die dauerwertige Frucht der Arbeit auf solche Weise in einem steten Zuwachs geistiger Kraft besteht, so wäre es dennoch töricht, wollte man hier der anderen Früchte nicht achten, die solche disziplinierte Arbeit auch dem Alltag bringt. — —

Noch wissen die meisten nicht, was solche Arbeit auch im Alltag bedeutet, obwohl sie es wahrlich aus manchem Beispiel ersehen könnten! —

Nur Arbeit um der Arbeit willen: — Arbeit, die das höchste Resultat erstrebt, kann jenen ersehnten allgemeinen Wohlstand schaffen, der niemals zu erreichen ist, solange Arbeit noch wie ein fästig Notwendiges nur erduldet wird! — — —

Der weiß noch nichts vom Segen der Arbeit, der seine Arbeit nicht lieben lernt! —

Der wird den Segen der Arbeit niemals genießen, der sich ein Glück erträumt, dem die Arbeit fehlt! — —

Alles in allen Reichen des geistigen wie des physisch-sinnlich wahrnehmbaren Kosmos ist in steter exaktester Tätigkeit...

An keinem Punkte darf diese Tätigkeit erlahmen, soll nicht das ganze Gefüge in sich selbst zusammenstürzen . . .

Selbst das scheinbar Ruhende und fest Gewordene erscheint nur dem physischen Auge als starrer Stoff, während in Wahrheit unzählige unwahrnehmbar winzige Teilchen sich in unfaßbar schneller Bewegung befinden, so daß den Erdensinnen, die solches nicht anders fassen können, stete Bewegung als homogene Masse erscheint . . .

Doch liegt es mir ferne, solches zu erwähnen, um etwa meinen Worten Beweiskraft geben zu wollen!

Wer in sich selbst nicht erfühlt, was hier zu erfühlen ist, dem würden auch keine Beispiele aus anderen Lebensvorgängen Lehre geben können! —

„Beweis“ aber wird einem jeden werden, der heute noch beginnen will, in intensiver Arbeit um der Arbeit willen nach dem Segen der Arbeit zu suchen! — — —

Währlich: — er wird weitaus mehr erlangen, als er je zu hoffen wagen mag!“

Ihm wird sich der Arbeit Segen an ihm selber offenbaren! — — — — —

Legenden um Meister Eckehart.

Meister Eckeharts Tochter.

Eine Tochter kam zu einem Predigerkloster und verlangte nach Meister Eckehart.

Der Pförtner fragte: Wer seid ihr und wen soll ich melden?

Sie sprach: Ich weiß es nicht.

Er sprach: Ihr wißt nicht, wer Ihr seid?

Sie antwortete: Kennte ich mich, so kennte ich alles Geschaffenen Grund. Ich bin kein Kind, ich bin kein Weib noch ein Mann, ich bin keine Frau und bin keine Witwe, ich bin weder Herr, noch Magd, noch Knecht, auch eine Jungfrau bin ich nicht.

Der Pförtner ging zu Meister Eckehart hinein und sprach: Meister, kommt heraus zu der allerwunderlichsten Kreatur, die ich je gesehn. Und, um Gott, laßt mich mit Euch gehn, wenn Ihr hinausschaut und fragt: wer fordert mich? Laßt mich hören, was sie dann säge.

Meister Eckehart tat also.

Da sprach, sie zu dem Meister, wie sie zuvor zu dem Pförtner gesprochen hatte.

Er sagte: Liebes Kind, deine Rede ist seltsam und dunkel. Künde mir, wie du es meinst!

Sie sprach: Das tu' ich gern! Wäre ich noch ein Kind, so wäre ich noch ein Mensch des reinen Geistes. Wäre ich ein Weib, ohne Unterlaß würde ich den lebendigen Gott in meinem Herzen gebären. Wäre ich ein Mann, so würde ich aller Trägheit kräftig widerstehen. Wäre ich eine Frau, so hielte ich meinem einzigen Gatten von Herzen ganze Treue. Wäre ich eine Witwe, so hätte ich stetes, inbrünstiges Verlangen nach meinem einzigen Liebsten. Wäre ich eine Jungfrau, so wäre ich in reiner Bereitschaft allezeit. Wäre ich ein Herr, so hätte ich die Macht, alle Tage Gottes Willen zu verwirklichen. Wäre ich eine Magd, so würde ich mich demütig beugen unter Gott und unter alle seine Wesen. Wäre ich aber ein Knecht, so wäre ich von ganzem Herzen gewillt, meinem obersten Herrn zu wirken alle Liebe. Doch leider bin ich nichts von alledem. Ich bin ein Ding wie ein ander Ding und lauf so dahin.

Meister Eckehart ging wieder hinein zu den Brüdern und sprach: Ich habe den lautersten Menschen gesehen und gehört, den ich all mein Lebetage je gefunden.

*

Meister Eckehart und der nackte Knabe.

Zu Meister Eckehart kam ein schöner, nackter Knabe. Da fragte er ihn, woher er komme?

Er sprach: Ich komme vom lebendigen Gott.

Wo liebest du ihn? — Im liebeleuchtenden Herzen.

Wohin willst du? — Zum lebendigen Gott!

Wo findest du ihn? — Dort, wo ich alle Zweiheit von mir ließ.

Wer bist du? — Ein König.

Wo ist dein Königreich? — In meinem Herzen.

Hüte dich, daß keiner es mit dir teile!

Ich hüte mich wohl.

Da führte er ihn in seine Zelle: Nimm, welche Kutte du magst, So wäre ich kein König!

Und verschwand.

Da war es der lebendige Gott selber, der mit ihm gescherzt hatte,

Der Traum.

Von Hans Christoph Ade.

Ich hatte mich ein wenig verschlafen und ging die Leopoldstraße hinauf in mein Büro. Gerade als ich am Siegestor vorbeikam, grüßte mich ein weißhaariger Herr, der mir bekannt vorkam, obwohl ich, wie man zu sagen pflegt, nicht gleich wußte, wo ich ihn hintun sollte.

Er kam auf mich zu und streckte mir herzlich die Hand entgegen: „Ist es möglich! Gott grüße dich, mein lieber Walter! Nun erst ist eine Lücke in der Heimat ausgefüllt, die ich empfand.“

Ich sah ihm prüfend ins Gesicht, als ich ihm die Hand gab. Plötzlich überfiel es mich: das war ja Theodor Waldmann, mein alter Freund, mit dem ich in Würzburg und Berlin viele Nächte durchschwärmte hatte. Jetzt erst schüttelte ich ihm herzlich die Hand und ein warmes Gefühl der Freundschaft stieg in mir empor. „Theodor!“ rief ich, „du! Wie ist es möglich! Aus welchem Winkel der Erde tauchst du zu guter Stunde herauf, du Verschollener?“

„Ich komme aus Südamerika zurück,“ lachte er, immer noch meine Hand haltend, „aus Argentinien. Hast du Zeit für mich?“

Ich sah nach der Uhr, es war fast neun.

„Theodor,“ bedauerte ich, „um neun Uhr muß ich im Büro sein, am Stachus. Ich muß die Tram nehmen, fährst du mit?“

„Nein, nein,“ überlegte er gemächlich. „Dich will ich nicht so im Flug genießen, nur so nebenher. Hast du heute Abend Zeit?“

Ich nickte.

„Gut,“ meinte er befriedigt, „komm heute Abend zu mir. Ich wohne in der Prinzregentenstraße, in der Pension Elisabeth. Dann wollen wir uns erzählen.“

Ein Wagen der Dreierlinie, mit dem ich fahren mußte, kam gerade, so daß ich Theodor nur noch rasch die Hand drückte.

„Ich komme um acht Uhr. Leb' wohl!“ Rasch sprang ich in meinen Wagen.

Als ich saß, kam mir die Bedeutung dieses unerwarteten Wiedersehens erst zum Bewußtsein.

Ich hatte Theodor Waldmann in Würzburg in einem Kurs kennengelernt, in dem wir beide arbeiteten. Unsere Neigungen, Dichtung und Philosophie waren die gleichen, und beide schätzten wir unsere Juristerei nicht übermäßig, obwohl Theodor gründlich und gediegen arbeitete und auch mich zu fester Arbeit anhielt.

Wir verkehrten miteinander, und bald wurde aus unserem Verkehr eine nahe und herzliche Freundschaft. Wir machten Ausflüge miteinander und saßen in Würzburg und später in Berlin Nächte hindurch beim Wein zusammen und unterhielten uns oder lasen uns vor, wobei jeder versuchte, den andern zu einem großen Dichter hinzuführen. Theodor machte mir Alfred Mombert zur Offenbarung, während ich ihn mit Walt Whitman bekannt machte. Dazu philosophierten wir. Theodor liebte die Veden, Laotse und Meister Eckehart, während ich mehr für die reinen Denker war, für Kant und Hegel. Ich weiß noch, wie wir einmal auf dem Staffelstein standen und Theodor beseligt Momberts Strophe ins Weite rief

In diesem wunderbaren Himmel-Leben
ist das Herrlichste: das stille Schweben
über Welten. Meinen hohen Ort
kann kein Flügelschlag erringen.
Unter meinen stillen Schwingen
ziehen selig ganze Welten fort.

Es war ein Eindruck, der mich aufs tiefste ergriff. Der hohe, schlanke Freund mit dem schönen, kühnen Gesicht stand auf der Felsplatte am Abgrund, vom wandernden Wind flüsternd umweht, und rief die Strophe beseligt-segnend über die aufwipfelnden Tannen und das korngelbe, weite Tal. Einmal war er tagelang von einigen Zeilen Laotse erfüllt und jeden Augenblick sagte er dann, wie aus seiner Tiefe aufklingend:

Wer das Reich ehrt wie sich selbst,
Ist würdig, das Reich zu erlangen.
Wer das Reich liebt wie sich selbst,
Ist würdig, das Reich zu empfangen.

Später, als er eine große Studienreise durch Frankreich, Spanien, Italien, England und Holland antrat, kamen wir auseinander; aber wir schrieben uns noch gelegentlich lange Briefe. Aber seit dem Kriege hatte ich nichts mehr von ihm gehört.

Theodor ist mir immer reifer vorgekommen als ich. Er hatte immer etwas ebenso Großartiges wie Bescheidenes an sich, wodurch er sich alle Menschen wie selbstverständlich gewann. Er war ein Sieger, und mit allem, was er angriff, rang er, bis er damit fertig war.

Seltsam! Dieser Eindruck der Reife und der Überlegenheit war jetzt wieder da. Liegt es an seinem weißen Haar oder an

seinem klaren, festen Gesicht oder an seinem ganzen Wesen? Es ist doch wunderbar, daß ich das heute wieder empfinde, obwohl ich jetzt dreißig Jahre alt bin und ein gesuchter Rechtsanwalt, dessen Wort etwas gilt.

Den Tag über kam ich nicht viel dazu, über unsere Zusammenkunft nachzudenken, da mich die Arbeit ganz in Anspruch nahm. Erst gegen Abend gelang es mir, noch ein paar Flaschen Steinwein zu besorgen, die ich Theodor mitbringen wollte, um ihn freundlich an unsere Würzburger Zeit zu erinnern.

Nacht dem Abendbrot ging ich zu ihm hin.

Er empfing mich herzlich in einem großen Zimmer, in das er von dem Nebenzimmer her getreten war, nachdem er noch mit jemand gesprochen hatte.

Ich stellte meine Flaschen als Gruß auf den Tisch. Dann lachten wir beide, denn Theodor hatte, um mich zu erfreuen, das gleiche besorgt.

Wir saßen, redeten und tranken, und bald hatten wir beide die Empfindung, als seien wir nie auseinandergegangen.

Ich habe Theodor zuerst alle meine Erlebnisse erzählt: den Abschluß meines Studiums, meine Taten im Feld und mein Leben hier als Anwalt.

Als ich fertig war, trat eine Stille ein, in der das herzliche Gefühl der Freundschaft zwischen uns schwang.

Ich wollte nun auch sein Leben wissen und bat ihn, zu erzählen. Ich hatte schon gefürchtet, daß er im Kriege gefallen sei.

Theodor lehnte sich nachdenklich im Sessel zurück und sah den feinen Ringwölkchen seiner Zigarette nach.

„Ich will dir alles erzählen, Walter,“ begann er nach einer Weile. „Im Grunde hängt alles mit einem Traume zusammen, den ich ein paar Monate vor dem Kriege hatte.“

Ich wunderte mich. Das war wieder echt Theodor, daß er sich von einem Traume bestimmen ließ.

„Ich weiß nicht,“ fuhr er fort, „wie du über Träume und Traumdeutung denkst. Ich selber halte nicht viel davon, und vor allem die wissenschaftlichen Theorien, wie die Psychoanalyse, lassen mich kalt. Trotzdem ist die wunderliche Änderung meines Lebens auf einem Traume aufgebaut, denn es gibt Träume, in denen wir träumend fühlen, daß sie mehr sind als Traum, mehr als nur lockere Gestaltungen unserer nächtlichen Einbildungskraft . . .“

„Das kenne ich nicht,“ erklärte ich offen. „Auf jeden Fall habe ich nichts derartiges erlebt, oder es ist mir nicht bewußt geworden. Ich träume nur wirre Dinge und habe nie Gewicht darauf gelegt.“

„Mir ist es früher auch so gegangen,“ entgegnete Theodor, „bis dieser eine Traum kam. Vielleicht stammte er gar nicht aus mir selbst, sondern wurde mir aus dem Bewußtsein eines anderen Wesens zugesandt. Gleichviel, er hatte, wenn auch nicht sofort, den größten Einfluß auf mich:“

Ich schwebte hoch über der Erde, vielleicht stand ich auch auf einem ungeheuren Berge, ich weiß das nicht mehr so genau. In ungemeiner Klarheit lag die Welt vor meinen Augen hingebreitet und auf ihr wanderten, die dunkelste Kurve des Seins durchschreitend, die Völker der Erde, herabsteigend am einen Horizonte erdwärts ins Überschattete, emporschwebend am anderen zu neuen, reineren Bindungen. Das Licht einer gewaltigen Ursonne durchleuchtete alles, doch vor meinen Augen war dies große Licht verhüllt und ich fühlte, daß ich seinen Glanz nicht hätte ertragen können. Aber die Ahnung schon war groß. In mächtigen Zügen zogen die Menschenvölker ihren Weg im Weltraum. Schatten lagen über ihren Seelen und sie schienen zu träumen, denn sie hatten die Augen offen und sahen nicht, sie konnten hören und hörten nicht, fühlend fühlten sie nicht. Sie waren Schatten, Traumgespenster vor ihren schlummernden Seelen. Einige Menschen unter den Massen aber, wenige, ganz wenige, erschienen wach und wanderten leuchtend zwischen den Schatten, die sie nicht erkannten.

Diese Leuchtenden waren die Führer der Menschheit, die guten Führer der überschatteten Geschlechter. Versteh mich recht: ich meine nicht die gekrönten Könige damit, die gingen traumverdunkelt wie die andern. Die Fürsten, die ich meine, waren wach und hell. Licht des Urlichts hatte ihre Seelen rein gebrannt, daß sie nichts waren als strahlende Helle, gereinigt von allen Wünschen des Vergänglichen. Sie führten die Menschheit, geheimnisvoll von innen her lenkend, nach den Weisungen großer, kosmischer Gesetze, deren Tafeln auf einem strahlenweißen Gebirge hoch über der Erde aufgerichtet waren. Heilige Hüter wachten dort. In Freude und Liebe leuchteten ihre großen und zeitlosen Gesichter. Die Völker der Menschen aber, aufgehoben über das Erdgebundene am anderen Horizont, lagerten sich in breiten Lagern rings um

das köstliche Gebirge, dem ihre tiefste Sehnsucht galt, denn aller weitere Durchlichtungsweg schien über dies Gebirg' zu gehen. Doch ich sah es nicht mehr klar.

Die Fürsten der Menschheit beachteten nicht den Vorteil einzelner Nationen. Was kümmert den Geist die Nation, die ein vergänglicher Schatten ist vor seinem Leuchten! Sie führten die Menschheit hin und aller Heil wollte ihr wissender Wille, der aus der ungeheuren Sonne immer neue, mütterliche Kraft trank, wie ich fühlte.

Aber Gewölk stieg auf, das Leuchten des Urlichts dichter verdunkelnd. Drohende Schatten lasteten über der wandernden Menschheit. Bedrückendes lag im unendlichen Raum.

Die leuchtenden Führer reckten sich auf und bekämpften die wolkige Finsternis.

Ich erkannte, daß ein Zug ungeheurer, gieriger Geier vor der Sonne flog und die Menschheit mit ihren Flügeln überdüsterte.

Unruhe kam über die Menschheit, und der geordnete Zug lockerte sich.

Immer neue Geierscharen, kosmischen Gräbern enttaucht, flogen herauf.

Es wurde dunkel und Rauch stieg aus der Erde, der die Menschen betäubte und ihre Herzen mit Haß erfüllte. Taumelnd stürzten sie aufeinander.

Flammen fielen auf die Völker herab und verbrannten sie.

Schreie der Wut, gellende Not füllten die Erde. Blut rann und färbte die Ströme rot, blutrot brandete das Meer an blutende Ufer.

Die Geier aber kreisten hohnlachend darüber, und die ewigen Führer fanden die Herzen von Haß erfüllt und ihrem leisen Mahnen verschlossen. Nur wenige noch folgten ihnen nach, die von Schmerz erfüllt ihre Schwertär gegen die Geier schwangen.

Unheimliche Dunkelheit lastete über der Erde. Nur die Feuer der Vernichtung loderten blutrot. Sie züngelten aber vergeblich zu dem strahlenweißen Gebirge empor, auf dem die Tafeln der großen, ewigen Gesetze standen. Ein Strahl der Ursonne brach mächtig durch die schwirrenden, dunklen Flügel und ließ die Tafeln als ewige Verheißung rein über der fürchterlichen Nacht des Hasses leuchten.

Ich aber in meiner Höhe schrie in das brodelnde Gewühl der Nacht des Hasses. Ich schrie und flehte ‚Haltet ein!‘ und deutete auf die leuchtenden Tafeln der Liebe.

Meine Stimme verhallte im Raum.

Da überkam mich Verzweiflung, so düster, so qualvoll, daß ich kein Wort dafür finden kann.

Mit einem Schrei übermäßiger Qual erwachte ich weinend. Das war mein Traum.

Wochenlang bedrückte mich dieses Gesicht, ohne daß ich es zu deuten wußte. Langsam beruhigte ich mich. Die Zeit wellte darüber hin und ich vergaß es über den kleinen Wichtigkeiten des Tages.

Dann brach der Krieg aus.

Die Begeisterung ergriff auch mich, wie die meisten. Heute weiß ich, daß viele abseits standen und ich schäme mich, daß ich nicht auch zu ihnen gehörte, denn es ist unwürdig, in blindem Rausch zu sein, unwürdig, sich von der Masse übertölpeln zu lassen.

Ich wurde Kriegsfreiwilliger und nach einem Vierteljahr war ich Offizier. Weißt du noch, wie wir uns früher über die Offiziere lustig gemacht haben? Im Kriege habe ich diese Männer achten gelernt, die ihr Kampfe sich selbst in der Gewalt haben. Es gibt natürlich reichliche Ausnahmen darunter — wie in allen menschlichen Verhältnissen. Aber die jungen Frontoffiziere, die in den bittersten Gefahren aushielten bis zum letzten Blutstropfen, die ihren Kompanien wirklich Halt und Führer waren, die bewundere ich restlos. Sie kämpften für ein Ideal, das mir selbst nicht mehr so wichtig vorkommt — gleichviel, sie waren groß und heldisch und Heldentum verdient Verehrung überall. Ich suchte es ihnen gleichzutun. Ich glaube, es ist mir gelungen. Wenigstens stand mein Name eininal im Heeresbericht, was nicht jedem gelang. Ich habe alles mitgemacht. Du ersparst mir die Einzelheiten, die nicht zur Sache gehören und die du auch selber kennst.

In all dem Erleben hatte ich nie an meinen Traum gedacht, oder wenn es geschah, so tat ich es leer und gefühllos.

Er kam erst 1917 wieder über mich, im Juli, vor Langemarck.

Er kam, wie er zuerst gekommen war, aufwühlend wie ein Sturm und die Wände zerreißend, hinter denen ich mich vor ihm versteckt hatte.

Die Engländer hatten ihre große Offensive begonnen und drückten auf uns herein. Unsere Verluste waren ungeheuer und die Lage schwieriger als jemals, obwohl ich bei Douaumont dabei gewesen war. Aber der Feind mußte aufgehalten werden. Ich hatte einen Betonklotz zu verteidigen. Starke Abteilungen gingen gegen

uns vor. Wir schossen, was aus dem Lauf ging und die Maschinengewehre tackten. Schon waren wir von englischen Schützen umgeben, die im Trichtergelände Deckung fanden, als ein Meldeläufer kam und den Befehl zum Rückzug brachte. Wir gingen zurück, bis wir Verstärkung fanden, mit der wir wieder vorgingen und einen Straßenrand besetzten. Wir gruben uns ein, so gut es ging. Die Nacht kam. Es regnete, und wir lagen im Wasser. Während der Dämmerung wurden wir vom feindlichen Feuer gefaßt und der Boden wankte, wie wenn wir auf einem Schiffe saßen. Ich erwartete den Tod, der rechts und links von mir unausgesetzt seine Opfer holte. Das Ohr war in dem tosenden Lärm nur auf das endliche Heranzischen des Vernichters eingestellt. Alles fiel ab von mir. Mein Leben rollte wie ein Film an mir vorüber. Als die Granaten einen Augenblick Ruhe ließen, hörte ich, wie der Leutnant Seiler neben mir 'Freunde, trinkt in vollen Zügen' sang. Das war seine Art, seine Erregung abzuschwächen.

Als ich so dalag und die Nacht mit ihren schwarzen Regenvölkern immer dichter hereinbrach, stieg plötzlich die Erinnerung an meinen Traum mit allen Einzelheiten in mir empor.

Ich sah in mir die leuchtenden Gestalten der reinen Menschheitsführer, ich sah die ewigen Tafeln des Gesetzes auf dem strahlweißen Gebirge aufgerichtet und von den heiligen Hütern bewacht, deren Gesichter in großer Bekümmernis waren. Die nachtdunklen Geier brausten herauf und verfinsterten die Erde. Rauch stieg empor, und die Flammen fielen über die Völker herab, die sich zerfleischten, daß Ströme von Blut über die Erde ranhen.

Walter, ich lag selber in diesem Strome von Blut!

Ich, der ich einst in Verzweiflung 'Haltet ein!' gerufen hatte, ich hatte mich selber von dem Völkerwahnsinn ergreifen lassen und hatte des ewigen Lichtstrahls nicht geächtet, der trotz alledem auf die hohen Tafeln im Gebirge fiel!

Ein Schmerz durchzuckte mich, daß jede Art der Empfindung in Körper und Seele wie verbrannt aufzuckte. Ich kam mir wie ein Gespenst vor, das von Gespenstischem umgeben war. Ich hätte aufspringen und wie damals mein 'Haltet ein!' schreien mögen.

Es ist klar, daß es, wie damals, vergeblich gewesen wäre.

Ich zwang mich, sitzen zu bleiben, trotz der unsäglichen Aufwühlung meines Innern, die zu der unerhörten Lage noch dazu kam. Ich empfand mich als Fahnenflüchtigen vor der reinen Er-

kenntnis, die mir im Traume geworden war, als Verbrecher vor den reinen Führenden.

Walter, in dieser Nacht größter innerer und äußerer Qual ist mein Haar grau geworden.

Am Morgen zogen wir uns zurück, wir, die wenigen Überlebenden. Der Rückmarsch zeigte mir die Bilder meines Traumes. Die Straßen waren mit Leichen von Menschen und Tieren bedeckt. An einer Stelle lagen neben den ganz zerschmetterten Protzen zwölf grauenhaft zerrissene Pferde auf einem Haufen, an einer anderen zehn Soldaten mit ihrem Offizier ineinandergekrampft, von einer einzigen Granate zerrissen.

Ich empfand das alles als persönliches, eigenes Leid. Dabei nahm ich mich aber nach außenhin zusammen, daß man mir nichts anmerkte.

Vereinzelte Schrapnells begleiteten uns, in weißen Wölkchen zerspringend. Ich wünschte, daß ich getroffen und erlöst würde. Andere fielen, ich nicht. Ein kleines Häuflein, der Überrest eines Regiments, kamen wir an unserem Sammelort an, in dem wir Quartier bekamen. Der Ort wurde schon beschossen. Hausgerät lag auf den verödeten Straßen umher. Eine letzte Familie zog mit weinenden Kindern eilig davon, eine Kuh als einzigen Überrest ihres Besitzes nach sich ziehend.

Ich hatte das gleiche Bild schon oft gesehen, jetzt aber wirkte es zerschmetternd auf mich.

Nach einem schweren Schlaftrunk begaben wir uns zur Ruhe. Unser Heuboden wurde getroffen und mir ging ein Splitter durch die Lunge, nahe am Herzen vorüber, als ich totmatt schlief.

Die nächsten Wochen kann ich übergehen, denn ich kam erst wieder zu mir, als ich in Dresden in einem Lazarett lag, das eine Dame aus eigenen Mitteln eingerichtet hatte und unterhielt, wie ich später erfuhr.

Ich hätte, ausgemergelt und ermattet von all den Anstrengungen vorher, von Rechts wegen verloren sein müssen, aber meine zähe Natur hielt durch und Dr. Bertuchni rang mit Schwester Helen um mein Leben.

Dr. Bertuchni war der Arzt dort und Schwester Helen war die Dame, die das Lazarett eingerichtet hatte.

Es war schön, so dem Gesunden entgegenzuliegen.

Nachdem die Unruhe, die jeder nach all den Erlebnissen in sich hat, überwunden war, wurde mir die Zeit unsäglich reich,

denn ich begann mich selbst wieder zu entdecken, das, was ich bin, zu ahnen. Ich erlebte eine strömende, meertiefe Fülle in mir, die mit lebendiger Glut aus mir emporstieg und mich von Irren her erneute. Ich empfand, daß ich bisher nur ein Schatten gewesen war, hinwandernd mit den andern Schatten und träumend, daß ich lebe. Ich empfand, daß ich jetzt aus dem Schlaf erwachen mußte. Ich empfand, daß mein Traum damals mir eine Verpflichtung auferlegte, die ich zuvor nicht erkannt hatte, die Verpflichtung, Mensch zu sein. Jede Erkenntnis schafft Verantwortung, und der Wissende macht sich schuldiger als der Unwissende. Ich sah, daß ich dessen, was ich erlebt hatte, würdig werden mußte.

Diese Erkenntnisse waren aber nicht mit schweren Entschlüssen verbunden, sondern sie stiegen mit der strömenden Fülle selbstverständlich aus mir empor und hoben mich über das Gewöhnliche hinaus.

Ich lachte, wenn man mich mit Oberleutnant anredete, denn was ging mich das an! Ich war ja nur die strömende, selige Liebesfülle meines Innern. Ich erklärte das einmal Schwester Helen. Sie begriff mich sofort, ohne viel zu reden, und ich hatte den Eindruck, als ob sie sich darüber freute.

Überhaupt Schwester Helen! Mir ist so etwas von ruhiger und herzlicher Sachlichkeit nie wieder begegnet. Und Kraft hatte diese Frau, daß ich nur immer wieder staunen mußte, denn den Tag über pflegte sie und in der Nacht setzte sie sich hin und arbeitete den Bericht der Lazarettverwaltung durch. Ihr Geist war überall fühlbar und doch war sie zurückhaltend und ließ jedem seine Art. Aber das gehört nicht hierher.

Auch Dr. Bertuchni verstand mich, als ich mit ihm sprach. Er war alles andere, als ein gewöhnlicher Arzt. Wir schlossen uns, nachdem wir uns unsere inneren Erlebnisse fast scheu enthüllt hatten, sehr eng zusammen, so daß wir uns auch außerhalb der Dienststunden suchten. Dr. L. Bertuchni besuchte mich, da ich noch lange liegen mußte. Er brachte mir Bücher aus seiner Bibliothek, aus denen ich lernte, mein Erlebnis und mich selber zu deuten. Du weißt, daß es mich früher schon zu den Vedem und zu Meister Eckehart hingezogen hatte. Jetzt aber gingen mir die Augen erst wirklich auf, und ich war wie ein Garten voll aufblühender Ahnungen und Erkenntnisse.

Nach Weihnachten durfte ich wieder aufstehen, und als es einigermaßen ging, nahm Bertuchni mich zu einem Manne mit, der

in einer Stadt nahe bei Dresden wohnte und von dem er sagte, daß er ihn mehr verehere als jeden andern Lebenden der Erde. Als Schwester Helen von unserem Besuche erfuhr, glänzten ihre Augen vor Freude und ich sah, daß sie diesen Mann nicht weniger ehrte, als Bertuchni es tat.

Ich fuhr voll verwunderter Spannung mit.

Hätten andere Menschen mir solche Worte gesagt, hätte ich wohl gelacht und wäre nicht mitgegangen. Aber ich achtete Schwester Helen und Bertuchni zu hoch, um nicht Bedeutendes zu erwarten.

Mir wurde ein Erlebnis geschenkt, das größer war, als ich je hätte für möglich gehalten.

Du erinnerst dich, was ich von den Führern der Menschheit erzählt habe. Es mag dir fantastisch erscheinen, aber es ist wahr: ich durfte erfahren, daß dieser Mann einer der Führenden war, ich betrachte es als das größte Glück meines Lebens, daß mein Weg sich mit dem seinen berühren durfte und daß ich beginnen durfte, das in mich aufzunehmen, was er lehrte.

Ich sehe deinem Gesicht an, daß du den Namen wissen willst. Gedulde dich; was ist mit dem gewöhnlichen Namen gesagt, der dich nur irreführen kann! Sein Geist ist das Wirkende und er wirkt von innen her. Wir wollen uns öfter sehen, solange ich noch hier bin. Ich will dich anders zu ihm hinführen.“

Theodor schwieg einen Augenblick in sich versunken. Auch ich schwieg, denn ich wollte seine Erinnerung nicht durch Worte stören.

In mir sah es merkwürdig aus dabei. Zweifel und Neigung gingen auf und ab und der Zweifel war wohl stärker als die Neigung, denn als Jurist wird man vorsichtig und zurückhaltend, da man so viele schlimme Seiten der Menschen sieht. Vielleicht ist das nicht recht. Vielleicht. Es legt sich wie eine Last auf die inneren Flügel, aber man geht sicher. Natürlich mißtraute ich Theodor nicht. Er war immer leicht entflammt, wenn ihm Großes begegnete. Aber meinem kühlen Denken hatte schon früher manches, was er sagte, nicht standgehalten.

Als ob er meine Gedanken erraten hätte, fuhr Theodor fort: „Das mag dir alles seltsam, ja übertrieben vorkommen, was ich erzähle. Aber ein Mensch, der in so fester und nüchterner Arbeit steht wie ich, übertreibt nicht mehr. Du kannst es auch mit reinem Denken nicht fassen, denn es muß da aufklingen.“

Er legte die Hand ans Herz.

„Doch laß mich enden,“ begann er wieder, nachdem er sich eine neue Zigarette angebrannt hatte. Jener Besuch vollendete das unbewußt, ursprünglich in mir Begommene zu bewußtem Wollen, und mein ganzes Handeln stand von nun an unter dem Willen meines Traumes, der, wie ich nun wirklich wußte, mehr als Traum war.

Ich gesundete und sollte wieder zur Front zurück.

Nach den Wochen größter innerer Beseligung begannen Tage bitterster Kämpfe in mir selbst. Die Pflicht rief, die Kameraden waren in Not, Gerüchte einer kommenden deutschen Offensive wurden heimlich erzählt und lockten mich.

In mir selber aber stand nun unumstößlich das Bild der ewigen Tafeln, auf denen die kosmischen Gesetze der Liebe eingegraben waren. Ich wußte, daß diese Tafeln auf dem strahlenweißen Gebirge Wahrheit waren.

Welches war nun die höhere Verpflichtung?

Gewohnheit, Sitte, Vorurteil, ja selbst das, was die Allgemeinheit als selbstverständlich von mir erwartete, stritten mit der reinen Erkenntnis in mir.

Ich ging verschlossen umher und rang in mir, flehte um Klarheit.

Ich konnte meinen Stoßtrupp nicht mehr führen, denn das, was mich zum Kämpfer gemacht hatte, hatte die strömende Liebesfülle in mir hinweggespült.

Ich wußte, daß ich Verachtung und Schande auf mich lud, wenn ich nicht tat, was man von mir erwartete. Nach einer langen Nacht, in der ich mich ganz in mir sammelte, wußte ich klar, was ich zu tun hatte.

Ich nahm Schande und Verachtung auf mich und fuhr nach Holland, um von da nach Argentinien zu kommen und mein eigenes Leben zu beginnen.

Bevor ich Deutschland verließ, schrieb ich an Schwester Helen und den Freund Bertuchni. Und sie, die wie ich den Weg nach dem strahlenweißen Gebirge suchten, billigten, was ich tat.

Ich schrieb auch meinen Kameraden, dem Leutnant Seiler und meinem Kommandeur, dem Oberst von Renkin, mit denen ich mich immer noch verbunden fühlte. Sie schlossen damals aus meinen Briefen, daß ich einen Nervenzusammenbruch erlitten habe, denn daß ich feige war, konnte man nicht vermuten bei mir.

Ich kam nach Holland und von da ging es nach Südamerika. Die Schwierigkeiten waren ungeheuer, aber alles gelang, obwohl

wir London anlaufen mußten und unterwegs von englischen Kontrollschiffen untersucht wurden.

Als wir nach Argentinien kamen, konnte man noch Land kaufen, ohne sich beim Kauf verbluten zu müssen. Bald hatte ich meine Besitztitel in der Hand und begann meine Arbeit.

In diesen fünf Jahren schwerster Arbeit, in denen meine Kräfte wie oft zu erlahmen drohten, habe ich mir immer wieder jene Sätze aus dem Zendavesta vorgehalten, daß es Gott dienen heiße, wenn man die bösen Geister vertreibe, indem man ödes Land urbar macht, Wälder rodet und Brücken über reißende Flüsse schlägt. Ich habe es innen und außen getan, denn innen war es so nötig wie außen.

Walter, ich war in meiner Einsamkeit von bittersten Zweifeln zerrissen, ob ich recht gehandelt habe, oder die Einsamkeit quälte mich selber mit ihren Gespenstern. Ich litt unsäglich. Doch eines Tages klang eine Stimme in mir auf, die mir sagte, daß ich auf dem rechten Wege sei: Es war, wie wenn ein anderer redete. Da fiel das Vergangene wie eine überreife Frucht ab und der Friede begann in mir.

Ich arbeitete Tag und Nacht wie Schwester Helen und suchte meine Arbeit als Dienst zu tun, als Opfer in den weiten Tempelhallen des Unnennbaren. Und es gelang.

Nun weidet meine Herde auf dem weiten Camp am Cayunco, das voll Alfalfa steht, das ich aussäte, Kanäle sind gezogen, Felder reifen, Häuser und Schuppen sind errichtet. Freudenstadt ist gegründet.“

„Freudenstadt?“ fragte ich verwundert.

„Ja, Freudenstadt,“ wiederholte Theodor stolz. „Als hier der Umsturz kam, kaufte ich von meinem ersten Erlös neues Land. Dann schrieb ich Leutnant Seiler und bot ihm an, zu mir zu kommen. Er brachte noch Leute mit und wir bildeten eine deutsche Kolonie. Du wirst Freudenstadt zwar noch nicht auf der Karte finden, aber es steht da und blüht. Der Name ist dir aus dem Traume klar geworden. Ich habe ihn gewählt, als ich fühlen durfte, daß der Geist des hohen Lehrers mir nahe ist. Kein Mensch weiß übrigens von seiner Bedeutung, denn ich denke nicht daran, eine Sekte in die Welt zu rufen, da ich selbst noch Belehrung brauche.“

Meine Estanzia heißt Helen.“

Ich schaute Theodor in immer neuem Erstaunen an.
Er lächelte.

„Weißt du,“ erklärte er fröhlich, „die Kameraden haben ihre Frauen hinübergeholt, als sie sahen, daß sie festen Boden unter den Füßen hatten. Das habe ich nun auch getan, jetzt, da es möglich war.“ Er stand auf und ging zu der Türe, die in den Nebenraum führte, aus dem er gekommen war. „Helen,“ sagte er herzlich, würdest du nicht zu uns herüberkommen?“

Ich erhob mich erstaunt, als ich das hörte und als aus dem Nebenzimmer eine schöne Frau lächelnd hereintrat.

„Siehst du, Helen, das ist Walter,“ stellte Theodor mich vor. Ich verbeugte mich, noch immer sprachlos.

„Weißt du, Walter,“ sagte Theodor, „wir können den heiligen Berg nicht allein finden, wir Männer, wir brauchen eine Frau dazu, denn der wesentliche Mensch ist ein Doppelwesen, ein Hermaphrodit, Mann und Weib in eines zusammengeschlossen. Ich habe meinen guten Stern, den ich früher finden durfte, mir geholt.“

Frau Helen sah ihren Gatten herzlich an, dann begrüßte sie mich. Lange saßen wir noch plaudernd beisammen.

Theodor forderte mich auf, mit nach Argentinien zu kommen, und auch Frau Helen setzte mir freundlich zu.

Aber ich lehnte ab, da ich hier alles habe, was ich brauche.

„Er macht es wie Befruchtung,“ sagte Theodor bekümmert, „der auch nicht mitkommt, weil seine Frau am Züricher See wohnen möchte. Aber wo wir auch sind: Freundschaft soll uns immer verbinden! Nicht wahr, Walter?“

Ich schlug kräftig ein und ich meinte es ehrlich. Hell klangen die Gläser zusammen.

Als ich spät nach Hause ging, überlegte ich, daß ich doch auch heiraten wolle.

Aber ob ich nicht schon zu alt dazu bin?

Doch ich will mein Herz aussenden und mein Denken ruhen lassen! Theodors Traum hat mir doch Eindruck gemacht.

Ich will's versuchen, ja, ich will's versuchen!

Das Perisoma.

Von Dr. Ferdinand Maack, Hamburg.

1. Der Begriff des Perisomas

Wenn wir ausgehen von der Existenz eines (oder mehrerer, vieler) Weltraumgitter, wovon wir „das oktogrammatische Netz“ als ein typisches Beispiel näher kennen gelernt haben; ausgehen vom Vorhandensein eines präformierten, irgendwie geformten Weltfadengewebes, in welchem die ganze Erscheinungswelt sich bewegt und von dem alle Dinge, Steine, Pflanzen, Tiere und Menschen umgeben und durchdrungen werden in allen möglichen Richtungen; — dann gelangen wir zu folgenden Konsequenzen:

1. Alles in der Natur ist Form. Es gibt keinen sogenannten, von der Form wesensverschiedenen „Inhalt“. Die Form entsteht durch „regelmäßige allseitig unendliche Punktsysteme“ (wie man sich in der Theorie der Kristallstruktur ausdrückt), deren relativ fixierte Punkte zu Linien, Flächen und Körpern verbunden werden.

2. Es gibt in der Natur nichts Absolutes, Isoliertes, Autonomes; keine selbständigen Individuen. Jedes Ding ist relativ vom „Andern“ abhängig und allomatisch bestimmt. Die Individuen sind nur Ausschnitte, Teilbezirke aus dem Weltnetz, dessen Punkte, Linien, Fäden, Strahlen, Maschen die Sektoren-Individuen durchkreuzen und durchqueren.

3. Die Natur als Ganzes entwickelt sich nicht. Es ist alles schon da! Es gibt keine Entwicklung des Ganzen, sondern nur Umformung, Umwandlung, Veränderung. Die einen Individuen drängen und stoßen die andern in neue Gittergegenden des Weltraums hinein, während die andern ihren alten Platz festzuhalten und zu verteidigen suchen. Genau wie beim Schachspiel. So entsteht Kampf, Leben, Bewegung, Formveränderung, Positionswechsel im Weltnetz. Die Richtungen, die Bewegungsarten sind vorgeschrieben; die Lageänderungen durch die feststehenden Punkte der Weltraumstruktur bestimmt. Die Raum- und damit verbunden die Zahlen-Gitterstruktur ist an sich starr. Sie repräsentiert das kosmische „Sein“. Ein „Werden“ (des Ganzen) gibt es nicht.

Aber die Pluralität jener Gitter ermöglicht eine ungeheure Variation der Formen und täuscht dadurch eine lebendige Beweglichkeit, eine „Entwicklung“ der Einzel-Individuen vor. Das Sprunghafte jeder Entwicklung (Mutation) spricht sehr zu Gunsten starrer, fertiger Vorbilder („Ideen“). Ebenso das periodische Geschehen, der Rhythmus des Lebens. Die gleiche Wiederkehr von Erscheinungen beruht eben auf der bereits in den Gittern vorhandenen präformierten Periodizität.

4. Nirgends in der Natur existieren scharfe Grenzen. Alles fluktuiert und geht in einander über, da das eine die Fortsetzung des andern ist. Kein Individuum hat eine glatte, vorsprungslose Haut; alle haben eine rauhe, eckige, strahlige Oberfläche, Grenze, „Peripherie“. Gleichgültig, ob diese Pseudopodien und Pödien, Proliferationen und Effloreszenzen, Fühlhörner und Antennen sichtbare oder unsichtbare Fortsetzungen sind. Jedes Individuum ragt irgendwie in seine Umgebung hinein; hat Kontakt und Fühlung mit seiner Umwelt, seinem Aushalt. Jedes Soma hat sein Perisoma.

Mit diesem Perisoma, dem „Umkörper“ (Umkreis), der noch relativ zum Individuum gehört, dessen Aufgabe es aber ist, den Zusammenhang des Individuums mit dem Ganzen zu vermitteln, und zwar hin und her zu vermitteln, zentripetal und zentrifugal, sensorisch und motorisch — mit dieser unmittelbaren Umgebung des Individuums wollen wir uns etwas näher beschäftigen.

Das Perisoma bildet den Übergang vom Entosoma (Inhalt) zum Ektsoma (Aushalt), vom (scheinbaren) Autosoma zum (wirklichen) Allosoma. Es umgibt jeden Körper, unbelebten oder belebten, mit einer Schicht, Hülle, Sphäre, Aura von teils bekannten, teils unbekanntem Stoffen und Kräften. Jeder Körper ist also größer als er erscheint. Denn er ragt extraepidermoidal mit seinem Perisoma aktiv und passiv in seine Umgebung hinein. Und zwar oft erheblich weit. Genau genommen durch das ganze Universum hindurch.

Im allgemeinen, und zwar speziell auch bei Menschen, vermittelt das Perisoma den Übergang von relativ festen zu relativ weniger festen, flüssigen, luftförmigen, ätherischen, astralen und höheren Aggregatzuständen der Materie. Und umgekehrt! Diese zentripetale (allomatische) Richtung ist, wie wir gleich sehen werden, für uns die Hauptsache.

Das Perisoma ist entweder sichtbar oder unsichtbar. Gewöhnlich unsichtbar. Unter gewissen Umständen und Zuständen kann es aber in außergewöhnlicher Weise subjektiv und auch objektiv wahrnehmbar gemacht werden.

Hierher gehören die physikalischen und chemischen und physiologischen Emanationen, Radiationen, Perspirationen des Individuums. Die Nervensphäre der älteren Physiologen, die biomagnetische Aura, das Od, die radioaktive Zone, das Ektoplasma, Teleplasma. Wichtig ist, daß sich in der perisomatischen Kraft- und Stoff-Schicht an bestimmten Stellen gewisse dynamische Zentren befinden, die optisch und ferromagnetisch, auch thermisch, in unmittelbarer Umgebung von Medien subjektiv durch Hellseher und objektiv durch Instrumente festgestellt worden sind. Die perisomatischen Kraft-Zentren liegen m. E. höchst wahrscheinlich an wichtigen Knotenpunkten des Raumgitters (an Bahnhöfen des kosmischen Eisenbahnnetzes).

Das Perisoma ist ferner entweder physischer oder psychischer Art.

Die Physik des Perisomas wurde oben schon angedeutet. (Auf eine vollständige und systematische Darstellung kommt es uns hier nicht an.)

Zur Psychologie des Perisomas gehört das „zweite Gehirn“ (vom „materiellen“, physischen, morphologischen Standpunkt aus betrachtet) resp. das „magische Ich“ (vom „geistigen“, psychischen, psychologischen Gesichtspunkt aus).

Das zweite Gehirn liegt nicht innerhalb des Organismus, obwohl es ihn durchdringt, sondern hauptsächlich außerhalb des Körpers, jenseits der Haut. Es bildet hier das ätherische, ultra-ätherische „Organ“ für das magische Ich. Seine Substanz besteht aus „okkultur Materie“. (Vgl. meine Schrift „Das zweite Gehirn“. Hamburg, 1921.)

Die verschiedenen „Schichten“ des Bewußtseins (Unterbewußtsein oder Überbewußtsein), von denen man spricht, sind nicht bildlich, sondern wörtlich zu verstehen. Das tiefste Unterbewußtsein „sitzt“ m. E. tatsächlich außerhalb des „ersten“ (anatomischen; intrazephalen, intrazerebralen) Gehirns; nicht in den „Ganglien“ des anatomischen, sympathischen Nervensystems, sondern im nervenlosen Perisoma. Oberbewußtsein und (tiefstes) Unterbewußtsein sind räumlich getrennt lokalisiert, disloziert, bilanziert. Das schließt nicht aus, daß es auch im „ersten Gehirn“ noch eine Art oder Sorte von (weniger tiefem) Unterbewußtsein gibt. Aber das „über-

individuelle“, überpersönliche Bewußtsein liegt auch räumlich über oder um die Person.

Selbstverständlich huldigen wir nicht der erkenntnistheoretischen Hypothese (denn von einem „Beweis“ kann keine Rede sein, auch bei Kant nicht), daß der Raum bloß eine „subjektive Anschauungsform“ unseres Denkens ist. Höchstens könnte die Drei-Dimensionalität eine subjektive Anschauung sein. Für uns ist vielmehr der Raum etwas Reales, etwas unabhängig von uns „wirklich“ Vorhandenes. Sogar das ens realissimum. Das ist ja auch die Annahme vieler Philosophen und sogar Mystiker gewesen.

Nun sind wir endlich so weit, folgende These aufstellen zu können:

Das Perisoma ist der geometrische Ort magischer Phänomene. Die Geburtsstätte okkultur Erscheinungen. Hier, an der Grenze, drängen sich Innenwelt und Außenwelt, Inhalt und Aushalt, zusammen. Und an der Grenze, sagt schon Lichtenberg, liegen immer die merkwürdigsten Geschöpfe. Hier, im Bereiche, im Bezirk der physischen und „psychischen Dinge außer uns“, ist das wahre Ursprungsland, die terra incognita der „Parapsychologie“. Und nicht innerhalb der vier Pfähle unserer Haut, dem Tummelplatz der offiziellen psychologischen Wissenschaft. Im Perisoma finden die Explosionen der „meta-psychischen“ Phänomene statt. (Daß mir dabei nur ja die „Psyche“ gerettet wird, diese Nullität unseres kosmischen Daseins! Es gibt ja immer noch Leute, und heute mehr denn je, die Okkultismus und „Parapsychologie“ identifizieren.)

Und nun, im Anschluß an die erste, gleich eine weitere These:

Das größte aller magischen Phänomene ist der Mensch.

Wenn der Raum, die Weltsubstanz, der Aushalt sich anschickt (angeschickt wird), einen sogenannten Inhalt zu bilden, dann kondensiert, konzentriert, er sich zunächst. Das Flüchtige wird (relativ) fest. „Fac volatile fixum.“ Das sogenannte Perisoma — „sogenannt“, weil der Ausdruck von einem zur Zeit noch nicht vorhandenen Soma, Endosoma, abgeleitet ist — stellt sich auf eine Grenze, Oberfläche, Haut, Ektoderm ein. Die Haut sondert zentripetal, nach innen zu, den Inhalt ab. Der Inhalt ist ein Eikret des Aushalts. Embryologisch: das Ektoderm stülpt sich ein. Es ist von prinzipiell entscheidender Bedeutung, daß beim Menschen aus dem Ektoderm einerseits die peripheren Sinnesorgane, anderer-

seits das Zentralnervensystem sich entwickeln. Diese längst bekannte morphologische Tatsache ist bisher philosophisch noch nicht beachtet resp. nicht genügend ausgewertet worden. Jene Bannung von Stoffen und Kräften in einen abgeschlossenen Raum, die Umformung eines Teils des Aushalts in einen begrenzten Inhalt, ist aber, wie schon früher erwähnt, ein magischer Vorgang. Alle Individien verdanken einem magischen Akte ihr Dasein.

Wenn nun aber der Mensch das Resultat eines magischen Weltprozesses ist, so ist klar, daß er auch umgekehrt die in ihn gebundenen Kräfte wieder frei machen, wieder nach außen verlegen, „exteriorisieren“ kann. Der Mensch kann infolge dieses rückläufigen Prozesses — „fac fixum volatile“ — seinerseits wieder ein Magier werden. Ja, der Mensch wird, da die kosmischen Kräfte seinen Sektor nur passieren, hier eintreten und dort wieder austreten, geradezu gezwungen, sich magisch zu verhalten. Die sogenannten magischen Phänomene sind also das natürlichste Ding von der Welt und durchaus kein außergewöhnliches Para-Phänomen. Sie sind sogar die Hauptsache; und die „normalen“ Erscheinungen bilden das „Nebenher“. Über das Alltägliche müßte man sich wundern, über das Nichtmagische, und nicht über das Magische.

Es leuchtet ein, daß wie bei der primären Interiorisierung, dem Entstehen eines Inhalts, das Perisoma die Matrix ist, umgekehrt auch bei der Exteriorisierung, dem Vergehen eines Inhalts, das Perisoma als „Kraftfeld“ wieder die Hauptrolle spielt. Diese Annahme entspricht ja auch den mediumistischen Tatsachen.

Aber ein großer Unterschied besteht doch zwischen der kosmisch-magischen Interiorisierung und der menschlich-magischen Exteriorisierung. Erstere führt zum Leben, letztere zum Tode. Die kosmische Magie ist Aufbau, die individuelle Magie ist Abbau. Erstere ist ein ektropischer Prozeß, letztere ein entropischer Vorgang.

Es ist bedeutungsvoll, daß „solange alles wohl steht“ und der Mensch gesund ist, nichts auffällig Magisches sich ereignet. Wenn aber Desorganisation, Krankheit, Tod eintritt; wenn „anormale seelische Zustände“ (Hysterie, Hypnose, Somnambulismus, Trance usw.) vorhanden sind, daß dann der rechte Augenblick und der rechte Ort für das Auftreten magisch-mystischer Erscheinungen gekommen ist. Dann sind nämlich im Perisoma gewisse Widerstände und Hemmungen beseitigt. Der unter Druck gehaltene Inhalt kann wieder abfließen. Das geschieht sicherlich sprung- und etappenweise und vorübergehend und oft tritt völlige Wieder-

herstellung, Gesündung ein. Aber oft ist die Desorganisierung eine totale. Es tritt Tod ein. Die Todesstunde bildet bekanntlich eine hervorragende Quelle okkultur Erscheinungen. Das steht ganz mit unserer Auffassung im Einklang.

Wir haben also gesehen, daß das Perisoma in der „Magie des Raumes“ einen wichtigen Platz einnimmt. Daß es berufen ist, die magischen Erscheinungen dem Rahmen der natürlichen Erscheinungen zwanglos einzugliedern.

Nicht unerwähnt möchten wir zum Schluß lassen, daß bekanntlich Zöllner gewisse mediumistische Erscheinungen mit Hilfe der vierten Dimension erklärt. Die Phänomene in allseitig geschlossenen Behältern (Cavernenphänomene), Knoten-Experimente, Apporte und dergl., sowie auch gewisse groteske Materialisationen einzelner Glieder und Körperteile, ferner Hellsehen usw. lassen sich allerdings zwanglos durch höhere Dimensionen erklären. Es wäre nicht unmöglich, daß die im perisomatischen Bezirk zur Entbindung gelangenden Kräfte das transitorische Hereinragen höherer Raumdimensionen resp. Projektionen dortiger Gebilde ermöglichen.

2. Magisch-quadratische Formulierung des Perisomas.

Wir haben wiederholt das magische Quadrat als Individuum betrachtet und dabei betont, daß es nicht von sich aus (automatisch), nicht von seinem Inhalt aus, sondern als begrenzter Ausschnitt aus einem arithmetischen und geometrischen Milieu nur (allomatisch) von diesem Aushalt aus richtig erklärt werden kann.

Obwohl nun das magisch-quadratische Individuum durch die Linien des Quadrats scharf begrenzt ist, erhebt sich doch die Frage, ob beim M. Q. — wie bei jedem Individuum — nicht ebenfalls eine Art Perisoma existiert resp. konstruiert werden kann.

Dies ist in der Tat der Fall; und zwar in doppelter Weise.

Es gibt 1. M. Q.e mit magischen „Einfassungen“ und 2. solche mit magischen „Zonen“.

Wenn bei konzentrischen Quadraten jedes eingeschlossene Quadrat (vom innersten kleinsten bis zum äußersten größten Quadrat, und daher auch das ganze Quadrat) magisch ist, heißt das Gesamt-Quadrat ein Quadrat mit magischen Einfassungen. (carré magique par enceintes, gerändertes m. Q., magisch-magisches Q., doppelt-magisches Q.) Man kann also eine oder mehrere Ein-

fassungen wegnehmen, ohne daß das übrig bleibende Quadrat aufgehört, magisch zu sein.

Wenn dagegen bei konzentrischen Quadraten nur die einzelnen um die Peripherie herumgelegten Zahlen-Reihen magisch sind, d. h. jede weitere Reihe 2 mal horizontal und 2 mal vertikal die gleiche konstante Summe ergibt, dann heißt das Gesamt-Quadrat ein Quadrat mit magischen Zonen.

Ordnet man in letzterem Falle die Zahlen so an, daß die äußerste Zone die kleinsten Zahlen aufweist, die zweitäußerste die dann folgenden größeren Zahlen usw., also die Zahlen an Größe (resp. Gewicht, wenn die Felder entsprechend belastet gedacht werden) zentripetal zunehmen — dann verliert sich das Zahlensystem gewissermaßen perisomatisch in seine Umgebung.

Wir wollen hierbei gleich eine wichtige Tatsache konstatieren, die schon aus der Anlage natürlicher Zahlenzonen hervorgeht.

Ein Quadrat von $9 \times 9 = 81$ Feldern enthält um das Zentralfeld herum 4 Zonen von je 8, 16, 24, 32 Feldern. Schreibt man nun in die äußerste Zone die Zahlen 1—32, in die nach innen folgende die Zahlen 33—56, in die nächste Zone 57—72, in die letzte Zone 73—80 und ins Zentrum 81 und addiert man jetzt in jeder Zone alle darin vorkommenden Zahlen, so erhält man folgende 5. Summen: 528, 1068, 1032, 612, 81.

Man erkennt also hieraus, daß die Zahlen-„Dichte“ der Zonen von außen nach innen zuerst zunimmt (528—1068), in der zweiten Zone ihr Maximum hat, um dann wieder nach innen zu abzunehmen. (1068—81).

Es handelt sich hier um ein ganz allgemeines Naturgesetz, auf das wir schon früher hingewiesen haben (im Buch über „das zweite Gehirn“). Bei allen Individuen nimmt der Aggregatzustand ihrer Schichten zentripetal zuerst zu, dann wieder ab.

Ebenso wie beim Zahlenquadrat liegen die Verhältnisse beim Zahlenkubus.

Hieran ändert sich nichts, wenn aus den natürlichen Zahlenfiguren magische werden. —

Wir wollen jetzt die Konstruktion magischer Einfassungen und Zonen näher betrachten. Zunächst die Einfassungs-Quadrate.

Die Grundlage und der Ausgangspunkt für die M. Q.e bilden die natürlichen Quadrate. Denn diese haben schon einen magisch-quadratischen „Charakter“ und es kommt nur darauf an, diesen natürlichen Charakter zu verbessern und durch Umsetzungen, Ver-

schiebungen, Drehungen, Spiegelungen usw. das unvollkommene M. Q. möglichst zu vervollkommenen.

Wenn wir z. B. in ein Quadrat von der Wurzel (Kantenlänge) 7 die Zahlen von 1—49 fortlaufend von links nach rechts (oder umgekehrt) horizontal (oder auch vertikal) hinschreiben, dann erhalten wir ein „Natürliches Quadrat“ (Fig. 1.) Je 2 zentrisch-symmetrische Zahlen, z. B. $1 + 49$, $7 + 43$, $12 + 38$ usw. sind $= 50 = 2 \times 25$ (Zentralzahl). $W^2 + 1$, im Falle $W = 7$ also $= 50$, heißt die „Polarkonstante“ (pc) des magischen Quadrats. In Fig. 2 verlaufen die Zahlen schlangenförmig, abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links.

Wir können die Zahlen aber auch diagonal schreiben, wovon Fig. 3 ein Beispiel gibt. Auch hier sind je 2 symmetrische Ergänzungs-Zahlen $= 50$.

Außer diesen natürlichen Quadraten „erster Ordnung“, bei denen die Zahlen reihenweise über das ganze Quadrat verlaufen, gibt es noch andere, ebenfalls natürliche Quadrate „zweiter Ordnung“. Hier sind die Zahlen zonenweise angeordnet, entweder mit den größten oder mit den kleinsten Zonen beginnend.

Den Übergang von den N. Q. en I. Ordnung zu denen II. Ordnung bildet die Spirale Fig. 4. Aber, wie man sieht, genügt sie nicht dem Postulat, daß zwei symmetrische Zahlen sich zu 50 ergänzen. Wir müssen die Zahlen also in anderer Weise in die Zonen unterbringen. In Fig. 5 und 6 kommt zwar nicht die generelle Ergänzungssumme 50 vor, sondern es hat jede Zone für sich ihre spezielle Ergänzungssumme, nämlich, 25, 65, 89 (oder, wenn statt 49 die Zahl 45 im Zentrum steht, 90).

Fig. 5 und 6 haben gleiche Diagonalen und gleiche Mittellinien. Wenn man aber die Zählrichtungen markiert, dann sieht man sofort, daß Fig. 8 resp. die ihr entsprechende Fig. 6 den Vorzug hat vor Fig. 7 resp. Fig. 5: Fig. 8 ist in sich geschlossener, kräftiger, zentrisch symmetrischer als Fig. 7.

Wenn wir jetzt, nach diesen Vorbemerkungen, ein Quadrat mit magischen Einfassungen konstruieren wollen, so müssen wir zunächst das ihm entsprechende Quadrat mit natürlichen Einfassungen herstellen.

Eine kurze Überlegung belehrt uns, daß — während bei den Quadraten mit magischen Zonen alle kleinsten Zahlen (oder umgekehrt alle größten Zahlen) peripher (distal) liegen — bei den Quadraten mit magischen Einfassungen jede Einfassung nur

zur Hälfte, aus den relativ kleinsten und zur andern Hälfte aus den relativ größten Zahlen bestehen muß.

Beim Einfassungs-Quadrat von der Kantenlänge 7 besteht also die äußerste Einfassung aus den Zahlen 1—12 und 38—49, die folgende Einfassung aus den Zahlen 13—20 und 30—37, die folgende aus den Zahlen 21—24 und 26—29 und schließlich die Mitte aus der Zahl 25.

Die Zahlen müssen so angeordnet werden, daß 2 gegenüberliegende Zahlen die gleiche Summe (50) ergeben. Denn in diesem Falle kann man anstandslos, ohne die Magie des Rest-Quadrates zu stören, eine Einfassung nach der andern fortnehmen.

Nach diesen Prinzipien konstruieren wir nun das natürliche Einfassungs-Quadrat, welches dem magischen Einfassungs-Quadrat zugrunde liegt; und zwar nicht wie es Fig. 9 zeigt, — denn Fig. 9 würde der Anordnung in Fig. 5 und 7 entsprechen — sondern wie es Fig. 10 zeigt. Denn Fig. 10 entspricht der Anordnung von Fig. 6 und 8.

Nun sind wir endlich so weit, um das N. Q. Fig. 10 in das gewünschte M. Q. Fig. 11 umzuwandeln zu können.

Die Verwandlung geschieht nach der oktoagrammatischen Methode. Im N. Q. und im M. Q. sind die Diagonalen und Mittellinien identisch. Der Effekt der Oktoagrammatisierung besteht nun darin, daß jene 4 Linien, die die Grundlage aller M. Q. e bilden, in charakteristischer Weise um das Zentrum des Quadrates gedreht werden.

Nachdem die oktoagrammatische Torsion jener 4 Hauptlinien stattgefunden hat, brauchen nur noch die zwischen den beiden Kreuzen liegenden $8 \times 3 = 24$ Zahlen richtig gelagert zu werden. Das geschieht nach dem geometrischen Schema von Fig. 12.

Die Umlagerung der Zwischenzahlen ist eine doppelte.

1. Damit die im N. Q. Fig. 10 zentrisch-symmetrisch (also, auf Linien, die durch den Mittelpunkt des Quadrates gehen) liegenden Ergänzungszahlen im M. Q. Fig. 11 parallel zu den Kanten des Quadrats zu liegen kommen (um als Einfassung weggenommen werden zu können), verwandeln sich die Diagonalen in Parallelen (also Springerzüge in Turmzüge), wie es Fig. 13 und 14 für die ersten 8 Zwischenzahlen zeigen, d. h. für 14, 16, 30, 32, 36, 34, 20, 18.

2. Die 8 geometrischen „Fundamentaltbereiche“ von Fig. 12 enthalten 8 „Winkel“. Im Scheitelpunkte dieser Winkel liegen die ersten Zwischenzahlen, auf ihren Schenkeln die folgenden. Ver-

1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35
36	37	38	39	40	41	42
43	44	45	46	47	48	49

Fig. 1

1	2	3	4	5	6	7
14	13	12	11	10	9	8
15	16	17	18	19	20	21
28	27	26	25	24	23	22
29	30	31	32	33	34	35
42	41	40	39	38	37	36
43	44	45	46	47	48	49

Fig. 2

1	3	6	10	15	21	28
2	5	9	14	20	27	34
4	8	13	19	26	33	39
7	12	18	25	32	38	45
11	17	24	31	37	42	46
16	23	30	36	41	45	48
22	29	35	40	44	47	49

Fig. 3

1	2	3	4	5	6	7
24	25	26	27	28	29	8
23	40	41	42	43	30	9
22	39	48	49	44	31	10
21	38	47	46	45	32	11
20	37	36	35	34	33	12
19	18	17	16	15	14	13

Fig. 4

1	2	3	4	5	6	7
8	25	26	27	28	29	9
10	30	41	42	43	31	11
12	32	44	49	45	33	13
14	34	46	47	48	35	15
16	36	37	38	39	40	17
18	19	20	21	22	23	24

Fig. 5

1	2	3	4	5	6	7
8	25	26	27	28	29	13
9	30	41	42	43	33	14
10	31	44	49	45	34	15
11	32	46	47	48	35	16
12	36	37	38	39	40	17
18	19	20	21	22	23	24

Fig. 6

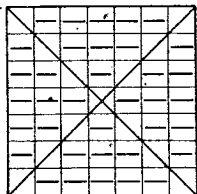


Fig. 7

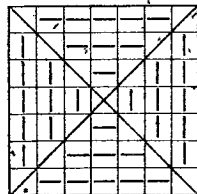


Fig. 8

1	2	3	4	5	6	7
8	13	14	15	16	17	9
10	18	21	22	23	19	11
12	20	24	25	26	30	38
39	31	27	28	29	32	40
41	33	34	35	36	37	42
43	44	45	46	47	48	49

Fig. 9

a *b*

1	2	3	4	5	6	7
8	13	14	15	16	17	38
9	18	21	22	23	30	39
10	19	24	25	26	31	40
11	20	27	28	29	32	41
12	33	34	35	36	37	42
43	44	45	46	47	48	49

f *e*

Fig. 10

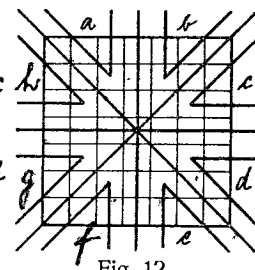


Fig. 12

a *d*

40	3	2	1	42	41	46
39	31	14	13	32	35	11
38	30	26	21	28	20	12
43	33	27	25	23	17	7
6	16	22	29	24	34	44
5	15	36	37	18	19	45
4	47	48	49	8	9	10

e *h*

Fig. 11

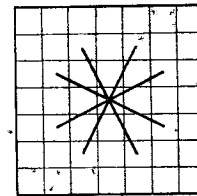


Fig. 13

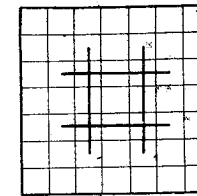


Fig. 14

40	1	2	3	42	41	46
38	31	13	14	32	35	12
39	30	26	21	28	20	11
43	33	27	25	23	17	7
6	16	22	29	24	34	44
5	15	37	36	18	19	45
4	49	48	47	8	9	10

Fig. 15

24	169	167	165	163	161	159	15	17	19	21	23	2
166	44	145	143	141	139	137	37	39	41	43	26	4
164	142	60	125	123	121	119	55	57	59	46	28	6
162	140	22	72	109	107	105	69	71	62	48	30	8
160	138	120	106	80	97	95	79	74	64	50	32	10
158	136	118	104	94	84	89	82	76	66	52	34	12
13	35	53	67	77	83	85	87	93	103	117	135	157
14	36	54	68	78	88	81	86	92	102	116	134	156
16	38	56	70	96	73	75	91	90	100	114	132	154
18	40	58	108	61	63	65	101	99	98	112	130	152
20	42	124	45	47	49	51	115	113	111	110	128	150
22	144	25	27	29	31	33	133	131	129	127	126	148
168	1	3	5	7	9	11	155	153	151	149	147	146

Fig. 19

1	10	11	2	12	13	3
14	26	35	27	36	28	15
16	37	43	44	45	38	17
4	29	46	82	48	31	6
18	39	49	50	51	40	19
20	32	41	33	42	34	21
7	22	23	8	24	25	9

Fig. 16

6	10	11	1	24	25	8
14	31	35	26	42	33	15
16	37	48	43	50	38	17
7	32	49	82	45	28	3
19	40	44	51	46	39	18
21	27	41	34	36	29	20
2	22	23	9	12	13	4

Fig. 17

1	44	42	41	38	2	7
3	13	34	35	30	15	47
4	14	24	29	22	36	46
45	32	23	25	27	18	5
40	31	28	21	26	19	10
39	35	16	17	20	37	11
43	6	8	9	12	48	49

Fig. 18

gleichet man Fig. 10 und 11, so sieht man, daß die Schenkelzahlen vertauscht sind. Läuferzüge in Fig. 10 (z. B. 14—2) sind in Fig. 11 in Turmzüge verwandelt; und umgekehrt. Auch die Hauptdiagonalen und Mittellinien wurden ja durch die Drehung entsprechend verwandelt.

Übrigens können auch die Zwischenzahlen — wie die beiden Diagonalen und Mittellinien — okto grammatisch aufgefaßt werden.

Mit Ausnahme des Zentralfeldes liegen alle übrigen 48 Felder des Siebener-Quadrates auf fünf konzentrischen Okto grammen. Die 24 Feldzahlen der Diagonalen und Mittellinien liegen an den Spitzen der drei kleinsten Sternachtecke, die in ihrer Ganzheit vom Quadrat umschlossen werden. Die 24 Zwischenfeldzahlen liegen auf den Seiten der zwei größten Achtecke, die mit ihren Spitzen die Peripherie des Quadrats überragen.

Den geometrischen Figuren der Okto gramme in Fig. 11 entsprechen gewisse andere geometrische Figuren in Fig. 10 (und umgekehrt), wonach man aus dem N. Q. das M. Q. und aus dem M. Q. das N. Q. ableiten kann.

Die rein geometrische Konstruktionsmethode und Betrachtungsweise M. Q. e hat vor der rein algebraischen Behandlungsart, wie sie meistens von Fachmathematikern geübt wird, verschiedene Vorzüge. Erstens kann sie wegen ihrer Anschaulichkeit von Nicht-Mathematikern leichter gehandhabt werden. Die algebraischen Konstruktionsformeln M. Q. e sind oft schwer verständlich. Zweitens — und das ist der größte Vorteil — führt die Geometrie (Planimetrie und Stereometrie) sofort zu Idealgebilden.

So ist auch das von mir konstruierte und in Fig. 11 dargestellte Siebener-Quadrat mit magischen Einfassungen ein vollendetes Exemplar seiner Art, das kaum weiter zu vervollkommen sein wird.

Dies erkennt man sofort, wenn man z. B. Fig. 11 mit Fig. 15 vergleicht.

Die beiden Diagonalen und die horizontale Mittellinie stimmen überein. Aber die vertikale Mittellinie von Fig. 11 verläuft in Fig. 15 als geknickte Diagonale. Verwandelt man Fig. 15 zurück in ein N. Q. (wodurch ich schließlich zu Fig. 10 und 11 gekommen bin), dann erkennt man noch weitere Mängel.

Fig. 15 stammt ursprünglich von dem um die magisch-quadratische Forschung sehr verdienten Mathematiker C. B. Moll-

weide (1816) her¹. Sie ist Klügel's „Mathematischem Wörterbuch“ (1823) entnommen und hat sich von hier aus durch andere Autoren über das M. Q. (Scheffler, Schubert . . .) als Paradigma fortgepflanzt.

Gleiche geometrische Mängel weist Fig. 18 auf. Man suche z. B. die Mittellinie: 5, 18, 27, 25, 23, 32, 45, der Fig. 18 in Fig. 10 auf!

Fig. 15 und 18 sind zwar arithmetisch richtig konstruiert, aber geometrisch unrichtig.

Es sei noch ein berühmtes historisches Beispiel hier mitgeteilt von $w=13$. (Fig. 19). Es ist konstruiert von Michael

14	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	146
15	36	45	46	47	48	49	50	51	52	53	126	147
16	37	54	51	62	63	64	65	66	67	110	127	148
17	38	55	68	73	74	75	76	77	98	111	128	149
18	39	56	69	78	81	82	85	90	99	112	129	150
19	40	57	70	79	84	85	86	91	100	113	130	151
20	41	58	71	80	87	88	89	92	101	114	131	152
21	42	59	72	93	94	95	96	97	102	115	132	153
22	43	60	103	104	105	106	107	108	109	116	133	154
23	44	117	118	119	120	121	122	123	124	125	134	155
24	135	136	137	138	139	140	141	142	143	144	145	156
157	158	159	160	161	162	163	164	165	166	167	168	169

Fig. 20

19	168	166	167	165	164	169	18	17	15	16	14	7
24	40	144	142	143	141	145	39	37	38	36	30	146
22	44	57	124	122	123	125	55	56	54	49	126	148
23	42	60	70	104	107	109	69	68	64	110	128	147
21	43	58	72	79	96	97	78	75	98	112	127	149
20	41	59	71	80	84	89	82	90	99	111	129	150
19	35	53	67	77	83	85	87	93	103	117	135	157
162	139	119	105	94	86	81	86	76	65	51	31	8
161	137	120	104	95	74	73	92	91	66	50	33	9
159	138	118	106	62	63	61	101	102	100	52	32	11
160	136	121	103	97	72	45	115	114	116	113	34	10
158	146	26	28	27	29	25	131	133	132	134	130	12
163	2	4	3	5	6	1	152	153	155	154	156	151

Fig. 21

Stifel (Arithmetica integra, 1544)², „im Fache der reinen Mathematik vielleicht die größte Kapazität seines Jahrhunderts“. In seinen „Historischen Studien über die magischen Quadrate“ (Leipzig 1876) unterwirft Siegmund Günther diesen „Stifel“ einer sehr eingehenden, acht Seiten langen arithmetischen Analyse. Wenn wir aber Fig. 19 mit dem dazu gehörigen natürlichen Quadrat Fig. 20 vergleichen, erkennen wir sofort, daß der große „Stifel“ schiefe Absätze hat! Ich habe sie als Epigonen-Schuster in Fig. 21 gerade gemacht, indem ich den Stifel auf den geometrischen Leisten spannte (Fig. 22), den der Original-Schuster offenbar nicht

¹ Vgl. meine ausführliche Literaturangabe über das M. Q. in „Wissenschaftliche Zeitschrift für Xenologie“, Juli 1899.

² Michael Stifel starb 1567. Er prophezeite den jüngsten Tag für 1533. Er war ein guter Freund von Luther. Seine „Arithmetica integra“ kam mit einer Vorrede Melanchthons heraus. Die magisch-quadratischen Einfassungen bezeichnete St. als ambitus, Umläufe.

gekannt hat. Übrigens können die Zwischenzahlen auch noch nach anderen geometrischen Figuren geordnet werden.

Aus Fig. 11 und 12 und 21 und 22 geht deutlich hervor, — und daher haben wir uns länger bei diesem Gegenstand aufgehalten — daß der geometrische Aufbau der magischen Quadrate ein feineres und höheres Reagens für die Korrektheit der M. Q. e ist als ihre „rein“ arithmetische Anordnung. Arithmetische Korrektheit schließt noch lange nicht geometrische Vollendung ein! Beides gehört zusammen! Für manche Nutzenwendungen magischer Quadrate ist die geometrische Vollendung geradezu Postulat. So z. B. für die magisch-quadratische Dechiffrierung des menschlichen Körpers oder der talismanischen Planeten-Sigille und Geister-Charaktere, worüber ich in der Wiener okkultischen Wochenschrift „Die andere Welt“ eine Abhandlung veröffentlicht habe.

Aus diesem Grunde halte ich es für erforderlich, daß das geometrische Moment auch in die Definition des magischen Quadrats mit aufgenommen wird:

„Ein (vollkommenes) magisches Quadrat ist ein in mehrere kleinere gleiche Quadrate geteiltes Quadrat, in dessen Felder die natürlichen Zahlen oder auch die Glieder einer beliebigen Progression so eingeschrieben sind, daß die bereits im entsprechenden natürlichen Quadrat vorkommenden Polarkonstanten solche Lage bekommen, daß nicht nur alle Horizontal-, Vertikal- und Diagonalreihen gleiche arithmetische Summen (Reihenkonstante) ergeben, sondern auch die magisch angeordneten Zahlen, verglichen mit der Zahlenlage des zugehörigen natürlichen Quadrats, geometrische Figuren von zentrischer Symmetrie bilden.“ —

Wir kommen jetzt zur Konstruktion von Quadraten mit magischen Zonen.

Die Zahlen schreiten zentripetal, resp. zentrifugal fort von den relativ-kleinsten zu den größten Zahlen. Nicht die Quadrate sind magisch, sondern nur die Zonen, d. h. die 4 Reihen jeder Zone besitzen eine (variante) Konstante.

Diese Abart M. Q. e scheint bisher vernachlässigt worden zu sein. Wenigstens finde ich darüber nichts in der mir (augenblicklich) zugänglichen Literatur.

Wir konstruieren zunächst das N. Q. $w=7$, Fig. 16 (nach oktogrammatischem Schema), indem wir in die äußerste Zone die kleinsten Zahlen eintragen. Um ohne weiteres oktogrammatisch

verfahren zu können, setzen wir auch ins Zentrum eine Zahl; nämlich 5. Nachdem 1—9 eingetragen sind, werden die Zwischenfelder mit 10—25, angefüllt. Die zweite Zone beginnt mit 26, erhält im Zentrum 30 und endet mit 42. Die dritte Zone hat zu Beginn 43, in der Mitte 47, am Ende 51. Im Gesamt-Zentrum liegt also die Zahl $5+30+47=82$.

Durch Oktogrammatisierung drehen sich nun die Diagonalen und Mittellinien von Fig. 16 in die Lage von Fig. 17. Es erübrigt, die Zwischenzahlen unterzubringen. Wir lassen 10 und 11 liegen. Die Ergänzungszahlen 25 und 24 werden nun nicht gegenüber von 10 und 11 gelegt (wie es bei den Einfassungen der Fall war!), sondern neben 10 und 11. In der gleichen Weise wird mit den übrigen Zwischenzahlen verfahren. 42 kommt z. B. nicht vis-à-vis von 35 zu liegen, sondern in derselben Reihe daneben.

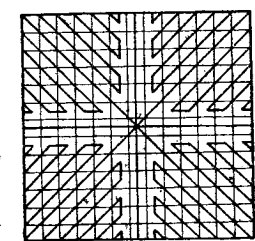


Fig. 22

Man erkennt hieraus; daß zwischen den Quadraten mit magischen Einfassungen und denen mit magischen Zonen ein gewisses reziprokes Verhältnis besteht.

Die Reihenkonstante der äußersten Zone ist = 85, der mittleren Zone = 167, der innersten Zone = 141.

Die Summe aller Felder der äußersten Zone ist = 320, der mittleren Zone = 548, der innersten Zone = 376, des Zentrums = 82. Die mittlere Zone enthält also das Maximum.

Wir wollen auf diese magischen Zonen-Quadrate oder Quadrat-Zonen hier nicht näher eingehen. —

Während wir also einerseits magische Quadrate als in sich abgeschlossene Individuen haben und andererseits unbegrenzte magisch-quadratische Zahlen-Netze kennen — die man sich entweder in einer Ebene oder auf der Oberfläche einer Kugel oder eines Ringes liegend vorstellen kann —, ist im Vorstehenden bewiesen, daß auch der Übergang vom Individuum zu seiner Umgebung, das Perisoma, magisch-quadratisch erfaßt werden kann.

BRIEFKASTEN

Herrn E. L. in R. Claude de Saint Martin hatte mit Satanismus nicht das geringste zu schaffen. Er war vielmehr ein frommer Philosoph, was ja seine Werke genügend ausweisen. Satanismus und Magie sind zwei entgegengesetzte Pole, Stanislas de Guaita und Huysmans können zu den ersteren, Eliphas Lévi und Papus aber müssen zu den letzteren im besten Sinne gerechnet werden.

Fri. L. S. in G. Symbole kann man nicht „erklären“, man muß sie empfinden. Das sagt Kerning sehr schön in seinem „Testament“ mit den Worten: „Wer nicht Zeichen, Griff und Wort empfindet, — der hat das Geheimnis nicht ergründet; — aber wer in diesen ‚sprechen‘ kann, — dem hat sich der Tempel aufgetan.“

Herrn W. Z. in P. Die sog. Medium-Entlarvungen sind jetzt wieder einmal an der Reihe, und gewisse Tageszeitungen bringen sensationelle Enthüllungen über die Medien Rudolf Schneider und Guzik, die von Wissenschaftlern geprüft wurden. Ehe wir hier ein Urteil abgeben können, müssen wir zunächst die Berichte „von der anderen Partei“ abwarten; beweisen würden die Zeitungsberichte im besten Falle, daß diese beiden Medien mit Tricks gearbeitet haben, was für die echten Medien ebensowenig besagt wie das häufige Vorkommen von gefälschten Banknoten für den die echten verausgebenden Staat. Wenn Sie aus Zeitungsberichten folgern, daß es nun überhaupt keine ehrlichen Medien gibt, so kennen Sie eben noch nicht den Ausspruch eines der erfahrensten Journalisten, daß man in den Sensationsblättern nur zweierlei für wahr halten soll: Konkurse und Todesnachrichten — aber auch diese nur nach nochmaliger Bestätigung.

Herrn W. O. in M. Das von der „Gesellschaft der Ernsten Bibelforscher“ neuerdings verbreitete Traktat mit dem irreführenden Titel: „Acta Pilati, Prozeß und Hinrichtung von Jesus Christus. Von Professor Tischendorf, dem Auffinder des Codex Sinaiticus für echt erklärt,“ ist ein solch naives Machwerk, daß es für jeden Geschichtskundigen schon durch seine falschen Zeitangaben absolut wertlos sein muß. Dazu trägt dieser angeblich im Vatikan aufgefundene Brief folgende Überschrift: „Acta Pilati au Tiberius Caesar, Kaiser in Rom. Edler Herrscher, Gruß!“ Dazu die Unterschrift: „Pontius Pilatus, Statthalter von Judäa.“ Also der Bericht eines Statthalters an den Kaiser trägt einen Buchtitel! Und der hochberühmte Professor Tischendorf, der diese Akta, die 1859 angeblich gefunden wurden, für echt erklärt haben soll? Dieser Gelehrte hat 1853 in seinen „Evangelia apocrypha“ alles nach besten Quellen herausgegeben, was von den Akten des Pilatus erreichbar war. Das sind aber griechische, die aus dem Hebräischen übersetzt wurden und nicht, aus dem Lateinischen, wie die der Bibelforscher. Dazu aber erklärt Tischendorf, daß er die von ihm besprochenen Akten des Pilatus nicht für echt halte, sondern er hält es für ausgemacht, daß sie von einem Christen nicht zu lange nach der apostolischen Zeit als ein Werk frommen Betrugs verfaßt worden seien. Also wo hat nun Tischendorf irgend etwas von Akten des Pilatus für echt erklärt?

Im übrigen strotzt das ganze Machwerk so von Ungeheuerlichkeiten, daß man wirklich die Unverfrorenheit bewundern muß, ein solches Elaborat an die Öffentlichkeit zu bringen. Diese Gesellschaft zeigt damit wieder einmal, wie gering sie die Urteilsfähigkeit ihrer Mitglieder einschätzt, daß sie es wagt, ihnen eine solche plumpe Fälschung vorzulegen. — Merken diese „Gläubigen“ immer noch nicht, wozu sie mißbraucht werden? — Wir werden nächstens in einem ausführlichen Aufsatz die Ziele dieser „Ernsten“ Bibelforscher einmal klarlegen, um diesem Unfug steuern zu helfen.

Die Buchbesprechungen mußten für die nächsten Hefte zurückgestellt werden. Wir bitten, da wir überreichlich mit Besprechungsexemplaren versehen sind, einstweilen von weiteren Zusendungen abzusehen. Die Schriftl.

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen

über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: Verlag Magische Blätter. Monatschrift
Schriftleitung: Dr. Richard Hummel.

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang

Leipzig, April 1924

Heft 4

Geist und Form.

In der Zeit, als unsere Künstler nach einer neuen Ausdrucksform zu suchen begannen und durch die bizarrsten Darstellungsarten ihrem künstlerischen Empfinden gerecht zu werden versuchten, hörte man häufig von einer Starrheit und Untauglichkeit der altüberlieferten künstlerischen Ausdrucksformen sprechen, die fortschritthemmend und lähmend wirken sollten und mit denen gebrochen werden müsse, wenn der neue Geist sich durchsetzen wolle. Wahllos wurde vielfach mit den bisher gültigen Formen gebrochen, ehe man eine neue, bessere Gestaltungsart gefunden hatte — aber der neue Geist, der hinter dieser neuen Form stehen und ihr Leben und Inhalt einhauchen sollte, dieser angestrebte neue Geist fehlte und von seiner Durchdringung der neuen Form war nichts zu spüren. Die neuzeitlichen Schöpfungen stellten sich zumeist als tote, nichtssagende Machwerke dar, als Formen ohne Geist, die äußerlich zwar eine Erfüllung vortäuschen konnten, aber innerlich hohl waren. Starrer Schematismus anstelle der alten, mit lebendigem Geist erfüllten Formen war zunächst das Resultat dieser Revolution, ganz allmählich erst wandelte sich diese Irrung und fand den Weg zu geisterfüllter Formung wieder in Anlehnung an das Altbewährte, wenn auch mit neuen Erkenntnissen durchsetzt.

Zu ähnlichen Ausartungen führten die letzten Jahre auch auf anderen Gebieten. Die oft genannte Umwertung aller Werte konnte sich nicht genug tun im Umstoßen althergebrachter und durch Tradition geheiligter Formen: im öffentlichen Leben, auf dem Ge-

biere der Religionen, in den Anschauungen über Erziehung und allgemeine Sitten und gegenseitige Duldsamkeit, ja sogar im Verhältnis der Ehepaare und der Kinder zu den Eltern, kurz, fast in allem, was irgendwie nach Zwang aussah, trat eine bemerkenswerte Wandlung ein, und ein sichtbares Bestreben nach Umformung machte sich aufdringlich und zerstörend geltend. Man versprach und erträumte sich eine goldene Freiheit, wenn man sich nur zunächst aller lästigen Formen entledigt haben würde, ohne auch nur zu spüren, wie man sich erst recht selbst neue Fesseln anlegte.

Das Resultat dieser umstürzlerischen Bewegung sehen wir in den gegenwärtigen verfahrenen Zuständen, deren „Vorzüge“ gegenüber denen aus der Zeit der Formengebundenheit ja genügend in die Augen springen.

Jeder einzelne, der sich sein gesundes Empfinden für Ordnung und Sauberkeit im Äußeren und im Inneren aus dieser Periode des allgemeinen Zerfalls noch in diese Tage hinübergerettet hat, ersehnt eine Umstellung; viele sprechen es offen aus, viele wagen aus irgendwelcher Gebundenheit heraus zwar nicht, es zuzugeben, aber sie würden den Umschwung desto freudiger begrüßen, weil er sie von den neuen Fesseln befreien würde. Nur über den Weg, der zu dieser Befreiung führen kann, sind sich die wenigsten im klaren, alle aber glauben, es müsse ein ganz besonderes Geschehnis sich vorbereiten, ein katastrophales Ereignis müsse eintreten, denn nur ein solches allein sei imstande, uns aus den Banden der gegenwärtigen Zeitverhältnisse zu lösen.

Daß wir selbst, jeder zu seinem wohlgemessenen Teil, die Mitschuld an der uns so quälenden Gegenwart tragen, daß wir selbst diese uns drückenden Zustände schaffen halfen, daß aber auch nur wieder aus uns selbst der Umschwung zu gedeihlicher Entwicklung kommen kann und kommen muß, wenn anders sie von Grund aus neu aufgebaut werden sollen, gerade das wollen die meisten nicht erkennen und nicht wahr haben; denn zu eigener Arbeit an sich selbst wollen sie nur ungern schreiten. Lieber erwarten sie im stillen ein Wunder irgendwelcher Art; sie sind sich zwar selbst keineswegs darüber im klaren, worin dieses Wunder bestehen könnte, aber sie erwarten eben irgendein aus dem Chaos der Gegenwart herausführendes Geschehen, vielfach sogar darin bestärkt durch angeblich auf unsere Zeit passende Weissägungen in der Bibel, die ihnen von im trüben fischenden Anhängern irgend-

welcher geschäftstüchtigen Sekten in üblen Traktätchen und Vorträgen als jetzt fällig in nahe Aussicht gestellt werden.

Alle diese Törichten ahnen nicht, daß dieses Wunder, das sie so heiß ersehnen, in ihnen schlummert und nur auf den Augenblick wartet, wo sie es Wirklichkeit werden lassen wollen zum Heile aller redlich Suchenden.

Oft schon ist ihnen und uns allen der Weg hierzu gewiesen worden, oft schon hat ein großer Lehrer unserer Tage seine Stimme erhoben, hat uns Lichter auf den zu beschreitenden Weg gestellt, damit wir ihn ja nicht verfehlen können, hat uns an allen Kreuzwegen Wegmarken angeschlagen, die uns vor Irrwegen bewahren sollen und wird nimmer müde, uns immer wieder in mannigfaltigster Form die Hindernisse auf dem Wege zum Geist aufzuzeigen, dabei gleichzeitig in klarster Form deren Überwindung lehrend.

Und wieder einmal erscheint er jetzt mit einem Geschenk für uns alle, wiederum eine neue Form der Belehrung wählend; die uns seine Lehre in unwiderstehlich klarer Weise in ihrer Auswirkung auf unser gegenwärtiges Leben bis auf die scheinbar unwichtigsten Vorkommnisse unseres Alltagsdaseins darlegt und uns in das richtige Verhältnis zu uns selbst und zu unserer Umwelt bringt.

„Geist und Form“ nennt Bô Yin Râ, von dem ich hier rede, dieses neue Buch¹ und widmet es „dem neuen Menschen“, also dem jetzt nach neuer Form Ringenden, zu dem er selbst uns alle umformen möchte, damit wir bewußt den Weg zum Geiste gehen und inneres Glücksgefühl und sichere Gewißheit im Verbundensein mit dem Geist in uns schon während dieses Erdenlebens zu erkennen und zu empfinden vermögen.

Wenn wir den Weg zum Geist finden, wenn wir selbst zum Tempel des Geistes werden wollen, so ist vor allem vonnöten — so belehrt uns Bô Yin Râ — daß wir uns selbst zu höchster Form vollenden und dem Geist zum Ausdruck werden; nur formvollendet, nicht durch Verachtung der Form, nur durch Beherrschung der Form gelangen wir zur Erhabenheit. Der Erreichung dieses Zieles muß unser gesamtes Alltagsleben geweiht sein, jede einzelne Handlung muß unsere Formvollendung fördern, muß unseren inneren Wert nach außen widerspiegeln. Gleichwie ein kunstvolles Mosaikmuster vieler kleinster Steinchen von zugeschliffener Form bedarf,

¹ Bô Yin Râ: Geist und Form. Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart
Preis kartoniert Gm. 2.—, in Halbleinenband Gm. 3.—.

ehe es ein wertvolles Ganzes bilden kann, so müssen auch wir unser Alltagsleben mit zielbewußten Einzelhandlungen ausfüllen und zu einem Kunstwerk gestalten lernen.

„Geist ohne Form kann sich uns nicht offenbaren, selbst leere Form ist Offenbarung eines Willens, der sich in ihr einst Ausdruck schuf“ heißt es in dem Abschnitt „Außen und Innen“ und „mißachte nicht die Form — sei es in großen, sei es in kleinen Dingen“, dieser wohlbegründete Rat sollte bei jedem von uns auf fruchtbaren Boden fallen.

Wie alles, was uns als Form entgegentritt, der Ausdruck eines Inneren der Außenwelt ist, so ist auch jede Form der inneren Welt wieder Ausdruck eines Allerinnersten, das wir nur als Form in uns zu erkennen vermögen.

Dies gilt es zu erfassen, dieses Erfühlen eines Allerinnersten müssen wir auch in unserem äußeren Leben zu formen suchen — hierin liegt das Geheimnis zur formvollendeten Entwicklung aller Lebenskunst verborgen: sich in der höchsten Freude nicht zu vergessen und sie doch als etwas unendlich Beglückendes zu empfinden, das Leid aber so umzuformen, daß wir des Unheils Wirkung bändigen lernen und durch seine Beherrschung in den Geist gelangen. In gleichem Maße, wie wir aus unserem Innersten die Kraft zur Überwindung schöpfen und aus dieser Kraft unser Leben geistig zum Kunstwerk aus unserem inneren Material aufzubauen uns bemühen, in gleich hohem Maße wird uns geistige Hilfe zu teil werden und uns den Grundriß finden lassen, der unserer Seele eingeboren ist und dessen Verwirklichung sie von uns verlangt. Alles, was uns der Alltag bringt, müssen wir so zu formen verstehen, daß es zum Aufbau unseres geistigen Tempels beitragen muß und unser Werk seiner Vollendung entgegenreife.

Unausgesetztes Bearbeiten des rohen Materials führt auch hier zur Meisterschaft. Möge sie recht vielen schon hier werden als Vorbote der Freuden, die ihrer in jener neuen Daseinsart harren, „die auf dieses Erdenleben folgt“. — — — — —

Solcher Art ist das neue Geschenk eines Menschen unserer Tage, der vielen schon zum Segen wurde: des unermülich für uns schaffenden Bô Yin Râ.

Und wir? Sind wir reif, solche Gabe entgegenzunehmen — oder werden erst unsere Enkel sie zu schätzen wissen?

Rich. Hummel.

Der Brief.

Von Hans Chr. Ade.

Die Seele der Frau Elisabeth, die einstmals zum Schmerze ihres Gatten aus ihrer irdischen Hülle hinausgeglitten war, kehrte nach ihrer jahrelangen Wanderung von Himmel zu Himmel ins Herz ihres Mannes, der noch auf der Erde lebte, zurück; denn sie fühlte, daß ihre wirkliche Heimat doch hier in dem Herzen ihres Mannes sei. Sie kam mit der leuchtenden Freude der Erlösten, den Glanz der Himmel in ihrem Wesen, und wollte nun liebend wieder im Herzen ihres Geliebten wohnen.

Freudig schwebte sie hinein und erwartete, daß die Seele ihres Mannes sie ebenso freudig begrüßen würde.

Aber dies Einkehrherz war finster wie die dunkelste Nacht. Die Seele des Mannes lag in tiefem Schlaf darin und träumte, daß sie lebe. Ihr liebster Traum aber war, daß sie der pensionierte Kanzleirat Winfried Wägelin sei, der, mit dem Verdienstkreuz vierter Klasse und mehreren Jubiläumsorden geschmückt, seine letzten Jahre gemächlich in der Giebelstube des Hauses Nr. 19 der Hahnen-gasse zu Schwäbisch-Hall verbringe.

Die Seele der Frau Elisabeth wurde traurig, denn sie hatte sich ihre Rückkehr so anders erhofft. Doch nach der Art tüchtiger, treuer und liebender Frauen, die gerade dann am hilfreichsten sind, wenn die Not groß ist, wollte sie sich durch die Dunkelheit dieses Herzens, die durch ihre Einkehr schon ein wenig gemildert worden war, nicht abschrecken lassen. Sie faßte sich, ging auf die schlafende Seele zu und rührte sanft ihre ruhende Hand an. So gedachte sie die Schlafende freundlich zu wecken.

Aber die Träumende rührte sich nicht.

Frau Elisabeth griff fester zu.

Die schlafende Männerseele aber lallte nur Abweisendes, machte die Augen nicht auf und schlief ihren trüben Traum weiter.

Die Seele der Frau Elisabeth wunderte sich, sammelte sich aber gleich zu festem Entschluß. Jahre und Jahre hatte sie selbst die Seligkeit der Himmel schon genossen. Vielleicht war die Seele ihres Mannes deshalb in so tiefen Schlaf gesunken, weil sie allein gelassen worden war? Frau Elisabeth nahm sich vor, im Dunkel dieses Herzens zu bleiben und abzuwarten, bis es hell darin werde und die schlafende Seele erwache. Frau Elisabeth meinte in sich,

es sei eine Buße, weil sie lieblos gewesen sei und sich allein in den Himmeln gefreut habe. Sie freute sich nun wieder, weil ihr das Glück geschenkt war, ihr Versehen wieder gut zu machen und eine andere, ihr so liebe Seele zum Erwachen und zur Freude zu führen.

Ihre innige und herzliche Freude aber hellte das dunkle Herz ihres Mannes wieder um ein wenig auf.

Sie richtete sich häuslich ein und begann einen Plan zu entwerfen, wie sie die wunderbar verwirrte Dunkelheit ordnen und langsam durchleuchten könne. Dieser Plan und das erste Beginnen, dies erste Beiseiteschaffen von mancherlei drolligen Schrullen, die traumträge umherlagen, stimmten sie so froh, daß der Ton im himmlischen Gesang, der sie war, laut und rein aufjubelte und daß die Engel, die an dem dunklen Herzen herrlich vorüberschwebten, der liebenden Einsiedlerin herzlich zunickten, daß aber auch die schlafende Seele des Mannes sich verwundert rührte und sich — obwohl sie aus dem Träumen nicht herauskam — doch ein wenig besann, daß sie träumte.

Der Kanzleirat Winfried Wägelin stand, gerade als die Seele seiner längst verstorbenen Frau, die er längst fast vergessen hatte, in sein Herz hereinkam, am Fenster seines Stübchens, hielt seine lange Pfeife in der Hand und schaute in das Gärtchen vor dem Hause, in dem die Malven blühten, und in das freundliche, menschenleere Gäßchen, das zwischen den Vorgärten wie eine heimliche Wiese hinging. Dabei dachte er, während er große Rauchwolken vor sich hinblies, daß er am Abend zuvor von seiner Wohnung bis zu dem Gasthause, in dem er sich mit befreundeten Herren zu treffen pflegte, 754 Schritte gebraucht hatte, während er sonst immer genau 750 Schritte brauchte, wie sein Schrittzähler es ihm alltäglich anzeigte. Er überlegte, ob er diesen Abend, wenn er wieder in den Goldenen Pfau gehe, wieder 750 Schritte machen werde und er gedachte seinen Freunden das Ergebnis mitzuteilen, wenn sie sich über die Weltläufte, wie sie sich im Tagblatt von Schwäbisch-Hall spiegelten, ausgesprochen hatten.

Während er diesen Überlegungen nachhing, tauchte die geschäftige Gestalt des Briefträgers in der Hahnengasse auf.

Der Kanzleirat beobachtete gespannt, wohin er gehe, und er empfand ein Gefühl neugieriger Befriedigung, als der Briefträger das Gartentor öffnete und auf dem sauber gepflegten Wege zwischen den Malven zum Hause heranschritt. Er läutete, daß es durch die

Stille gellte und ging mit dem treuen Schritt der Briefträger dann wieder davon, nachdem er Frau Kägerle, der Hausbesitzerin und Wirtin des Kanzleirats, einen Brief abgegeben und ein paar Worte mit ihr gewechselt hatte.

In dem Kanzleirat kam plötzlich der Gedanke auf, ob dieser Brief nicht an ihn sein könnte.

Dieses Ereignis war zwar seit Jahren nicht mehr vorgekommen, er wußte auch nicht, wer auf der ganzen Welt ihm hätte schreiben sollen, da er nach dem Tode seiner Frau Elisabeth allein stand und mit allen Verwandten gebrochen hatte, weil doch nichts dabei herauskomme als unerwünschte Bettelei.

Ein unerklärliches Gefühl aber ließ ihn das fast Unmögliche doch wünschen, wenn es auch nur eine Geburts- oder Todesanzeige sein sollte, da es doch irgend etwas aus der Welt und etwas, was ihn selber irgendwie anging, gewesen wäre.

Er trat vom Fenster zurück und ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab, gespannt zu Tür und Treppe hinhorend, ob nicht Frau Kägerle heraufkomme und ihm den Brief bringe.

Als nichts sich rührte, wurden seine Neugierde und der Wunsch, etwas bekommen zu haben, so groß, daß er sich einen Rück gab und würdig die Treppe zu Frau Kägerle hinabstieg.

Er begrüßte sie, die gerade am Küchenfenster stand und einen Brief ihres Sohnes, der in Stuttgart als Kaufmann lebte, las. Sie berichtete ihm einige belanglose Neuigkeiten aus der Landeshauptstadt und von ihrem Sohne, worauf sich der Kanzleirat mit einigen achtungsvollen Worten wieder empfahl und mißmutig die Treppe hinaufstieg, indem er die Schnur seines braunen Schlafrocks ganz unnötig neu knüpfte.

In seinem Zimmer angelangt, war er von einer seltsamen, dumpfen Unruhe erfüllt, die ihn um so peinlicher berührte, als er seit vielen Jahren ein solches Gefühl nicht mehr kannte.

Er ahnte nicht, daß dieses Gefühl durch die Seele seiner Frau Elisabeth kam, die gerade betrübt in seinem Herzen stand, in dem zu ihrer Heimkunft so gar nichts bereitet war.

Mißmutig ging der Kanzleirat in seinem Zimmer auf und ab, das ihm zum ersten Male leer und kalt erschien, obwohl der warme Sommerwind mit dem Sirren der Schwalben hereinkam und die alten, freundlichen Geräte um ihn standen, die seine Frau Elisabeth einstmals mit in die Ehe gebracht hatte.

Plötzlich blieb der Kanzleirat vor seinem Sekretär stehen und öffnete ihn, so daß sich eine Reihe von Fächern und Schubladen zeigte.

Mit alten Händen zog er eine Lade nach der anderen auf, wie um Vergangenes zu finden, das ihn über das ausgebliebene Gegenwärtige trösten könnte. Endlich fand er ganz hinten in einem Fache ein Päckchen vergilbter Briefe, die mit einem gelben Zigarrenbande zusammengebunden waren. Es waren die Brautbriefe seiner Frau und auch solche, die sie ihm im Laufe ihrer Ehe geschrieben hatte, wenn sie einmal bei Verwandten war, um etwa bei einer Krankheit oder einer Taufe zu helfen.

Er hatte nicht genau gewußt, was er suchte; nun aber nahm er die Briefe heraus und sah auf sie hinab. Er strich mit der Hand sanft darüber, wie um zu prüfen, ob sie tatsächlich an ihn gerichtet seien. „Sie war doch eine gute Frau,“ dachte er, aber ohne tieferes Gefühl.

Das alte Päckchen, dessen Briefe die Anschrift trugen: An Hochwohlgeboren Herrn Sekretär, dann Obersekretär Winfried Wägelin, befriedigte ihn nicht, da er doch jetzt schon lang Kanzleirat war, weshalb er seine Wanderung durch das Zimmer erneut begann, ohne zu wissen, was er wollte.

Den Sekretär hatte er offenstehen lassen. Als er wieder an ihm vorbeiging, wußte er plötzlich, was er wollte.

Er zog sich einen Stuhl herbei und holte aus einem der Fächer einen Briefbogen und die Tinte, denn plötzlich war ihm gekommen, daß er an sich selbst einen Brief schreiben wollte, nur, um einen Brief zu erhalten, etwas, was von dem Briefträger, von außen, zu ihm gebracht würde.

Die Tinte war alt und blaß geworden, die Feder zeigte einen rostigen Überzug, aber es ging doch immer noch.

Er setzte sich umständlich zurecht und begann mit seiner sauberen Handschrift den Brief an sich selbst zu schreiben.

„Lieber Winfried!“ begann er. So hatte Elisabeth ihre Briefe an ihn angefangen. „Sie war doch eine gute Frau,“ dachte er wieder. „Aber war es recht von ihr,“ meinte er erbittert, „daß sie so bald von ihm gegangen war und ihn so einsam zurückgelassen hatte? Wenn sie eine wirklich gute Frau gewesen wäre, hätte sie doch länger leben und zum mindesten ihm die Augen zudrücken müssen, wie es die Pflicht einer Frau ist und wie er es von den Frauen vieler verstorbener Freunde wußte. Aber so einfach hinzusterben, das war nicht recht, und noch besonders, da er doch

Kanzleirat geworden war und für seine treuen Dienste das Verdienstkreuz vierter Klasse erhalten hatte.“

Das waren nun zwanzig Jahre her, daß Elisabeth gestorben war. „Ja, ja,“ seufzte er, sich selbst bedauernd, „eine lange Zeit!“

„Lieber Winfried!“ hatte er begonnen. Er überlegte, wie er weiterschreiben sollte. Er nahm ein altes halbes Blatt, um den Brief aufzusetzen und dann erst ins Reine zu schreiben.

Noch einmal malte er sauber mit kleiner Schrift „Lieber Winfried!“ hin. Doch was nun?

Der Brief fing an, eine Arbeit zu werden.

„Indem ich Dir schreibe,“ fuhr er nach langem Sinnen fort, „hoffe ich, daß es Dir trotz der schweren Zeiten wohlgeht.“

Schon stockte er wieder. Was mußte nun kommen? Die vier Schritte mehr, die er gestern gegangen war, konnte er doch nicht gut erwähnen, da er dies doch schon lange bedacht hatte und es auch nichts so Besonderes war, wie es in einen Brief gehörte.

Er legte sich zu neuer Überlegung zurück, um sich plötzlich wieder rasch über das Blatt zu beugen und fortzufahren: „Es tut mir sehr leid, daß Du so zu leiden hast, weil Du so allein bist. Du solltest doch manchmal eine freundliche Ansprache haben, die dich aufheitert und erfrischt. Es wäre gut, wenn Du wenigstens einen Sohn oder eine Tochter hättest, nachdem Deine selige Frau Dich durch ihr Absterben verlassen hat, damit doch jemand freundlich für Dich sorgen könnte, was jetzt nicht, der Fall ist; denn für Frau Kägerle bist Du schließlich doch nur der Mieter, der ihr eine Einnahme bringt.“

Der Kanzleirat wunderte sich über sich selbst; als er das niedergeschrieben hatte; denn in Wirklichkeit hatte er seit Jahren nicht mehr so empfunden. Es gefiel ihm aber doch und er fand, daß es gerade das ausdrücke, was jetzt in ihm stehe.

Er ahnte nicht, daß die Einkehr der Seele seiner Frau Elisabeth in ihm alle diese neuen Gefühle hervorrief, die ihm schmerzlich wohlthaten, weil er sich auf einmal neu darin erlebte.

Er lehnte sich wieder zurück und rauchte große Wolken vor sich hin, um seine Gedanken zu beleben.

Dann schrieb er weiter: „Du solltest vielleicht einmal eine kleine Reise machen oder sonst etwas tun, was Dich erfreut, denn Dein kleines Giebelzimmer ist wie ein Schneckenhaus, in das Du Dich zurückgezogen hast.“ (Ja, ja, dachte er vorwurfsvoll, der hat gut reden! Wenn man nicht so alt wäre und wenn man es

sich noch leisten könnte!) Aber der Gedanke schmeichelte ihm doch, wenn auch unüberwindbare Hindernisse entgegenstanden, wie das Alleinlassen seines Zimmers und das Packen seiner Handtasche oder die unerhörte Veränderung seines genau geregelten Tageslaufs.

„Die Silbenrätsel im Tageblatt lösen,“ schrieb er weiter, „oder mit der Laubsäge Tabakkästen und kleine Schränke aussägen und dann zusammenleimen und beizen, das füllt doch schließlich einen lebhaften Geist wie den Deinen nicht völlig aus. Dazu wird die Unterhaltung im ‚Goldenen Pfau‘ auch langweilig auf die Dauer.“

Er seufzte befriedigt und meinte, es sei nun genug. Er nahm ein neues sauberes Blatt vor und begann mit verstellter Schrift das Aufgesetzte ins Reine zu schreiben, denn es sah doch echter aus, wenn er den Brief nicht mit seiner gewöhnlichen Handschrift schrieb. Zuletzt setzte er einen fremden, erfundenen Namen darunter: „Mit herzlichen und treuen Grüßen Dein alter Freund Friedrich Hauser.“

Sorgsam faltete er den Bogen zusammen und schrieb seine Anschrift auf den Umschlag.

Dann fiel ihm etwas Besonderes ein: der Brief mußte von weither kommen, nicht nur aus Schwäbisch-Hall! Freudig erregt stand er auf und ging zu Frau Kägerle, um sie um Marken zu bitten. Er klebte eine Marke auf seinen Brief, dann steckte er das Ganze in einen neuen, größeren Umschlag, auf den er schwungvoll schrieb: „An das Hauptpostamt Zürich, Schweiz.“ Befriedigt las er das öfters durch.

Darauf stellte er sich ans Fenster und sah wieder vergnügt hinaus. Er war sich bewußt, daß er, der Kanzleirat Winfried Wägelin, doch noch Freunde in der Welt habe und daß ihm eine große Überraschung bevorstehe.

Es war in dem Augenblick, in dem die Seele seiner Frau Elisabeth sich über seine schlafende Seele beugte und sie sanft berührte.

Gegen Abend kleidete er sich nach seiner Gewohnheit sauber an und machte sich auf, in den „Goldenen Pfau“ zu gehen.

Den Brief nahm er in leiser Erfegung mit.

Er ging nicht den gewöhnlichen Weg, da er den Brief nicht in den nahen Briefkasten werfen wollte. Er entschloß sich zu einem kleinen Spaziergang, wobei er sich vorsagte, daß seine Gesundheit dies verlange.

Die alten Straßen waren von der abendlichen Sonne mit rotem Goldglanz gefüllt, Schwalben schossen wie eilige Kreuze durch die Luft, Menschen standen vor den Türen.

Der Kanzleirat suchte nach einem Briefkasten, der ihm Vertrauen einflößen konnte.

Die meisten gefielen ihm nicht, und so kam er in die Nähe der Kocher und des Kurhauses, vor dem gerade Konzert war. Die Badegäste und die vornehmen Bewohner der Stadt spazierten in den Anlagen auf der kleinen Kurhausinsel umher, plauderten und lauschten der Musik.

Am Kurhaus fand der Kanzleirat einen Briefkasten, der ihm gefiel und dem er seinen Brief, nachdem er noch einmal die Anschrift: An das Hauptpostamt Zürich, Schweiz, mit Stolz und geheimer Selbstbewunderung gelesen hatte, anvertraute.

Nun ging er durch die Menschenmenge zurück, sanft erregt, weil jetzt alles seinen Gang gehen mußte.

Durch seine Bewegung ein wenig aufgerissen, wunderte sich der Kanzleirat über die Menschen, die da umhergingen oder auch auf den Bänken saßen, und aus seiner Verwunderung wuchs ein tiefes Staunen heraus über das Dasein all dieser Herren und Damen, die in mancherlei Mundarten sich unterhielten.

Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben wunderte er sich über das bloße Sein anderer Menschen, deren Lebenswege anders hingingen als die seinen, und er fühlte mit plötzlich erwachendem Bewußtsein, daß es vielleicht gar nicht übel wäre, an einem fremden Leben herzlicher teilzunehmen und die Welt nicht nur von dem kühlen und herzlosen Standpunkt der Beamtensicherheit und -Ehrbarkeit aus anzusehen. Aber das Ungewohnte, Unbekannte, ja Abenteuerliche dieser Erwägung schreckte ihn doch ab.

In solche Gedanken vertieft schritt er zum „Goldenen Pfau“ hin, als ihm plötzlich einfiel, daß er seinen Schrittmesser vergessen hatte. Aber er erregte sich nicht darüber. Der Brief hatte diese Nachlässigkeit verursacht, die sonst nicht seine Art war, denn er war in seinen Lebensgewohnheiten streng und peinlich geworden, wie es sich für einen alten Beamten geziemt.

Im „Goldenen Pfau“ fand er die kleine Tafelrunde schon vor, die sich allabendlich hier zu versammeln pflegte und über sein Späterkommen schon verwundert war. Man war schon in der hohen Politik und man erörterte, was der Deutsche tue, was der Engländer, der Amerikaner, der Russe und der in jeder Beziehung

minderwertige und absterbende Franzose. Nach der Erörterung der lokalen Verhältnisse zog man die Kreise enger und besprach bedächtig mancherlei persönliche und gebildete Dinge, wie sie das kleine Wellenspiel der Unterhaltung heranzuführte.

Der Kanzleirat vergaß alle neuen Gefühle, die in ihm aufgetaucht waren und fühlte sich in dem vertrauten Kreise wohl, wußte auch in gewählten und fast ein wenig gespreizten Worten seinerseits etwas beizufügen, denn er liebte es, in dieser Gesellschaft Bildung und gute Ausdrucksweise zu zeigen, weil ihr ein Justizrat, ein Amtsrichter, ein Arzt, ein Professor und ein Großkaufmann angehörten, vor denen er sich sozusagen behaupten mußte, obwohl keiner von ihnen einen Orden besaß oder auf solch lange Beamtenlaufbahn zurückschauen konnte, wie er.

Mitten in dieser Unterhaltung geschah dem Kanzleirat, gerade als er selbst etwas erzählte, etwas ungemein Erschreckendes.

Es war ihm plötzlich, als ob er nicht selber spreche, ja, als ob er sich selber fremd sei.

Er selbst, die anwesenden Herren, die Kellnerin, der umhergehende grübende Wirt und der dämmernde Wirtsgarten, in dem der Hausknecht gerade die Lichter anzündete, kamen ihm plötzlich wie etwas Gespenstisches und Fremdes vor, so als ob dies Altvertraute gar nicht Wirklichkeit wäre, sondern ein Spuk, ein wirrer und unfaßlicher Traum.

Als das Fremde aus ihm fertiggesprochen hatte, antwortete etwas Fremdes, Leeres, Totes, das der Justizrat war, so daß der Kanzleirat sich kaum zu fassen wußte und ein Gefühl hatte, als müßten seine Haare sich vor Schauder sträuben.

Seine schlafende Seele hatte nämlich, gerade als er begann, sich in dem vertrauten Kreise wohlzufühlen, die Seele seiner Frau zurückgewiesen. Nun aber hatte der reine Klang der Freude in der Seele seiner entschlossenen Frau begonnen, sein Herz auszufüllen, und dieser ungewohnte Freudeklang in ihm begann nun, ihn das, was er selber zu sein träumte und auch die sonst so verkehrte Umwelt als Gespenstisches und Fremdes fühlen zu lassen. Es war ein Zustand, der ebenso unerhört wie unerklärlich war.

Gern wäre der Kanzleirat aufgestanden und fortgegangen. Aber er scheute sich, die Herren durch seinen frühen Aufbruch zu verletzen und außerdem fürchtete er sich, mit sich allein zu sein. Einsilbig und verstimmt blieb er sitzen, bis alles aufbrach und der Justizrat ihn bis in die Hahnengasse begleitete.

In dieser und den folgenden Nächten hatte der Kanzleirat wunderliche Träume. Ihm war, als ob er fliegen wolle, als ob er es aber, von einer schweren, unbekanntenen Last bedrückt, nicht könne, obwohl er sich zum Fliegen berufen und aufgefordert fühlte. Dann war ihm wieder, als höre er aus weiter Ferne die Stimme seiner Frau Elisabeth, die ihn rief. Als er sie suchte, sah er sie in weiter Ferne, weiß und strahlend und mit herzlichem Lächeln zu ihm niederschauend.

Diese und ähnliche Träume begleiteten ihn als neues großes Erleben in den Tag hinein, so daß er sich, was noch nie vorgekommen war, ernsthaft mit ihnen beschäftigte, obwohl er diese Bilder immer wieder zu verscheuchen suchte. Zuletzt deutete er den Traum von seiner Frau, die noch viel schöner ausgesehen hatte als damals, als er sie geheiratet hatte, dahin, daß er sterben müsse, eine Deutung, die ihn lebhaft beunruhigte, von der er aber doch nicht loskam.

Am Abend brachte er im „Goldenen Pfau“ das Gespräch auf Träume, wobei er allerdings nichts von sich selbst erzählte.

Man redete über Wert und Bedeutung der Träume, wobei ein Armenpfleger, Dr. Bauer, der aber wegen seiner besonderen Anschauungen nicht immer ganz voll genommen wurde und der auch nur gelegentlich bei der Abendrunde erschien, meinte, daß die Menschen in ihren Träumen oft wacher seien als am Tag; während der Arzt und der Professor mit Nachdruck die Meinung verteidigten, daß Träume nichts anderes als Schäume seien, umgeformte Erinnerungen aus den Eindrücken des Tages.

Der Kanzleirat war, obwohl er die Meinung des Arztes und des Professors weit über die des Armenpflegers stellte, doch nicht völlig von ihrer Anschauung überzeugt, da seine eigenen Träume so seltsam lebendig in ihm standen. Er wollte aber trotzdem die Meinung des verdächtigen Armenpflegers nicht annehmen, da er sich als Beamter verpflichtet fühlte, etwas, was aus so verdächtiger Quelle kam, abzulehnen.

Im übrigen gingen seine Tage ohne viel Neues hin, nur daß er immer wieder mit Verwunderung erlebte, daß alte Erinnerungen an seine Frau traulich aus ihm emporstiegen und er eine Neigung zeigte, am Leben anderer Menschen teilzunehmen, natürlich ohne sich etwas zu vergeben oder jemand zu nahe zu treten.

Am zweiten Tag nach der Absendung des Briefes begann seine Spannung wieder zu wachsen.

Er sah zu den Zeiten, in denen der Briefträger kommen mußte, gern zum Fenster hinaus, und am vierten Tag sah er ihn auch tatsächlich in die Hahnengasse einbiegen und zum Hause heranschreiten. Er öffnete die Gartentür, ging zwischen den Malven auf dem sauber gepflegten Wege zur Haustür und läutete, daß es durch die Stille schrillte. Er verhandelte ein wenig mit Frau Kägerle und ging dann wieder mit dem treuen und geschäftigen Schritt der Briefträger davon.

Der Kanzleirat war in großer, halb freudiger, halb bang-zweifelnder Erwartung.

Schritte in Hausschuhen kamen die Treppe heraufgeschlappt. Frau Kägerle klopfte an und sagte, der Herr Kanzleirat habe einen Brief bekommen und sie habe Strafporto für ihn ausgelegt.

Der Kanzleirat ließ sich seine Erregung nicht anmerken.

Er nahm den Brief. Es war der Erwartete.

Gleichmütig scheinend legte er ihn auf den Tisch und gab Frau Kägerle das ausgelegte Geld zurück.

Als sie wieder hinuntergegangen war, griff er nach dem Brief und betrachtete ihn aufmerksam von allen Seiten.

Freilich! Er hatte ja deutsche und keine schweizer Marken daraufgeklebt! Auf dem Stempel über der schweizer Marke las er Zürich. Dann war mit fremder Schrift vermerkt: Zugesandt aus Schwäbisch-Häll.

Er las die Adresse, die er selber an sich geschrieben hatte, und plötzlich kam ihm die Hoffnung, ob nicht doch vielleicht ein anderer Brief eingeschlossen wäre, vielleicht eine liebenswürdige Mitteilung des Züricher Oberpostdirektors, obwohl diese Vermutung jeder gesunden Vernunft widersprach.

Er legte den Brief wieder auf den Tisch und ging aufgeregt ein paar Mal durch das Zimmer.

Plötzlich aber griff er entschlossen nach dem Federmesser und schnitt den Umschlag sorgsam am oberen Rande auf. Mit spitzen Fingern holte er das beschriebene Blatt heraus, das nun fremd und vertraut zugleich in seinen Händen lag.

Er setzte sich in seinen bequemen Sessel und las, was er sich selbst geschrieben hatte, immer noch mit der leisen Hoffnung, ganz Fremdes zu erfahren:

„Lieber Winfried! Indem ich Dir schreibe, hoffe ich, daß es Dir trotz der schweren Zeiten wohl geht. Es tut mir leid, daß Du so zu leiden hast, weil du so allejn bist. Du solltest doch

manchmal eine freundliche Ansprache haben, die Dich aufheitert und erfrischt. Es wäre gut, wenn du wenigstens einen Sohn oder eine Tochter hättest, nachdem Deine selige Frau Dich durch ihr Absterben verlassen hat, damit doch jemand freundlich für Dich sorgen könnte, was jetzt nicht der Fall ist, denn für Frau Kägerle bist Du schließlich doch nur der Mieter, der ihr eine Einnahme bringt. Du solltest vielleicht einmal eine kleine Reise machen oder sonst etwas tun, was Dich erfreut, denn Dein kleines Giebelzimmer ist wie ein Schneckenhaus, in das Du Dich zurückgezogen hast. Die Silbenrätsel im Tagblatt lösen, oder mit der Laubsäge Tabakkästen und kleine Schränke aussägen und dann zusammenleimen und beizen, das füllt doch schließlich einen lebhaften Geist wie den Deinen nicht völlig aus. Dazu wird die Unterhaltung im ‚Goldenen Pfau‘ auch langweilig auf die Dauer. Mit herzlichen und treuen Grüßen Dein alter Freund Friedrich Häuser.“

Der Kanzleirat las den Brief zuerst mit Vergnügen und immer mit der leisen Spannung, ob nicht doch am Ende etwas Neues und Unbekanntes darin stehe, durch.

Als er ihn zum zweiten Male las, war er enttäuscht und legte ihn ernüchtert fort.

Noch einmal griff er hin und las ihn durch, und da stand ihm sein Selbstbetrug plötzlich mit greller Deutlichkeit vor Augen.

Da überkam es ihn so, daß er sein Gesicht über die Arme auf den Tisch warf und lange und bitterlich weinte, so daß sein schwächtiger Körper in leisem Schüttern bebte.

Als er sich ausgeweint hatte, brannten seine Augen und er war ganz ermattet. Aber ein neues, gutes, reines und ruhiges Gefühl stand in ihm. Er entdeckte plötzlich, daß er ein Herz hatte, daß er wieder warm und rein fühlen konnte. Es war, als hätten die bitteren Tränen einen Wall, der um sein Herz gelegen hatte, durchbrochen und fortgespült.

Ein neues Leben war in ihm geboren und fügte sich langsam, in den hohen Freudeton einzustimmen, der aus dem reinen Wesen seiner Frau Elisabeth in seinem Herzen klang.

Und so, als ob er ahnend erkannt hätte, wodurch alle Wandlung gekommen war, sagte er leise und herzlich vor sich hin: „Liebe, liebe Elisabeth!“

Gregor Rasputin, ein okkultes Phänomen.

Von Dr. Henri Birven, Berlin.

Der sibirische „Wundermönch Grischka“, wie er meistens genannt wird, ist ein Phänomen und ein Problem zugleich. Ein Phänomen, denn sein Schicksal, das ihn vom einfachen sibirischen Muschik an den Zarenhof führte, um ihm daselbst die Rolle eines allmächtigen Ratgebers zuzuweisen, steht einzigartig da. Ein Problem, insofern über die Natur dieser „dunkeln Kraft“ und faszinierenden Persönlichkeit bisher keine volle Klarheit gewonnen werden könnte.

Inzwischen hat vor kurzem, im Oktober vorigen Jahres, die Revue de Paris das Tagebuch des Dumaabgeordneten Purischkewitsch veröffentlicht, das uns Aufschluß gewährt über die Rolle, welche dieser und der Fürst Jussupoff, der Schwiegersohn des Großfürsten Alexander, bei der Ermordung Rasputins gespielt haben. Die Veröffentlichung dieses Dokumentes über die grausige Tragödie Rasputin wird ohne Frage dazu beitragen, den ganzen „Fall Rasputin“ erneuter und vertiefter Erforschung zu unterziehen. Schon meldet sich, in einem Briefe an den „Matin“ (3. Nov. 1923) der Hauptbeteiligte an der Ermordung Rasputins, der Fürst Jussupoff, um zu dem Tagebuch Purischkewitschs eine Erklärung abzugeben, nachdem in der „Revue de Paris“ vom 15. Oktober 1923 Maklakoff ebenfalls zu der Ermordung Rasputins Stellung genommen hatte. In diesem Briefe an den „Matin“ erklärt Jussupoff das Tagebuch Purischkewitschs, das in Rußland schon im Jahre 1918 veröffentlicht worden ist, als ein Tendenzwerk voller Ungenauigkeiten und bezeichnet es als den Grund seines völligen Bruches mit Purischkewitsch. „Das letzte Wort ist noch nicht gesagt. Eines Tages wird die Wahrheit bekannt werden und die Geschichte ihr Urteil sprechen.“

Ich führe diese Auslassungen Jussupoffs an, weil sie die Schwierigkeiten zeigen, die einer unparteiischen und objektiven Wahrheitsfindung selbst an Hand der Dokumente solcher Kronzeugen für die Tragödie Rasputin entgegenstehen. Unter diesen Umständen glaube ich, mein Interesse lediglich auf die psychologische Seite des Falles Rasputin beschränken zu sollen und hierbei nur solche Tatsachen heranzuziehen, die wohl von allen Informierten zugestanden werden.

Wer war also Grigory Rasputin?

Rasputin — nomen et omen — das Wort heißt Wüstling, so daß er offiziell am Hofe einen anderen Namen führte, war ein einfacher Bauer aus dem Tobolskischen und wurde im Jahre 1905 von dem kaiserlichen Beichtvater, dem Bischof Theophan, dem Zaren als Seelenretter und Gesundheitsbeter empfohlen. Als der Thronfolger, ein sog. Bluter, erkrankt und die ärztliche Wissenschaft sich ohnmächtig erweist, gelingt es Rasputin, die Blutung zum Stehen zu bringen. Von diesem Augenblick ist das Leben des Zarewitsch in seiner Hand, aber auch der mystische Zar und die stolze Zarin vertrauen ihm blind. Rasputin wird eine dunkle, aber eine allmächtige Macht am Zarenhofe, mit der Großfürsten und Minister rechnen müssen.

Was war nun dieses Phänomen mit dem ominösen Namen Rasputin? Schwere Frage. Für alle diejenigen, die eine Sache um so besser verstehen, je weniger sie damit zu tun haben, war Rasputin ein schlauer, raffinierter Betrüger, der im Bunde mit anderen Spießgesellen den sowieso für alles „Mystische“ eingenommenen Zaren durch betrügerische Manipulationen zu düpiieren verstand. Für die große Masse des russischen Volkes war er der Wundertäter und Wundermönch Grischka. Wieder andere hielten ihn für einen Sexualmystiker, der mit den Damen des Hofes eigenartige religiös-sexuelle Praktiken vornahm. Der Mönch Iliodor schwankte in der Beurteilung Rasputins lange hin und her, bald schien er ihm ein heiliger Engel, bald ein Teufel; zuletzt, nach seiner Verfeindung mit ihm, nennt er Rasputin „einen schmutzigen Köter“. Fürst Jussupoff, in seinem jüngsten Briefe an den „Matin“, spricht von seinem Opfer als einem „verworfenen Wesen, das in sich alle Kräfte des Bösen vereinigte, dank einer satanischen und okkulten Organisation.“ Für den Zaren aber war Rasputin die Inkarnation des Christus selbst!

Anstatt die Aufzählung dieser so divergenten Ansichten über Rasputin fortzusetzen, hören wir lieber das Urteil, das der Jurist R. von Raupach, der als Untersuchungsrichter im Auftrag der Kerenski-Regierung mit einer Prüfung der authentischen Dokumente über die Affäre Rasputin betraut war, fällt. Das dieser Untersuchungskommission zur Verfügung stehende Material bestand aus dem Hofjournal, einer ungeheuren Briefsammlung der Zarin und ihrer Töchter, aus Briefen Rasputins und vieler Minister und Hofbeamten. v. Raupach, der seine Feststellungen später einer

dänischen Zeitung zur Veröffentlichung übergab, von wo sie auch in die Nummer des 8-Uhr-Abendblattes der Berliner Nationalzeitung vom 30. Juli 1921 gelangten, sagt von Rasputin: „Es gelang ihm, den Zarewitsch zu heilen, und man erklärt dies damit, daß er auf ähnliche Art wie die indischen Fakire die Blutungen durch hypnotische Beeinflussung zum Stehen brachte. Am Zarenhofe war man jedoch der Ansicht, daß Rasputins Macht himmlischen Ursprungs war und daß er die Leiden des Thronfolgers durch die Wundermacht seiner Gebete linderte. Rasputin erlangte infolgedessen bald eine ungeheure Macht am Zarenhofe. Er war dort geradezu Alleinherrscher und hatte bei allen bedeutungsvollen Begebenheiten seine Hand im Spiel. Nunmehr entstanden die Gerüchte, daß zwischen Rasputin und der Zarin intime Beziehungen herrschten, über die Untersuchungskommission hat mit absoluter Klarheit bewiesen, daß diese Gerüchte un wahr waren.“

Um den Gerüchten über Rasputin einen Schein von Wahrheit zu geben,“ fährt v. Raupach fort, „setzten seine Feinde über Rasputins erotische Tätigkeit die phantastischsten Gerüchte in Umlauf. Das war um so leichter, als Rasputin durchaus kein Heiliger war, sondern ein ausschweifendes Leben führte. Tatsache ist, daß die Skandalgeschichten über Rasputin zuerst in reaktionären Blättern erschienen und daß die Orgien, an denen Rasputin teilnahm, von Mitgliedern der reaktionären Partei arrangiert wurden. Immer tiefer zogen sie ihn in den Wirbel hinein und sorgten dafür, daß alle Ausschweifungen sofort an die Öffentlichkeit gelangten. In Moskau wurden im Restaurant Eremitage Abend für Abend die wildesten Bacchanale gefeiert, und stets fand sich, sobald Rasputin an ihnen teilnahm, die Polizei ein, und am nächsten Tage wußte es ganz Petersburg. Unter dem Material der Kommission befand sich auch eine Photographie, auf der man Rasputin in Gesellschaft einer hübschen Krankenpflegerin sah, wie er sie gerade umarmte. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß das Bild gefälscht war.“

Wie die Dokumenté ergaben, war Rasputin ein entschiedener Gegner des Krieges gegen Deutschland. Infolge seines Auftretens zog der Zar sogar die Mobilisierungsordre zurück, was aber der Kriegsminister Suchomlinoff verhinderte.

Über Rasputins Charakter äußert sich v. Raupach zusammenfassend wie folgt: „Die moralische Seite von Rasputins Persönlichkeit war alles andere als ansprechend, denn er war ausschweifend

und trunksüchtig in hohem Grade. Man darf aber darüber auch nicht die gute Seite seines Charakters vergessen, nämlich seine Uneigennützigkeit. Als er auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sich Millionen zu schaffen, er starb jedoch in der größten Armut und hinterließ seinen beiden Töchtern buchstäblich nichts.“

Über Rasputins geistige Fähigkeiten sagt von Raupach: „Rasputin war ein Bauer mit starkem Willen und scharfem Verstand.“

Soweit das Urteil eines Mannes, das sich auf das authentische Material gründet. Indem es die maßlosen Verleumdungen der chronique scandaleuse auf das tatsächliche Maß zurückführt, sehen wir, daß Rasputin keineswegs das verworfene Scheusal war, wie seine Feinde ihn darzustellen suchten. Und dementsprechend war auch die Rolle, die Rasputin am Hofe spielte, zwar die einer unverantwortlichen „dunkeln Kraft“, aber keineswegs schädlich im Prinzip, sondern wie seine Heilkraft für das Leben und die Gesundheit des Thronfolgers überaus wertvoll war, mußte seine starke und, wie v. Raupach behauptet, unbestechliche Persönlichkeit zugleich imstande sein, dem Zarenpaar in seiner exponierten Stellung einen festen Halt zu bieten, nach dem des Zaren schwächer Wille geradezu verlangt zu haben scheint.

Es spricht für die scharfe Menschenkenntnis Rasputins, wenn er, der sibirische Bauer, diese seine Bedeutung erkennend, sich selbst als „zarskij nastavnik“ (Leiter des Zaren) bezeichnete.

Viel ist über die „Mystik“ am Zarenhofe geschrieben worden. Die betreffenden Enthüllungen — unter anderem veröffentlichte eine ehemalige Hofdame der Zarin, die Gräfin Vera Branitzkaja, einen diesbezüglichen Artikel im „American Magazine“ — beschäftigen sich mit dem „spiritistischen“ Treiben, wie sie es kurzerhand nennen, das vor Rasputins Auftreten in Zarskoje Selo geblüht haben muß, nicht eben zum Vorteil des Zaren, wenn man den Berichten glauben soll. Doch erscheint die Glaubwürdigkeit dieser Berichte äußerst gering, da sie an Stelle von nachprüfbaren Tatsachen stets nur sog. Hofklatsch zu berichten wissen. Höheres Interesse darf dagegen beanspruchen, was der ehemalige französische Botschafter in Petersburg, Maurice Paléologue, in seinen diplomatischen Erinnerungen in der „Revue des deux Mondes“ über eine Geisterbeschwörung berichtet, die der berühmte Forscher auf dem Gebiet der okkulten Wissenschaften, der Franzose Papus (Dr. Encausse) im Auftrage des Zaren unternahm. Die französische

Zeitschrift „Le Voile d'Isis“ bringt in ihrer Mainummer vom Jahre 1922 die betreffende Stelle aus den Erinnerungen Paléologues. Danach wurde Papus im Jahre 1905 zur Zeit des Aufzugs nach Petersburg berufen. Er ordnete unverzüglich eine große Beschwörungsliturgie an, die in Gegenwart des Zaren, der Zarin und des Adjutanten, des Hauptmanns Mandryka, vor sich ging:

„Durch eine intensive Verdichtung seines Willens,“ schreibt Paléologue, „durch eine wunderbare Steigerung seines fluidischen Dynamismus“, gelang es dem geistlichen Meister, den Schatten des sehr frommen Zaren Alexander III. zu beschwören. Unbezweifelbare Anzeichen bezeugten die Anwesenheit des unsichtbaren Geistes. Trotz der Angst, die ihm das Herz zusammenschnürte, fragte Nikolaus II. in aller Form seinen Vater, ob er auf die freiheitliche Strömung, die Rußland fortzureißen drohte, reagieren solle oder nicht. Das Phantom antwortete: Du mußt die beginnende Revolution ausrotten, koste es, was es wolle. Aber sie wird eines Tages wieder auferstehen und um so heftiger sein, je härter die jetzige Unterdrückung gewesen sein wird. Gleichviel! Mut, mein Sohn! Höre nicht auf zu kämpfen!“

Dies das Wesentliche aus dem Bericht des französischen Botschafters. Ich führe diesen Bericht, abgesehen von seinem Wert wegen der Person des Berichterstatters, deswegen an, weil er beweist, daß der Zar auch mit namhaften Forschern auf dem Gebiet der Geheimwissenschaften in Verbindung stand.

Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß diese spiritistisch-okkultistische Einstellung des Zaren einer Persönlichkeit wie Rasputin, dem der Name eines großen Heilers vorausging, den Zutritt ins Zarenpalais bedeutend erleichtern mußte. Die Tatsache aber, daß Rasputin die Krankheit des Zarewitsch mit wenigen Strichen, die von Gebeten begleitet waren, zum Stillstand zu bringen vermochte, wird von allen informierten Personen anerkannt. Sie wird auch von seinen heftigsten Feinden nicht bestritten, ja von diesen am allerwenigsten. Gegenüber den oberflächlichen, rein journalistischen Versuchen, Rasputins Heilerfolge als ein betrügerisches Manöver zu erklären, setzt sich gerade der heftigste noch lebende Gegner Rasputins, Fürst Jussupoff, wie wir oben sahen, auch heute noch für seine „okkulte Organisation“ ein. Ja, Fürst Jussupoff hat früher wörtlich erklärt: „Ich interessiere mich für okkulte Wissenschaften. Ich kann Ihnen sagen, daß eine Person mit einer

solchen magnetischen Kraft wie Rasputin nur einmal in hundert Jahren erscheint.“

So war der Einfluß Rasputins auf den Zaren und die Zarin in der Tat ganz ungeheuer. Liest man Jussupoffs Äußerungen darüber, möchte man an „Besessenheit“ denken: „Wenn man dem Zaren sagen würde, das ganze Land, die ganze Armee habe ihn verlassen, aber Rasputin bleibe bei ihm, so wird er ruhig in die Zukunft schauen.“ Aber dieser Einfluß erklärt sich dadurch, daß der Zar das, was Rasputin leistete und was keine Wissenschaft zu leisten vermochte, infolge seiner religiösen Denkrichtung als etwas Übernatürliches und den Träger einer solchen Kraft als ein heiliges Wesen ansehen mußte. Ja, wir wissen, daß der Zar in Rasputin eine Inkarnation des Christus selbst sah. Der Mönch Iliodor, der Rasputin eine Zeitlang nahestand, berichtet in einem amtlichen Protokoll (abgedruckt im Russkoje Slovo, 22. März 1917), was ihm Rasputin selbst über die grenzenlose Verehrung seitens des Zaren und der Zarin, sowie über seine unbeschränkte Bewegungsfreiheit im Palais mitteilte: „Der Zar und die Zarin lagen vor mir auf den Knien und küßten meine Füße. Der Zar nennt mich Christus, die Zarin gehorcht mir in allem. Wenn ich hereinkomme, legt sie das Haupt auf meine Schulter. Ich nehme sie auf meine Arme, drücke sie und trage sie auf den Armen. Ich gehe im Palast herum, wie in meinem Haus. Für mich sind die Türen zum Kinderzimmer der Zarenfamilie stets geöffnet.“

Die Apotheose, die Rasputin durch den Zaren zuteil wurde, mußte das Selbstgefühl des sibirischen Bauern natürlich ins Ungemessene steigern. Rasputin vertrat denn auch bald die Doktrin, die Seele des Christus, die stets in einem lebenden Menschen wohne, sei in ihm inkarniert. Es ist wahrscheinlich, daß der gänzlich ungebildete Rasputin dieses Reinkarnationsdogma nicht selbst erfand, sondern es von anderer, theosophisch denkender Seite, möglicherweise vom Zaren selbst, eingeflüstert erhielt.

Den Rasputin, der immer wieder als Mönch bezeichnet wird, war weder ein solcher noch verfügte er über die bescheidenste theologische Bildung. Einen der wenigen heiteren Momente in dem sonst unheimlich-dämonischen Charakterbilde Rasputins bildet die Schilderung eines vergeblichen Versuches, den der Mönch Iliodor in bischöflichem Auftrage unternahm, um Rasputin zum Geistlichen auszubilden: „Ich ging ans Werk und lehrte ihn einen ganzen Tag, die erste Bitte der großen Liturgie: Wir bitten den

Herrn um Frieden — auswendig aufzusagen. Bei der zweiten Bitte blieb Rasputin stecken. Anderthalb Tag schlug ich mich mit ihm herum, da er ein sehr unvernünftiger Mensch ohne Gedächtnis war. Diesmal versuchte er des Nachts in einem Winkel des erzpriesterlichen Palais ein junges Mädchen, die Schwägerin des Hausverwalters, zu vergewaltigen. Die nächste Nacht drang er in das Schlafzimmer einer jungen Frau, erhielt aber eine tüchtige Ohrfeige.“ Danach muß die Legende von dem „Mönch“ Rasputin ins Gebiet der Fabel verwiesen werden. Dieser „Mönch“ Rasputin erinnert an die grotesken mittelalterlichen Farcen, in denen Reinecke Fuchs als Pfarrer auftritt, ohne aber die Finger von den Hühnern lassen zu können.

Wir berühren damit bereits eine Seite von Rasputins Natur, die — die endlosen Übertreibungen und Erfindungen abgerechnet — sich nur als ein Ausfluß seiner hyperpotenten Kraftnatur im Verein mit gänzlicher sexueller Amoralität erklären läßt: sein bis zur Satyriasis gesteigerter Geschlechtstrieb, der stets zur Vergewaltigung des Weibes bereit ist, ihn bald zum brutalen Notzuchtsakt an dem ihm gerade in den Weg kommenden weiblichen Wesen treibt, bald zum Haupthelden ausschweifendster Orgien macht.

Bekannt sind die seltsamen Praktiken, die er mit den Damen der Petersburger Aristokratie vornahm. Um seine Macht über das Weib, auch da, wo es sich ihm in Scharen bot, zu betätigen, führte er diese Damen ins Bad und ließ sie sich entkleiden. Dann wusch er ihnen, wie er sagte, eigenhändig die Sünden ab — eine Travestie der Taufe, die er mit einer hypokritisch anmutenden Sexualmystik begründete: Der Mensch sei unfähig, ohne Sünden zu leben; er müsse sündigen, aber er müsse auch Buße tun. Diese Buße erblickte er in einer Demütigung des Weibes durch die Entblößung. „Indem ich den weiblichen Körper berühre, heilige ich diesen,“ sagte er zu Iliodor. „Er verstehe es, die unzüchtigen Leidenschaften von den Frauen zu nehmen, gehe mit nackten Frauen der höchsten Kreise ins Bad und nötige sie, sich von seiner Leidenschaftslosigkeit zu überzeugen.“

Der Mönch Iliodor führte bei seiner gerichtlichen Vernehmung noch zahlreiche dieser „Heldentaten“ Rasputins an, von denen sich naturgemäß eine Reihe Einzelheiten der Veröffentlichung entziehen. So „erfuhr“ er, daß Rasputin unter anderem die Witwe eines Offiziers im Abteil erster Klasse vergewaltigt und sie genötigt

hatte, 200 Verbeugungen zu machen, dafür, daß sie geglaubt hatte, er habe mit ihr eine Sünde begangen.

Kam Rasputin nach Zarizyn zum Besuche Iliodors, so küßte und umarmte er überall, wo sie hinkamen, die schönen Mädchen und jungen Damen. Alte Frauen, die sich mit ihm zu küssen wünschten, stieß er, ohne Umstände zu machen, von sich.

Soweit der Mönch Iliodor, dessen Aussagen man im allgemeinen Glauben schenken darf, obwohl sie zu Protokoll gegeben wurden, nachdem er beim Zaren, d. h. bei Rasputin, in Ungnade gefallen war. Alles, was er über Rasputin aussagte, darf als allgemein bekannt angesehen werden. Iliodor wurde von Rasputin beschuldigt, das Gerücht verbreitet zu haben, daß er in Beziehungen zur Zarin stehe und der Thronfolger sein Sohn sei.

Es ist für Rasputins Charakterbeurteilung nicht unwesentlich, zu wissen, ob er selbst subjektiv von seiner „Heiligkeit“, wie er sie dem Zaren und den Frauen gegenüber betonte, überzeugt war oder in ihr nur eine suggestive Fiktion sah, die seinen Zielen förderlich sein mußte. Wenn man bedenkt, daß im Leben aller großen Willensmenschen stets ein ausschlaggebendes Ereignis eintritt, von dem an sie fest an ihre Mission glauben, wenn man sich vor Augen hält, daß namentlich alle Sektierer — und Rasputin hatte viel von einem solchen — sich für ein Instrument des Himmels halten, so muß eine psychologische Betrachtung, wie ich meine, gerade bei einem Rasputin anerkennen, daß er, der simple sibirische Bauer, angesichts seiner tatsächlichen Heilerfolge und der schwärmerischen Verehrung der Menschen geradezu dazu gedrängt wurde, sich für etwas Außerordentliches zu halten. Er war ja unleugbar eine außerordentliche Erscheinung. Daß er dann, einmal von der Kraft seiner außerordentlichen Bedeutung durchdrungen, in sich ein heiliges Wesen sah, erklärt sich ohne weiteres aus seiner orthodoxen Bibelgläubigkeit und der Analogie seiner Heilerfolge mit den aus der Bibel und der Geschichte der Heiligen bekannten. Wie sollte auch ein einfacher Bauer dazu kommen, vor den Zaren zu treten und ihn mit „Du“ anzureden, wenn er nicht durch und durch von seiner höheren Bedeutung erfüllt wäre? Man kann einem raffinierten Charlatan, der die nötige Menschenkenntnis besitzt, wohl zutrauen, daß er unter Umständen eine solche Rolle zu spielen versucht, aber Rasputin war eben mehr als ein Charlatan, er war ein Mensch, der mit festem Willen die feste Zuversicht verband, daß eine höhere Kraft in ihm walte. Nach seiner

ganzen Bildung oder Unbildung scheint mir Rasputin unausweichlich zu dieser Erklärung seiner Persönlichkeit getrieben worden zu sein. Wir haben gesehen, daß der Zar und andere ihn hierin bestärkten und steigerten, so daß in diesem Punkte der Vorwurf der Heuchelei und Befrügerei ihn nicht treffen kann.

Anderß liegt die Sache, wenn er sich bei seinen sexuellen Praktiken auf seine „Heiligkeit“ beruft. Hier möchte er durchaus jenseits von Gut und Böse stehen, aber es ist wahrscheinlich, daß er sich hier der „Scheinheiligkeit“ seines Gebarens bewußt ist. Dadurch wird seine Mentalität komplizierter, ein starker Zug von Hypokrisie mischt sich ein, wodurch sein Charakterbild nicht gerade an Sympathie gewinnt.

Es bedarf keines Beweises, daß eine dunkle und unberechenbare Gewalt wie Rasputin, mit der man aber rechnen mußte, einer Reihe von Politikern ein Dorn im Auge sein mußte. Wiederholt gelang es, Rasputin vom Hofe zu entfernen, aber er kehrte immer wieder als Sieger zurück. Seine Macht wuchs, anstatt abzunehmen. So reiße in seinen Todfeinden, an deren Spitze der Fürst Jussupoff und der Dumaabgeordnete Purischkjewitsch standen, der Plan heran, den allmächtigen Ratgeber des Zaren mit Gewalt aus dem Wege zu räumen.

Über die näheren Umstände der Ermordung gibt das unlängst in der „Revue de Paris“ veröffentlichte Tagebuch des Purischkjewitsch Auskunft. Rasputin war als Gast zu einem Abendessen bei Jussupoff geladen. Die für ihn bestimmten Speisen und Getränke waren mit einer starken Dosis Zyankali vergiftet. Rasputin aß und trank, ohne daß sich auch nur Spuren von Unwohlsein bei ihm zeigten. Da beschlossen die Verschworenen, Jussupoff solle seinen Gast noch eine weitere Viertelstunde zum Essen und Trinken animieren. Nach Verlauf dieser Viertelstunde erklärte Jussupoff, daß „das Gift offenbar keine Macht über den Wundermönch“ habe. Nunmehr sollte Jussupoff ihn erschießen. Nach dem ersten Schuß, der ihn in die Brust traf, stürzte Rasputin zu Boden und wurde von den Verschworenen für tot gehalten. Rasputin kam aber wieder zu sich und suchte mit schweren Schritten das Freie zu gewinnen. Jetzt gab Purischkjewitsch noch vier Schüsse auf ihn ab, von denen aber erst der dritte und vierte traf. Trotzdem machte Rasputin noch verzweifelte Anstrengungen, sich zu erheben, aber der rasende Purischkjewitsch gab ihm einen heftigen Fußtritt in die Schläfe und schlug dann wie von Sinnen

auf ihn ein, bis Rasputin kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Die Leiche wurde in einen Sack genäht und in die Newa geworfen.

So bleibt Rasputin auch im Tode noch ein Rätsel; denn die seltsame Tatsache, daß er einem so starken Gift wie Zyankali widerstand, eine Tatsache, die das Entsetzen der Verschworenen hervorrief, scheint nicht geleugnet werden zu können. Entscheidend ist hier meines Erachtens, daß sich die Verschworenen, insbesondere Fürst Jussupoff, mit dieser Tatsache abgefunden haben, ohne jemals den Versuch einer anderen Erklärung gemacht zu haben. Auch die Widerstandskraft gegen die Schußverletzungen ist bemerkenswert, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der zähe Organismus Rasputins nicht doch noch alles überstanden hätte, wenn man ihn nicht in die Newa geworfen hätte.

So frappant auch Rasputins Heilerfolge bei der Krankheit des Thronfolgers waren, so liegt doch keine Veranlassung vor, nach einer übernatürlichen Erklärung für dieselben zu suchen, wie es der Zar tat. Es sind aus der Geschichte genügend Fälle bekannt, die beweisen, daß gelegentlich Menschen auftreten, denen eine außerordentliche, sei es nun suggestive oder fluidische, Heilkraft innewohnt. Bei dem augenblicklichen Stande der Wissenschaft erscheint es wichtiger, die Tatsache als solche anzuerkennen und durch weitere Belege zu erhärten, als immer gleich nach Erklärungen zu suchen und Theorien aufzustellen, die nur ad hoc ausgedacht und verfrüht sind. Dies gilt auch von der Betrugshypothese, die dank der unermüdlichen Anstrengungen der metaphysischen Wissenschaft¹ nur noch bei der Unwissenheit ihre Zufluchtsstätte findet.

Es wäre mehr als verwunderlich, wenn auch der Fall Rasputin nicht durch eine Betrugshypothese zu erklären versucht worden wäre. Ich will diese äußerst umständliche und bizarre „Erklärung“ dem Leser nicht vorenthalten. Diese Erklärung stellt es so dar, als ob am Zarenhofe ein ganzes Komplott von „dunkeln Kräften“ bestanden habe, das es darauf angelegt habe, den Thronfolger systematisch zu vergiften, um so die Zarenfamilie in seiner Gewalt zu haben. In diesem Komplott seien die Amme des Thronfolgers, Frau Vyrubova, der Arzt der tibetanischen Medizin,

¹ Ich denke hier im Augenblick an die beiden glänzenden Neuerscheinungen: v. Schrenck-Notzing, „Experimente der Fernbewegung“ und Richet, „Grundriß der Parapsychologie und Parapsychophysik“, beide soeben erschienen bei der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Dr. Badmájeff und Raspútin einträchtig zusammen gewesen. Badmájeff habe zwei Geheimmittel der tibetanischen Medizin besessen, die, in starken Dosen angewandt, imstande seien, bei Bluternaturen unstillbare Blutungen hervorzurufen. Die Amme Vyrubova soll dem Zarewitsch diese Medikamente eingegeben haben. Dann wurde Raspútin, wenn sich die Ärzte als machtlos erwiesen hatten, geholt, und die Blutungen hörten auf, weil die Vyrubova die Verabreichung der Medikamente einstellte. Dies also sei die wahre Ursache der geheimnisvollen Kraft Raspútins gewesen.

Auch die Geheimmittel der tibetanischen Medizin werden genau beschrieben. Das eine dieser Mittel sei ein Pulver aus den ersten Trieben der Hirschhörner. Wenn im Frühling die Hirsche das Geweih wechseln und die alten Hörner abwerfen, so erscheinen an der Stelle der neuen Hörner zunächst kleine Spitzen, Panty genannt. Im fernen Osten wird im Frühling auf die Hirsche gejagt. Die herausgeschnittenen Spitzen verkaufen die Jäger zu hohen Preisen an die Chinesen.

Das zweite Mittel soll die chinesische Ginseng-Wurzel sein. Die russische Quelle, der ich hier folge, berichtet darüber folgendes: Diese Wurzel sei ein stark wirkendes Mittel. Ihr Preis sei um so höher, je mehr ihre äußere Gestalt in rohen Zügen an eine menschliche Figur erinnere, und eine Wurzel, bei der man Kopf, Hände und Füße unterscheiden könne, stehe ganz unglaublich im Preise. Ich kann dazu aus eigener Anschauung bemerken, daß die Ginseng-Wurzel ein Attraktionsstück der Schaufensterauslage einer chinesischen Apotheke ist und die behauptete Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt, die sich am deutlichsten als eine Hand charakterisiert, mehr oder weniger aufweist. Bekannt ist ferner, — und ich stellte es durch Befragen gebildeter Chinesen fest — daß die Chinesen der Wurzel die Fähigkeit zuschreiben, wunderbar kräftigend auf den menschlichen Organismus zu wirken. Sie wird als sexuelles Stimulans benutzt und soll nach dem festen Glauben der Chinesen einem schon dem Tode Verfallenen das Leben wiederzugeben imstande sein. Merkwürdigerweise hat die chemische Untersuchung des aus der Droge gezogenen Alkali keine nennenswerten Wirkungen auf den Organismus feststellen können. Die Wirkung der Droge auf die Chinesen scheint daher rein suggestiv zu sein.

Mit Pulvern aus Ginseng und Panty soll also der Thronfolger immer wieder von neuem vergiftet worden sein, um die lebens-

gefährlichen Blutungen hervorzurufen. Diese Legende trägt den Stempel der Erfindung an der Stirn. Denn von der völlig problematischen Wirkung dieser Pulver abgesehen, hätte der Doktor der tibetanischen Medizin gewiß über viel einfacher zu beschaffende Mittel verfügen können, um eine eingetretene Blutung zu verstärken und unstillbar zu machen, wenn er mit der Amme im Komplott war. Vollends unglaubwürdig wird diese Geschichte dadurch, daß in ihr Raspútin in der Rolle des „Überflüssigen“ erscheint; denn nicht Raspútin, sondern Badmájeff hätte hier die Fäden in seiner Hand und den Ruhm, das Leben des Thronfolgers in seiner Gewalt zu haben, mit Raspútin zu teilen oder gar diesem ganz abzutreten, dazu würde er keine Veranlassung gehabt haben. Fragt man, wie überhaupt dieses Geheimnis herausgekommen sei, so erfährt man, Raspútin selbst habe es in betrunkenem Zustande verraten. Aber der Gewährsmann, dem Raspútin es anvertraut haben soll, wird nicht genannt. Lediglich der Vollständigkeit halber glaubte ich, diese ganze Geschichte nicht unerwähnt lassen zu sollen. Wäre ein wahrer Kern an ihr, so würden Raspútins Feinde, vor allem Jussupoff, diesen Betrug bekanntgemacht haben, statt auch heute noch die „okkulte Organisation“ Raspútins zu verteidigen.

Grigory Raspútin ist ein hochinteressantes psychologisches Problem, aber er ist keine problematische Natur. Denn wenn wir die wichtigsten der angeführten Tatsachen als solche festhalten, so können wir uns der Anerkennung nicht entziehen, daß Raspútin in hohem Maße eine außerhalb der sog. Naturgesetze stehende magische Persönlichkeit war. Was ihn über die Kategorie der gewöhnlichen Gesundheitsbeter und Dorfhexen, aus der er ja hervorgeht, erhebt, ist vor allem die staunenswerte Energie seiner psychophysischen Organisation, die ganz unwillkürlich in seinen bald verschleierten, bald stechenden, stets faszinierenden Blick zentriert. Diese überströmende Energie umhüllt ihn mit jenem undefinierbaren X, jenem fluidischen Dynamismus, der den Erfolg seiner sympathischen Kuren bedingt.

Aber von einem Magier im höheren Sinne, wie er Novalis in seinen Magischen Fragmenten vorschwebt, kann bei Raspútin keine Rede sein. „Wir müssen Magier zu werden suchen, um recht moralisch werden zu können,“ so hat es der Sänger der „Hymnen an die Nacht“ ausgedrückt. Daran dachte Raspútin nicht. Dabei müssen wir beachten, daß Raspútin weniger im-

moralisch als amoralisch sich geberdet. Er steht unter der Dämonie seines Geschlechtstriebes, auf die er reagiert, ohne viel zu reflektieren. Die Hochspannung, die in ihm zur Entladung drängt, schlägt bei ihm vorwiegend in der Richtung des Geschlechtlichen durch. Und es ist durchaus wahrscheinlich, daß auch die für das Gelingen einer sog. magnetischen Kur erforderliche „Sympathie“ zwischen dem Heiler und dem Kranken eine — unbewußte — geschlechtliche Wurzel hat.

Wie das Beispiel Rasputins beweist, kommt alles darauf an, daß eine solche Qualitas occulta in die richtigen Bahnen gelenkt wird. Dies vermag allein der eigene Wille. Rasputin besaß zwar die Kraft des Willens, ihm fehlte nur die Heiligkeit des Willens. Das unterscheidet ihn von den großen Magiern und Heiligen. In diesem Punkte erscheint die Verblendung des Zaren, der ihn als Christus ansprach, unverständlich.

Mit einem solchen „heiligen“ Willen hätte Rasputin für Rußland eine geschichtliche Rolle übernehmen können. Seine Feinde, so erst neuerdings Fürst Jussupoff, behaupten, sie hätten Rasputin umbringen müssen, weil er als bestochener Gegner der Entente Rußland vom Kriege fernhalten und zum Untergang führen wollte. Rasputin dagegen sagte: „Wenn ich sterbe, geht ganz Rußland zu Grunde“ (v. Raupach). Heute werfen ehemalige Politiker des zaristischen Rußland dem Fürsten Jussupoff vor, daß die Mörder Rasputins die Schuld an den russischen Ereignissen tragen. In der Tat war die Ermordung Rasputins das Signal zur Revolution.

Meister Eckehart:

Von rechter Einstellung.

Vollkommene und rechte Einstellung ist eine Kraft, die über alle Kräfte geht, und kein noch so großes Werk kann ohne diese Kraft geschehen oder getan werden. Wie klein und unscheinbar ein Werk sei, in rechter Einstellung ist es besser getan, mag es nun Messe lesen oder hören sein, beten, meditieren oder was du willst. Nimm das geringste Werk, welcher Art es auch sein mag: rechte Einstellung macht es dir edler und besser. Immer wirkt es das Allerbeste in allen Dingen. Sie irrt nie und sie versäumt

auch nichts, mag einer tun, was er will, wenn es nur aus rechter Einstellung kommt. Denn sie übersieht nichts Gutes. Wer bereitet ist, braucht sich um nichts zu sorgen, denn ihm gebricht es an keinem Gut.

Wo der Mensch in rechter Einstellung ausgeht aus seiner Person, da muß der lebendige Gott notwendig in ihn eingehen, denn wo einer für seine Person nichts mehr will, für den muß der ewige Wille wollen wie für sich selber. Wenn ich meine vergänglichen Wünsche in die Hand meines Führers gelegt habe und für meine Person nichts mehr will, da muß der ewige Wille für mich wollen. Und vernachlässigte er mich dabei, so vernachlässigte er sich selber. In allen Dingen also, in denen ich als Person wunschlos bin, da will das Ewige in mir für mich. Was will es da, wo ich wunschlos bin? Wo ich auf meine Wünsche verzichte, da muß es notwendig alles wollen, was es für sich selber will, nicht weniger und nicht mehr und in der gleichen Weise, die es für sich will. Und täte der lebendige Gott das nicht, bei der Wahrheit, die ER ist, so folgte ER nicht seinem Gesetz, noch wäre ER Gott, der ER doch ist durch sich selbst.

In rechter Einstellung soll nicht gefunden werden: „Ich will so oder so“ oder „dies und das“, sondern völliges Aufgeben deiner persönlichen Wünsche. Darum soll es in dem allerbesten Gebet, das der Mensch beten kann, nicht geben: „Gib mir diese Eigenschaft oder jenen Weg“ oder „Herr, gib mir dich selbst oder das ewige Leben“, sondern „Herr, gib nichts, als was du willst, und tue, Herr, was und wie du in allem willst!“ Das übertrifft das erste wie der Himmel die Erde, und wer so betet, der hat recht gebetet. Wenn du alle deine Seelenkräfte in Gott geeint hast durch rechte Einstellung, so darf, wie rechte Liebe zu Gott kein „Ich will es so“ kennt, nicht mehr gehört werden: „Ich will nicht“; denn dadurch wird alle Bereitung aufgehoben. Wie der heilige Augustin sagt: „Den wahren Gott Liebenden gelüftet es nicht, daß man ihm sage oder gebe, was er gern hört und sieht, sondern sein höchstes Glück ist, zu hören, was Gott am meisten gefällt.“

B Ü C H E R S C H A U

Jedes hier besprochene Buch kann vom Verlag dieser Zeitschrift zum Originalpreis bezogen werden.

Der Äther und die Relativitätstheorie. Sechs Vorträge von Dr. L. Grätz, Professor an der Universität München). Stuttgart, 1923. J. Engelhorn's Verlag.

Die Einsteinsche Relativitätstheorie, eine hochaktuelle Frage. Überall, wo irgendwie naturwissenschaftlich interessierte Kreise zusammenkommen, wird leidenschaftlich über diese Theorie debattiert, das Für und Wider erwogen. Meist freilich mit mehr Eifer als Sachkenntnis. Denn die meisten haben ja ihre mehr oder weniger genaue Vorstellung irgendeiner Tageszeitung entnommen, die selber nur ganz ungenügend Aufschluß geben kann. Es sei gleich vorweg bemerkt, daß eine gründliche Einsicht in diese schwierige Materie nur der gewinnen kann, der über Kenntnisse in der höheren Mathematik verfügt. Die andern können sich nur einen ungefähren Einblick in das Wesen der Relativitätstheorie verschaffen. Aber gerade für diesen weiten Kreis der allgemein naturwissenschaftlich Gebildeten bilden die vorliegenden Vorträge von Grätz eine ganz ausgezeichnete Einführung. Grätz erläutert den Äther in der Physik als Vermittler des Lichts und der scheinbaren Fernkräfte, behandelt die Quanten der Energie und die Bewegung der Körper im Äther und entwickelt dann die spezielle Relativitätstheorie, welche besagt: „Das Prinzip der Relativität ist für sämtliche mechanischen, elektrischen, magnetischen und optischen Erscheinungen gültig; alle diese Vorgänge in einem System, dessen materielle Teile alle eine gemeinsame, geradlinige gleichförmige Bewegung haben, sind völlig unabhängig von dieser Bewegung; sie hängen nur ab von der relativen Lagenänderung der materiellen Teile gegeneinander.“ Es werden nun die Folgerungen aus dieser speziellen Relativitätstheorie gezogen, die Trägheit der Energie und die Trägheit der Gravitation; es wird unter anderem gezeigt, wie sich die Unregelmäßigkeiten in der Planetenbahn des Merkurius erst durch die Anwendung der Relativitätstheorie erklären lassen. Ein endgültiges Urteil über den Wert und die allgemeine Gültigkeit der Relativitätstheorie läßt sich heute noch nicht abgeben; in einzelnen Fällen hat sich die Relativitätstheorie glänzend bestätigt, in anderen Fällen bedarf sie noch weiterer Klärung. Mathematische Kenntnisse werden vom Verf. bei seinem Publikum nicht vorausgesetzt; es genügen Kenntnisse der Experimentalphysik, um den Ausführungen des Verf. zu folgen. Daß Grätz diese schwierigen Erörterungen in einer meisterhaft klaren und fesselnden Form vorträgt, ist bei der allseitigen Anerkennung, welche die anderen Veröffentlichungen Grätz' genießen, selbstverständlich. Ist doch z. B. das berühmte Buch von Grätz über die Elektrizität und ihre Anwendung (ebenfalls bei Engelhorn erschienen) in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. Wir wünschen der neuen Publikation des Verfassers einen ähnlichen Erfolg. Dr. J. V.

Wir nehmen heute Veranlassung, einige besonders wertvolle Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Astrologie zu besprechen, die auch die Zweifler, die sich immer noch von dieser Wissenschaft fern halten, veranlassen sollten, sich einen Einblick in dieses hochinteressante Gebiet zu verschaffen.

Wesen und Ethik der Astrologie. Von Fritz Werle. Leipzig, 1924. Im Wolkenwanderer-Verlag. In Originalband Gm. 5.—

Seltene Wandlungen hat im Laufe der Jahrtausende die Astrologie durchlaufen müssen, um jetzt endlich die gebührende Anerkennung zu finden. Im Altertum hochgeehrt und von den Weisesten als „Königliche Kunst“ gepriesen und ausgeübt, sank sie im Mittelalter zur ödesten Wahrsagerei herab; jetzt beginnt sie wieder ihren Aufstieg und wird infolge der Arbeiten hervorragender Wissenschaftler bald rehabilitiert sein. Als äußerst wertvolle Einführung

darf das soeben im Wolkenwanderer-Verlag in Leipzig erschienene Werk von Fritz Werle: „Wesen und Ethik der Astrologie“ gelten, das berufen erscheint, weite Kreise für diese uralte Wissenschaft zu interessieren. Der Autor steht auf hoher Warte und will auch von dieser aus die Astrologie gewertet sehen, nicht als Einzelwirkung der Gestirne, sondern als Auswirkung des gesamten Makrokosmos, dessen Probleme er durch seine Philosophie der Astrologie uns lösbar machen möchte. Der Leser wird ihm infolge der überaus fesselnden Darstellung gern folgen und Gebiete enthüllt sehen, die auch der ärgste Skeptiker in den Bereich seines spekulativen Denkens ziehen muß, wenn er nicht unwissend erscheinen oder bleiben will. — Das wie alle Bücher des Wolkenwanderer-Verlags vorbildlich ausgestattete Buch wird Aufsehen erregen und dazu beitragen, sowohl Gelehrten als gebildeten Laien diese alte königliche Kunst wieder lebendig zu machen.

Sternenmächte und Mensch. Von Dr. med. F. Schwab. Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde. Broschiert Gm. 6.—, gebunden Gm. 9.—

Den Büchern des österreichischen Arztes Dr. med. Feerhow ist es nicht beschieden gewesen, über den Kreis Astrologietreibender hinauszudringen. Um so mehr ist der Zuschnitt des Schwabschen Werkes darauf angelegt, auf den Schreibtisch des Gelehrten und des Gebildeten zu gelangen, der an ein Buch über Astrologie Ansprüche stellt, die keineswegs von jedem der heute in Kurs befindlichen „Lehrbücher“ erfüllt werden. Ein eigentliches Lehrbuch der astrologischen Technik ist Schwabs Buch nicht, vielmehr eine eingehende Studie der zwölf Haupttypen entsprechend den zwölf Tierkreiszeichen, durch starke Planeten modifiziert. Wer — als sehr Belesener — von der psychiatrischen Seite an Kraepelinscher oder neuerdings Kretschmerscher Richtlinien Eingangspforten sucht in das Warum und Wieso menschlich-seelischen Gefüges, wer — als minder Belesener — manche anmaßende Traktate unbefriedigt aus der Hand legt, der wird in Schwabs Werk neue Wege finden, vom Äußeren des Menschen und seiner Physiognomie auf das Innere zu schließen. Wer immer den säuberlichen Weg pedantischer Logik geführt werden möchte, selbst wenn sich die Richtung dem „Okkultismus“ nähert, der wird ein reiches Material von Zeugnissen und Beweisen für die Exaktheit der Astrologie vorfinden, ohne daß an seine Beobachtungsgabe für Leben und Natur irgendwelche unerfüllbaren Ansprüche gestellt würden. Wer eine kleine Kollektion Parallelen zwischen Atomgewichten und Planetenbahnen vorgeführt haben möchte, wer im wissenschaftlichen Schriftstil allein sich mit Astrologie auseinandersetzen vermag, wer an zu viel Zweifeln und an zu wenig Beobachtungsgabe leidet und doch gern überzeugt sein „möchte“, der wird sicherlich aus Schwab gar mancherlei lernen und begreifen können. Und wer schon gar nur für Statistiken zugänglich ist, der wird eine große Reihe ungemein wertvoller Tabellen vorfinden, aus denen auch jeder Astrologe großen Nutzen ziehen kann, der ihm sonst unzugänglich bleibt. Um diese Zusammenstellung von Typen nach Häufigkeits-Statistiken (z. B. Künstler, Mathematiker, Offiziere, Priester, Medien, Hysteriker, Geisteskranke, Selbstmörder usw.) hat sich der Verfasser große Verdienste erworben. Diese Tabellen im Verein mit den zahlreich beigegebenen Photos werden dem Buch weite Verbreitung sichern. Oft hat der Arzt das Wort, indem viele Brücken zur Medizin geschlagen werden. In dem Kapitel „Vorwürfe“ wird erfreulicherweise manches zum Ausdruck gebracht, was eine scharfe Kritik an so vielem Unechten und Wusthaften in der Astrologie übt. Wenn die Astrologie bald neben die Zweige der offiziellen Wissenschaften gestellt werden soll, dann gibt es noch vieles auszuordern. In diesem Sinne können wir Schwabs Werk als ein ebenbürtiges wissenschaftliches Gegenstück zu Schmitz' vornehmem ethisch-philosophischen Werk betrachten. Sehr wertvoll ist die beigegebene Literaturzusammenstellung; der Stil ist angenehm, sachlich, frei von Pathos, in einwandfreiem Deutsch geschrieben, was bei astrologischen Büchern durchaus nicht immer der Fall ist. Möge das Werk die große Verbreitung finden, die es verdient. —

Erklärung und systematische Deutung des Geburtshoroskopes. Von Frank Glahn. Uranus-Verlag, Bad Oldesloe. Preis broschiert Gm. 6.—, gebunden Gm. 8.—.

Lange genug war in Deutschland die Astrologie der letzten Jahrhunderte in den Händen oft wenig geeigneter Laien. Was Wunder, wenn sie auf solch primitiver Stufe anlangte, daß es einem mit moderner wissenschaftlicher Urteilsfähigkeit ausgerüsteten und ehrlich forschenden Gebildeten unserer Tage noch häufig unmöglich bleibt, dem Kartenlegerstil gar mancher astrologischer „Lehrbücher“ zu folgen. Andererseits stachelt dem harmlosen Leser ein theosophisches Drum und Dran entgegen, das mit Leichtigkeit bis auf ein Minimum aus einer astrologischen Wissenschaft zu entfernen wäre.

In diesem Sinne stellen wir in Glahns Werk den würdigsten Büchern der letzten Zeit — Werle und Schwab — ein kostbares drittes zur Seite, das durch seinen Stil wie durch seine methodisch strenge Darlegungsart und Beweisführung mit manchem althergebrachten Unsinn aufräumt und vielerlei Dunkles und scheinbar Zusammenhangloses durch helle kritische Beleuchtung zu erklären und zu ordnen versteht. Vieles bisher Sinnlose erhält Sinn, System und Ordnung, und Verwirrenes wird entwirrt. Was dem tieferschürfenden Astrologen längst zu denken gab — die Beziehungen zwischen Zeichen und Häusern, wird hier kühn und konsequent zu einer Grundlage neuartiger, systematischer Horoskopdeutung ausgebaut. Die vom Altertum überkommene Methode der Antiscien findet praktisch brauchbare Verwertung. Die Spezialisierung der Dekanate, die Polarität der Tag- und Nachtbeziehungen von Zeichen und Planeten erlangt strenge methodische Anwendung. Den verschiedenen Achsen im Horoskop werden bestimmte Charaktere der Bedeutung zuerteilt. Eine Fülle wertvoller Gedanken und neuer kritischer Gesichtspunkte gibt reiches Beobachtungs- und Studienmaterial. Neu ist die progressive Auslegung des Radix und verdient weitgehendste Nachprüfung. — Das Buch ist in jeder Hinsicht eine erfreuliche Tat und zweifellos ein Fortschritt, ein Schritt näher zum Ziele: kosmische Zahlenordnung, ein Scheinwerfer mehr entgegen jenen Kanälen; durch die das Geistige rinnt.

Was wir indessen an dem so wertvollen Lehrbuch vermissen, ist das stolze Aufrecken des Menschen, der noch den Glaubensfunken in sich glimmen fühlt, daß es einen Weg zur Überwindung jener Sterngewaltigen gibt. Doch vielleicht hat der Autor davon absichtlich geschwiegen, in Resignation angesichts der wenigen Sterblichen, die solches zu unternehmen wagen. Zum Troste vertiefe man sich in seine Beschreibung der zwölf Typen, worin der Verfasser übrigens das weitaus Beste gibt, was jemals in dieser Form veröffentlicht wurde. — — —

*

Wer den Wunsch hat, sich über den jeweiligen Stand der astrologischen Forschung auf dem Laufenden zu halten, der sei auf die maßgebenden astrologischen Zeitschriften hingewiesen, die ihn über alles Wissenswerte unterrichten.

Außerdem wird von Herrn Frank Glahn in seinem obengenannten Werke die Bildung einer „Gemeinschaft für astrologische Forschung“ angeregt, die uns nach dem mitgeteilten Programm geeignet erscheint, ernsthafte Resultate zu zeitigen. Mitglieder können nur solche Astrologen werden, die sich zu regelmäßiger Mitarbeit verpflichten. Anmeldungen werden an den Uranus-Verlag in Bad Oldesloe erbeten.

Die in Betracht kommenden Zeitschriften sind: „Astrologische Rundschau“, Zeitschrift für astrologische Forschung, herausgegeben vom Theos. Verlagshaus, Leipzig; „Astrologische Blätter“, im Linser-Verlag, Berlin-Pankow und „Deutsche Astrologen-Zeitung“, Herausgeber A. M. Grimm, Bad Tölz.

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen

über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: Verlag Magische Blätter. Monatschrift
Schriftleitung: Dr. Richard Hummel.

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang

Leipzig, Mai 1924

Heft 5

Die Weisheit des Johannes.

Wir predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Torheit, schrieb Paulus an die Korinther, und nicht anders wird es der Verkündigung gehen, die Bô Yin Râ in seinem neusten Buch: „Die Weisheit des Johannes“¹ einer Welt zu geben hat, die wie je Neues an Gewohntem, Fremdes an Gesichertem, göttliches Wunder an menschlichem Erkenntnisbestand zu messen pflegt. Dem dogmatisch-kirchlich-traditionellen Christentum mit dem schier geheiligten Verzicht auf das irdische Bild des Menschensohns, von dem man kaum weiß, um des Gottessohns willen, an den es zu glauben gilt, ebenso leicht ein Ärgernis, wie jener Theologie, deren Erkenntnisbereich sich mit dem einer Wissenschaft deckt, die kausale, historische und literarische Zusammenhänge feststellen kann und andere Erkenntnismöglichkeiten nicht kennt oder nicht gelten läßt. Jenen dagegen, die hinter dem dogmatischen oder literar-historischen Christusbild in dem luftleeren Raum bloß personifizierter Ideen zu leben sich entschlossen haben — sei es aus skeptischer Müdigkeit oder aus Angst vor sich selbst — eine Torheit, Hirngespinnst, Fabelei!

All den nicht Eingeschworenen aber, den nicht Buchstabengläubigen — seien es die Buchstaben der Schrift oder der Wissenschaft — all denen ferner, die die Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht für die angenehmste Art der Lebensrechnung halten, sondern

¹ Bô Yin Râ: „Die Weisheit des Johannes“. Im Rheinverlag Basel-Zürich-Leipzig 1924.

auch das Unwahrscheinliche stets zu erleben bereit sind, allen Geöffneten und Empfangsbereiten und vor allem denen, welchen Bô Yin Râ seit langem schon Führer und Meister geworden ist, wird dieses Buch neue Quellen beglückender Erkenntnis und lebendigster Gewißheit erschließen.

Das Evangelium nach Johannes, das rätselvollste, dunkelste Evangelium, hat stets, umstritten oder unumstritten, im Vordergrund des kirchlichen, religiösen, dichterischen Interesses gestanden. Von allem Anfang an empfand man seine Besonderheit, so daß es gleichzeitig kirchenfremden und kirchenstützenden Zwecken dienstbar gemacht wurde. Um das Jahr 200 hat es Clemens von Alexandria das „geistige“ Evangelium genannt im Gegensatz zu den drei andern, den „leiblichen“, und Origenes hat ausgesprochen, daß das Evangelium nur von einem verstanden werden könne, der gleich seinem Verfasser selbst an des Herrn Brust gelegen habe. Immer wieder begegnen wir Aufzeichnungen oder Aussprüchen von Menschen ungewöhnlichen Formates, die instinktiv, ohne es begründen zu können, zu dieser Schrift hingezogen werden und ein gleichsam ahnungsmäßiges tieferes Verwandtschaftsverhältnis zu ihr gewonnen haben. So hat es Luther das „einzige zarte rechte Hauptevangelium“ genannt und wollte lieber auf alles andere verzichten, wenn einmal gewählt sein müsse. Und den bekannten Ausspruch Goethes hat Bô Yin Râ selbst gleichsam als Geleitwort seinem Buche vorangestellt.

Seit aber vor etwa hundert Jahren der Generalsuperintendent Bretschneider die Echtheit des Johannesevangeliums, das heißt die Verfasserschaft des Apostels Johannes, mit äußerst gewichtigen Gründen geleugnet hat, ist ein Kampf um dieses Evangelium, um die Aufhellung seiner Entstehung, um Sinn und Zweck der Schrift entstanden, der, obwohl schließlich mit den sublimsten und raffiniertesten Waffen moderner Text- und Literaturkritik von Historikern, Theologen und Philologen geführt, doch keines Rätsels wirkliche und klare Lösung gebracht hat. Das Johannesevangelium ist bis auf den heutigen Tag ein dunkles und rätselhaftes Buch geblieben, und die moderne Theologie schenkt heute den anderen Evangelien weit mehr Aufmerksamkeit in Hinsicht auf daraus zu holende Erkenntnisse über die Persönlichkeit Jesu.

Nun aber zieht ein Berufener vor unser aller Augen den Schleier dieses Geheimnisses weg und gibt uns aus tiefem, gesichertem, brüderlich nahem Wissen auf alle dunkeln Fragen Antworten von

so strahlender Überzeugungskraft, daß in jedem suchenden und Wahrheit wollenden Menschen die unmittelbare Zustimmung des Herzens ein „Ja“ beglückten Staunens stammelt. Welche Fragen auch immer uns zunächst am Herzen lagen, allen ist hier Antwort geworden und mehr als das: Wege sind gewiesen und Ziele gezeigt, denn nicht totes Wissen ist vermittelt, sondern lebendige Erkenntnisse gewonnen, die, wie alles Leben, fruchtbar sind.

Vor uns erhebt hier einmal das brüderlich gezeichnete Bild des Meisters von Nazareth so wie er als einer der Leuchtenden des Urlichts den Erdenweg wandelnd seine Sendung erfüllte. Was uns Bô Yin Râ früher da und dort hinter Andeutungen oder hüllenden Worten ahnen ließ, am ausführlichsten wohl im „Mysterium von Golgatha“, wird hier in voller Klarheit, gleichsam historisch-sachlicher Darstellung mitgeteilt in einer Ruhe der Erzählung, die etwas Atemraubendes hat. Denn wen sollte es nicht erschüttern, nach all den vielen Bildern, die aus frommer Phantasie, aus kirchlichen Glaubensnotwendigkeiten oder sonstigen allzumenschlichen Gründen und Absichten gezeichnet worden sind und naturgemäß nichts anderes geben konnten als die Vorstellung der Zeichnenden selbst, plötzlich von einem wahrhaft Wissenden in solche Nähe des „größten Liebenden“ geführt zu werden, daß man sich erschauernd im Lichtkreis seiner Persönlichkeit fühlt.

Aber damit nicht genug; auch die reine Lehre wird uns gegeben, wie sie einer seiner Verstehendsten von ihm empfangen, einem kleinen Kreis tiefer ihm Verwandter weitergegeben und wie sie schließlich einer dieses Kreises in der Schrift niedergelegt hat, die verdorben und von Späteren überformt als das Evangelium nach Johannes auf uns gekommen ist.

Hier kann für jeden suchenden Menschen die Stunde des Augustin gekommen sein, da ihm dies Buch gereicht wird: nimm und lies!

Und jedem in irgendeinem Sinn wahrhaft gläubigen Menschen wird es eine tiefe und beseligende Bestätigung seines Glaubens, soweit er wurzelecht und nicht in bloßen Meinungen und Dogmen verankert ist.

Denn dieses Licht leuchtet nach allen Seiten, und wie die Sonne aus sich selbst.

Wie wird hier der Wahrheitsgehalt auch der Glaubenssätze und Dogmen erleuchtet, welche Erkenntnis vermittelt über Gottessohnschaft und Dreieinigkeit! In welch tiefem und beglückendem

Sinn wird hier der gläubige Christ seine Gewißheit von der Absolutheit des Christentums bestätigt finden, da es heißt, daß jeder der „durch Selbstverwandlung Wissenden“ stets nur die gleiche Wahrheit künden kann. So erleben wir staunend, wie die Wahrheit, die Bô Yin Râ uns gekündet hat, die nämliche ist, die der Meister von Nazareth der Menschheit brachte, aus demselben lebendigen Weisheitsquell, und wie Schuppen fällt es uns von den Augen, wenn der Wissende des Wissenden Worte deutet.

Und das ist dem Menschen unserer Zeit das Beglückendste, daß er wieder an die eine ewige und unveränderliche Wahrheit glauben lernen kann. Daß es hier einen Weg gibt, der aus dem ganzen Relativismus und Historismus, aus dieser skeptischen Einstellung einer späten und müden Zeit herausführt, einer Zeit, wo, wie vor zweitausend Jahren, die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? schon die Antwort des Fragenden enthält: ein resigniertes Lächeln, ein müdes Achselzucken, wir wissen nicht und haben nie gewußt. Denn was wir, und wir historisch gerichteten Menschen von heute noch mehr als jene erlebt haben, ist, daß, was gestern Wahrheit war, heute schon falsch sein konnte, was heute gilt, morgen ungiltig wird, und das auf allen Gebieten menschlicher Kultur, in den Bereichen der Philosophie, der Ethik, der Religionen, der künstlerischen und sozialen Betätigungen und Lehrsätze nichts Bestand hat als der Wandel selbst.

Hier aber ist ein Licht aufgerichtet, das einen jedem zugänglichen Weg beleuchtet heraus aus diesem Zustand des Relativismus, der sich selbst nichts mehr zutrauen kann, in eine Gewißheit, zu der das eigene innerste Leben freudig ja sagt, zu einer Wahrheit, die nichts Tag- und Zeitbedingtes an sich hat.

Hier erleben wir staunend, wie aus der dunkeln Nacht der Worte des Johannes, darein tausend Theologen, um mit Rilke zu reden, vergeblich getaucht sind, die Helligkeit einer Lehre strahlt, emporgeholt von einem brüderlich Wissenden und väterlich Kündenden, der Lehre, die unserer Zeit wieder von neuem geschenkt worden ist.

O. M.

Das Ziel.

Schlußkapitel eines Lebensromans.

Von Elisabeth von Stein.

„Nun lebe wohl, mein Kind, und sei getrost! Ich bin bei dir, auch wenn mich dein Auge nicht mehr sieht. Nicht für ewig scheiden wir jetzt. Weine nicht, glaube!“ —

Die Sterbende lächelte noch einmal ihrer jungen Tochter zu und schloß die Augen. Das Schluchzen der Trauernden erstarb. — Welch seliger Friede sprach aus den bleichen Zügen! Ja, der Tod mußte süß sein, wie die Mutter so oft ihr in unvergeßlichen Gesprächen eingeprägt. — Tapfer rang sie das bittere Abschiedsweh nieder, um diese hehre Stunde nicht durch ihren Schmerz zu trüben.

„Ich bleibe bei dir! Du wirst es fühlen . . .!“ hatte oft ihre arme Mutter gesagt, wenn sie die Todessehnsüchtige weinend beschwor, sie nicht zu verlassen. „Wir müssen alle einmal lernen, allein zu bleiben, mein Kind,“ beschwichtigte sie, „damit wir den Weg zurückfinden, den Weg ans Herz Gottes.“ — O, sie hatte ihn gefunden, sie schritt unbeirrt ihrem Ziele zu, das fühlte die Zurückbleibende. Der tiefe Friede des toten Antlitzes schien auf sie überzugehen; es ward ruhig in ihrem Herzen. „Sei glücklich, Mutter!“ flüsterte sie zu ihr herab und lächelte nun selbst, wie vorhin die Sterbende. „Gehe ein in deinen Frieden!“ — Lange blickte sie sinnend herab in das bleiche, verklärte Gesicht, stand mit gefalteten Händen am Totenlager der Mutter, deren kampfreiches Leben noch einmal im Geiste vorüberzog. — Dann verließ sie leise das Gemach, das geheiligt war vom Mysterium des Todes.

Vielleicht hatte der scheidenwollende Geist im gleichen Augenblick seine schmerzsvolle Lebensreise noch einmal durchmessen. Sah das einsame, träumerische Kind wieder, in dem er sich zuerst erkannte, dessen gläubiges Herz so inbrunstvoll die Menschen-güte liebte und vergeblich suchte, und die erste Offenbarung Gottes allein im Tempel der Natur, im Heiligtum des Waldes fand. — Sah das junge, schwärmerische Mädchen wieder, ein Geschöpf, aus Sehnsucht und Schwermut geboren, das im unstillbaren Drang seines Herzens von Irrtum zu Irrtum gälte, von Leid zu Leid, getrieben von der unaüsrottbaren Hoffnung auf die große verheißene Liebe von Mensch zu Mensch, jene Liebe, die nimmer aufhört; —

die, ach so selten, einem Weibe zuteil wird. Sah sich ringen mit der tödlichen Erkenntnis, daß des Menschen Teil eine gottgewollte innere Einsamkeit ist, daß keiner jemandes Gefährte sein kann, daß niemand den anderen erlösen kann vom Alleinsein, von seinem Schicksal, das ein jeglicher allein zu Ende leben muß. — Sah sich endlich als schmerzbeladene, sorgenreiche Mutter, die, noch immer heimatlos, ein stilles, entsagendes Herdglück suchte. — Durcheilte noch einmal die harten Jahre innerer Läuterung, ernsten Schaffens, ging noch einmal in mühsalreicher Wanderung den Weg zur letzten Erkenntnis.

Im frühen Kindesalter ward sie schon mit unwiderstehlicher Macht vom schönheitsvollen Reich der Kunst angezogen; trotz Widerstand und Kampf mit den Ihren hattè sie sich im jungfräulichen Alter der Kunst angelobt. Hier mußte ihrem Sehnen Erfüllung werden, hier waren alle Herrlichkeiten des menschlichen Herzens und Geistes zu finden. Alles, was die enttäuschungs-bittere Wirklichkeit versagte, mußte hier zu erlangen sein. — Gewiß; — nur hatte die Unerfahrene nicht bedächt, daß selbst dieses Reich mit Gewalt erobert werden mußte, daß man vorher Drachen und Schlangen, reißende Tiere und dämonische Mächte zu überwinden hatte, bis das gelobte Land erschaut ward. Im Kampfe mit menschlicher Gemeinheit, Niedertracht und Genußgier brachen die Schwingen, die sie einst über jedes Hindernis hinweggetragen: die leuchtenden Fittiche der Begeisterung. Ein zerschmetterter Ikarus, lag die einst Hochgemute eines Tages am Boden. Wohl erhob sie sich, in nie versiegender Hoffnung von neuem den Flug zu wagen. Wieder und wieder ward ihr das gleiche Schicksal. — Die „Welt“ belächelte geringschätzig diese glücklose Künstlerin — der sie zu Anfang zugejubelt, wandte sich anderen zu; die von Erfolg zu Erfolg getragen wurden, fern allen Ikarusflügen, in satter, breiter Bodenständigkeit ihren Platz an der Sonne behauptend. — Da wandte sich die Enttäuschte neuem Ziele zu. Nicht an alle Menschen in überströmender Fülle des Herzens wollte sie sich mehr verschenden. An einen, an einen erwählten Gefährten, an den großen Herrlichen, immer Ersehnten, an den Kameraden im Leben und Sterben. An einen solchen, wie ihn die großen Heldenlieder der Menschheit künden, jene Lieder, die alle tausend Jahre einmal aufklingen, kund werdend durch den Mund eines Gesegneten. Aber der Genius der „großen Liebe“ führte sie nur den schmerzreichen Passionsweg großer Leidenschaft, und sie

fand sich auch hier bald mit gebrochenen Schwingen im Staube, namenlos leidend. — Zitternd erkannte das Herz die furchtbare Leere der Ewigkeit, in die ein jeglicher gebannt ist, gelingt es ihm nicht, über Verlassenheit und Leid hinauszuwachsen, hinaufzuwachsen in den Lichtbereich jener Liebe, die nichts mehr für sich will. —

Gleichzeitig mit dieser Erkenntnis kam die Mutterschaft und mit ihr eine nie endende Schule der Entsagung. Dann endlich war das Herz bereitet für sein großes Ziel, und ein froheres Wandern hub an. Hand in Hand mit dem Kinde, diesem zarten, kleinen, ihr anvertrauten Menschengestalt. Immer mehr festigte sich die Sicherheit des schwererrungenen Glaubens an die unendliche Güte, an jenen Urquell alles Glücks, in den wir einst wieder einströmen, uns auflösend in ewige Schöpferwonne, wenn der Lauf vollbracht ist. — Diesen Glauben, den sie tief in das Erdreich der jungen Seele ihres Kindes eingesenkt hatte, daß er dort herrlich blühen und Frucht tragen möge, hielt sie nun fest und übersahnte damit mehr und mehr ihr einst so mühseliges, tränenreiches Leben. Tränen? Waren denn die Tränen, die sie jetzt vergoß, nicht Huldigungen, Dankgebete, Lobgesänge, entquollen dem innersten Leben des Herzens? War das nicht immer so gewesen? Sie wußte es nicht mehr. — Sie war ja am Ziel. — Vor ihr tat sich der lichte Weg auf, an den ihre Seele geglaubt hatte. Der große, herrliche Gefährte des Herzens schritt ihr entgegen. Jener nie erfüllten Sehnsucht ward nun Erfüllung. — Nicht umsonst hatte sie durch Jammer und Not diese Sehnsucht getragen. Die Güte des Ewigen lohnte ihre Treue. — Der Tod selbst war es, der seine liebende Führerhand allen Sehnsüchtigen bot! Jedes, jedes Menschenherz fand durch ihn zum Glück! Er hielt voll Güte bereit, was menschliches Hoffen erglaubt hatte. — Er trocknete alle Tränen, streifte alles Erdenelend von den Seelen derer, die zu höherem, zu wahren Leben erwachten. — Wuchs da nicht seine erhabene Gestalt auf aus der Traumdämmerung letzter Erdenrast? — Streckte sich nicht ein starker Arm stützend, leitend in Liebe entgegen, ihr, der zagenen Seele? — Gedanke ward Wirklichkeit. Ward hier Wirklichkeit von unerhörter Intensität. — Die Gestalt nahte sich, teilte die Dämmerung, Licht ging vor ihr her — der lichte Weg, der einst erträumte — blendete den noch schlafbefangenen Blick. — Noch einmal wandte sich die erwachende Seele zurück — zum dunkeln Tor, das sie durchschritten hatte. — Das sank in nebliche Däm-

merung, wesenlose Dunkelheit, entglitt mit der Finsternis in grenzenlose Tiefe. — Ward verschlungen von einem Abgrund von Licht. — Licht, immer höher aufstrahlendes, zitterndes, tönendes Licht überall! Unausweichlich, unentrinnbar die Göttergestalt des großen Genius vor ihr. Aus Licht gebildet auch die! — Und von unsäglichlicher Schönheit! Wie Orgelton und Glockengewalt einer Stimme Ruf: „Dein Glaube hat dir geholfen! Gehe ein zu mir!“

Der erbebende Menschegeist fühlte sich durchdrungen von nie gekannter Kraft und Wonne, umschlossen, geführt, getragen, emporgerissen in einen unendlichen Lichtstrom und wußte jetzt: „Nicht der Tod — meiner Tage Genius, mein besseres Ich ist's, zu dem ich zurückfand — meines Wesens Vollendung ist jener ewig gesuchte Gefährte, den Gott mir in unerschöpflicher Güte bestimmte.“ — Erschauernd erkannte er, aufwärts blickend, sein eigenes Antlitz in ungeahnter, leuchtender Gewalt der Verklärung. — Des Doppelgängers Augen flammten Seligkeit, der Mund lächelte Schöpferwonne, und im Feuerkuß, den seine Lippen boten, glühte die Kraft des Himmels und der Erde. — — Aufgetrunken von diesem Kuß ward der zagende Geist des armen Erdenweibes, der sich nun wiedererkannte, wiederfand in der göttlichen Lichtgestalt, durchflutet von unendlicher Kraft und Freude, Welten durchmessend, die dem Schöpfertrieb des Gestaltens immer neues Entzücken verhießen, immer höhere Freude in ihm entzündend. — So strebte der Vollendete dem Ziele zu, der Lichtwohnung Gottes, dem Urquell alles Seins, hinauf in immer lichtere Reiche, — ihn dort zu schauen — und einzugehen in seine Herrlichkeit. — — —

Beständig strömt Unendlichkeit und Ewigkeit im Augenblick und durch den Augenblick als durch ein Licht hindurch und als ins Licht.

Johannes Schlaf.

Meister Eckehart:

Vom kräftigsten Gebet und höchsten Werk.

Das kräftigste und sicherste Gebet, alle Erleuchtung zu erlangen, und das edelste Tun vor allem Tun, die kommen aus einem ganz bereiteten Herzen. Je bereiteter das Herz ist, desto kräftiger, würdiger, nützlicher und vollkommener sind Gebet und Tun. Ein bereitetes Herz vermag alle Dinge.

Was ist ein bereitetes Herz?

Das ist es, das mit nichts beladen und an nichts gefesselt ist, das seinen innersten Grund an nichts Flüchtiges gebunden hat, das nicht die Wünsche seiner Vergänglichkeit in seinem Handeln will, sondern sich ganz und gar dem liebsten Willen Gottes hingeeben hat, und seine Eitelkeit nicht mehr anerkennt. Der Mensch kann auch das geringste Werk nicht vollenden, wenn er nicht aus diesem Innersten Kraft und Vermögen nimmt.

So inbrünstig soll man beten, daß alle Glieder und Kräfte des Menschen, Auge, Ohr, Mund und Herz dazu vereinigt sind. Und man soll nicht aufhören, bis man fühlt, daß man sich dem vereinigen kann, der immer gegenwärtig ist und zu dem man betet, dem lebendigen Gott.

Von ungelassenen Leuten, die voll Eigenwillen sind.

Die Menschen sagen: „Ach ja, lieber Herr, das wollte ich wohl, daß ich mit Gott vereint wäre und daß ich soviel Andacht und Friede in Gott hätte, wie andere Leute. Ich wollte, ich wäre so wie sie und so bereit.“ Oder: „Ich komme nie zu Gott, wenn ich nicht da oder dort bin oder dies und jenes tue. Ich muß in der Fremde sein oder in der Einsamkeit oder in einem Kloster.“

Wahrhaftig, du hinderst dich ganz allein, du und kein anderer! Dein Eigen-Wille allein ist es, weißt du es nicht? Nie kommen Unfriede und Unruhe über dich, es sei denn aus deinem Eigen-Willen, ob es dir nun bewußt wird oder nicht. Was soll dies Meinen, daß der Mensch die einen Dinge fliehen und die andern suchen soll, seien es nun Gegenden oder Menschen, dein Verhalten, deine Anschauung oder dein Tun? Die sind nicht schuld, daß

Leben und Umwelt dich hindern: du selber hinderst dich allein; wenn du unordentlich in deinem Denken und Wollen bist.

Deshalb beginne zuerst bei dir selbst und lasse das, in was du dich verummst hast als Person. Wahrhaftig, wenn du dies nicht vor allem läßt, findest du Hemmung und Unfrieden überall in dir, wohin du fliehst. Die Menschen, die den Frieden außer sich suchen, an Orten oder in Regeln, bei Menschen oder einem besonderen Tun, in der Fremde oder in Armut und Kränkung, die finden ihn nicht, denn das ist alles Täuschung; wie groß es auch scheinen mag. Denn so suchen sie in der verkehrten Richtung. Je weiter sie hingehen, desto weniger finden sie, was sie ersehnen. Sie gehen dahin wie ein Mensch, der den Weg verlor: je weiter er geht, desto mehr geht er irre.

Was soll der Mensch denn tun?

Er soll vor allem sein Vergängliches lassen, dann hat er von allem gelassen. Bei Gott, wenn ein Mensch ein Königreich liebe oder in die einsamste Einsamkeit ginge und behjelte sich, so hat er gar nichts gelassen. Aber läßt ein Mensch seine Person, dann mag er alles behalten, Reichtum und Ehre oder was es sein mag, so hat er doch alles gelassen.

Sf. Hieronymus bemerkt zu dem Worte Petri „Sieh Herr, wir haben alles gelassen“ (und hatte doch nicht mehr gelassen, als sein leeres Netz und sein Boot: „Wer das Kleine willig läßt, der läßt nicht dies allein, der ist frei von allem, was weltliche Menschen erwerben oder begehren mögen. Denn wer seine Person und seine vergänglichen Wünsche innerlich läßt, der hat alle Dinge gelassen, wie wenn sie ganz sein eigen gewesen wären in seiner Hand. Denn was du nicht begehrt, das hast du alles Gott anheimgestellt und gelassen. Darum sagt unser Herr: Selig sind, die da arm im Geiste sind, d. h. an Eigen-Willen. Daran soll keiner zweifeln. Gäbe es einen besseren Weg, unser Herr hätte ihn uns gezeigt, wie er auch sagte: Wer mit nachfolgen will, der lasse zuerst sich selbst. Darin liegt alles beschlossen. Beobachte dein eitles Wollen und Wünschen. Und wo du es findest, da laß es.

Das ist das allerbeste!

Justus von Liebig.

Zur Erinnerung

an das hundertjährige Bestehen des Liebig-Laboratoriums.

Von Dr. Justus Volhard.

Es war im Jahre 1817. Da saß in Darmstadt, in der Untersekundā des dortigen Gymnasium's, ein Bürschchen, dessen Schulleistungen wohl am besten dadurch gekennzeichnet werden, daß er sich ständig mit seinem Nachbar um den letzten Platz in der Klasse stritt. Er war nicht etwa beschränkt, der junge Justus Liebig, das hat er ja später genugsam bewiesen. Auch der Klassennachbar Reuling hat es später in Wien als k. k. Kapellmeister zu einer sehr angesehenen Stellung gebracht. Aber für den Schulunterricht interessierten sich die beiden Jünglinge gar nicht. Während die Mitschüler mit lobenswürtem Eifer Cicero und Homer meisterten, komponierte der eine heimlich unter der Bank, der andere laß chemische Bücher oder berechnete die Experimente, die er nach der Schule anstellen wollte. Die Schulweisheit, deren Beherrschung nun einmal den Maßstab abgibt für die Beurteilung eines Schülers in der Schule, kam daher sowohl bei dem jungen Reuling wie bei unserm Liebig erheblich zu kurz. „Aus dir wird einmal ein großer Taugenichts,“ pflögte der Direktor zum jungen Liebig zu sagen; fragte aber einmal der Klassenlehrer den jungen Justus, was er auf Grund seiner Leistungen eigentlich werden wolle und er antwortete: „Chemiker“, so erhob sich in der Klasse schallendes Gelächter. Denn Chemiker galt damals nicht für einen erstrebenswerten Beruf. In den Augen der damaligen Zeit waren die Chemiker, Schwarzkünstler, Goldköche noch übel belümmet im Volk: entweder Schwindler, die unter der Vor Spiegelung, Gold machen zu können, ihren Auftraggebern das Gold aus der Tasche lockten, oder nicht zurechnungsfähige Narren, die nach dem Stein der Weisen suchten und die niemand ernst nahm. Vater Liebig, der in Darmstadt eine gutgehende Drogenhandlung besaß und es während der Napoleonischen Kontinentalsperre durch „Zuckerschibungen“ zu einigem Wohlstand gebracht hatte, war nicht ganz so kurzsichtig wie die Lehrer und Mitschüler seines Sohnes; er wußte sehr wohl, daß man in einem Drogengeschäft chemische Kenntnisse sehr gut verwerten könne und war daher bereit, diese Neigung zu fördern. Er nahm also den jungen Liebig aus der

Schule und brachte ihn zu einem Apotheker nach Heppenheim an der Bergstraße in der Nähe des Odenwaldes in die Lehre. Die Apotheken waren nämlich damals die einzigen Stätten in Deutschland, wo ein junger Mann sich einige chemische Kenntnisse aneignen konnte. Auf den deutschen Universitäten wurde zwar Chemie gelehrt, aber die Vorträge waren noch so durchtränkt von mittelalterlichen, unklaren Vorstellungen, daß in den Köpfen der Zuhörer nur heillose Verwirrung angerichtet wurde. Eine Stichprobe mag bekunden, daß dies Urteil nicht übertrieben ist. Man höre z. B., wie einer der berühmtesten damaligen Gelehrten den Begriff des Wassers definiert: „Das Wasser, das fürnehmste aller Dinge, von dem alle Productivität ausgeht und in das sie zurückläuft. Von der Schwere, als dem Prinzip der Vererdlichung, kommt ihm die Tropfbarkeit, von dem Lichtwesen, das auch in ihm der Teil wie das ganze ist.“ Ich glaube nicht, daß ein einziger der damaligen Zuhörer diese schwer gelehrten Ausführungen verstanden hat; aber sie wurden nachgeschrieben und auswendig gelernt, trotzdem niemand aus dieser Definition die chemische Zusammensetzung des Wassers, seine physikalischen Eigenschaften und seine Rolle im Haushalt der Natur kennen lernen konnte.

Liebig tritt also als Lehrling in die Apotheke zu Heppenheim ein. Hier lernte er zwar in unglaublich kurzer Zeit mit all den dort gebrauchten Chemikalien umgehen, aber theoretische Kenntnisse konnte er sich daselbst nicht aneignen, sein Meister besaß selbst keine. Wohl hatte der Lehrherr genügend Praxis, um nach Rezepten Pulver zu reiben, Mixturen zu brauen, Pflaster zu schmieren; mehr aber konnte er seinem wißbegierigen Zögling auch nicht beibringen. Somit war die Heppheimer Apotheke für den jungen Liebig nicht das Ziel der Sehnsucht. Der Aufenthalt fand im übrigen ein etwas gewaltsames Ende: Liebig hantierte in seinen Mußestunden mit Knallquecksilber, nicht etwa, um aus Spielerei Knallerbsen herzustellen, sondern um die chemische Natur dieser geheimnisvollen Substanz zu ergründen. Dabei kam es zu einer gewaltigen Explosion; der Dachstuhl der Apotheke flog in die Luft und der hoffnungsvolle Lehrling aus der Apotheke!

Vater Liebig hatte mittlerweile eingesehen, daß für den unbezähmbaren Wissensdurst seines Sohnes noch etwas besonderes geschehen müsse. Die Universitäten Erlangen und Bonn, die Liebig zuerst besuchte, erwiesen sich aus den zuerst erwähnten Gründen als unzulänglich; es wurde also im väterlichen Hause der Gedanke

erwogen, den angehenden Forscher zu seiner weiteren Ausbildung ins Ausland zu schicken.

Zwei Stätten waren es insbesondere, an denen damals, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, die Sonne reiner chemischer Erkenntnis leuchtete. In Paris lehrte an der Akademie der weltberühmte Gay-Lussac, bekannt durch seine klassischen Arbeiten über das Jod und das Zyan, und in Stockholm wirkte Berzelius, der Altmeister der Mineralchemie. Gay-Lussac und Berzelius waren zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Magneten, welche auf die angehenden Jünger der Schwarzen Kunst die größte Anziehungskraft ausübten. Liebig entschied sich für Paris; offenbar war es vom Rhein aus billiger, nach Paris als nach Stockholm zu gelangen. Ein dreijähriges Stipendium, welches einflußreiche Gönner beim Großherzog von Hessen für Liebig auswirkten, setzte ihn in den Stand, als Schüler in das weltberühmte Laboratorium von Gay-Lussac einzutreten. „Jetzt begann für mich,“ so erzählte Liebig später selbst, „die glücklichste Zeit meines Lebens.“ Mit Feuereifer stürzte er sich in die Wissenschaft; zwischen ihm und seinem Lehrer entwickelte sich ein inniges Freundschaftsverhältnis; oft genug kam es vor, daß nach einem besonders schön gelungenen Experiment Lehrer und Schüler gemeinsam um den Laboratoriumstisch herumtanzten. Sobald er seine Ausbildung vollendet hatte, nahm er die eignen Arbeiten wieder auf und kehrte zu dem Studium jener Explosivkörper zurück, die ihm seinerzeit zu der gewaltsamen Beendigung der Lehrzeit verholfen hatten. Liebig's erste Arbeit aus der Pariser Zeit trägt den Titel: „Über die Natur des Knallsilbers“. Die Arbeit fand derartige Anerkennung, daß er die für einen Ausländer sehr seltene und höchst ehrenvolle Aufforderung erhielt, hierüber in der berühmten Akademie der Wissenschaften zu Paris einen Vortrag zu halten. Dieser Vortrag erregte bei den Zuhörern ungeheures Aufsehen, wegen der Kühnheit der Experimente, der meisterhaften Darstellung und nicht zum wenigsten wegen der Jugend des Vortragenden, der mit seinen 21 Jahren seltsam genug von den würdigen Häuptern der gelehrten Körperschaft abstach. Dieser Vortrag sollte für Liebig's ganzes ferneres Leben von ausschlaggebender Bedeutung werden. Nach der Vorlesung mit dem Zusammenpacken seiner Präparate und Gerätschaften beschäftigt, wurde er plötzlich von einem ihm unbekanntem Herrn in deutscher Sprache angesprochen, zu seinem Erfolge beglückwünscht und schließlich zum Mittagessen eingeladen, ohne daß der freundliche

alte Herr es für nötig hielt, seinen Namen zu nennen. Der junge Liebig geriet dadurch in einige Verlegenheit, wußte er doch nicht einmal, wo er das in Aussicht gestellte festliche Mittagbrot einnehmen sollte, zumal sein neuer Gönner im Gedränge spurlos verschwunden war. Auf seine Erkundigungen erfuhr er dann, daß sein Gastgeber der weltberühmte Alexander von Humboldt war, der sich für den jungen, so viel versprechenden Landsmann interessiert hatte. Die Bekanntschaft wurde vermittelt und es entspann sich für die Folgezeit ein von gegenseitiger Verehrung getragenes inniges Freundschaftsverhältnis, das unter anderem seinen Ausdruck darin fand, daß Liebig später sein berühmtes Buch, die Agrikulturchemie, A. v. Humboldt widmete; in dem Vorwort zu diesem Buche ist dieser denkwürdigen ersten Begegnung ausführlich gedacht.

Nach Deutschland zurückgekehrt, setzte A. v. Humboldt die ganze Wucht seiner Persönlichkeit dafür ein, dem jungen aufstrebenden Genie in Deutschland einen entsprechenden Wirkungskreis zu sichern. Am 24. Mai 1824, also genau vor 100 Jahren, erhielt Liebig einen Ruf an die Universität Gießen, wo er sich, vorerst in einer alten Wachtstube, als Professor für Chemie niederließ. Dieser Tag darf als ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte der Chemie bezeichnet werden, denn bald sollten sich die Augen der ganzen Welt staunend auf den jungen Professor in Gießen richten.

Bis zum Jahre 1824 hatten die Franzosen die führende Stellung in der Chemie inne. „La chimie est une science française“, so beginnt der Franzose Adolphe Wurtz seine geschichtlichen Betrachtungen. Und es steckt ein gutes Teil Wahrheit in diesem stolzen Ausspruch. Führt man doch heute noch die moderne wissenschaftliche Chemie auf den Franzosen Lavoisier zurück, den Mann, der die Wage in unsere Wissenschaft einführte, der zuerst die Verbrennungsvorgänge richtig als eine Verbindung der brennbaren Substanz mit dem Sauerstoff der Luft erklärte und damit der Chemie ganz neue Bahnen wies. (Lavoisier „unsterblichen Angedenkens“, wie ihn die Franzosen heute noch zitieren, wurde übrigens trotz seiner unsterblichen Verdienste nicht vor dem Schicksal bewahrt, wegen politischer Mißliebigkeit während der französischen Revolution unter der Guillotine zu enden. Erst nachträglich hat die französische Nation durch eine Prachtausgabe der gesamten Werke von Lavoisier ihr Unrecht an dem berühmten

Manne wieder gut gemacht.) Diese führende Stellung in der chemischen Wissenschaft mußten die Franzosen nun gar bald an Deutschland abgeben, wenige Jahre, nachdem Liebig seine Professur in Gießen angetreten hatte.

Das allererste, was Liebig einführte, sobald er in Gießen heimisch geworden war, war ein Unterrichtslaboratorium, in welchem Studenten praktische Unterweisung erhalten konnten: War doch der vollständige Mangel solcher Institute von ihm selber während seiner Ausbildungszeit am allerschmerzlichsten empfunden worden. Laboratoriumseinrichtungen kosten Geld, namentlich, wenn sie aus nichts neu geschaffen werden müssen. Die Notwendigkeit solcher Ausgaben mußte aber den zuständigen Behörden erst sehr nachdrücklich unter die Nase gerieben werden. Liebig entledigte sich dieser etwas peinlichen Aufgabe außer durch dienstliche immer wiederkehrende Eingaben durch zwei berühmte Kampfschriften: „Der Zustand der Chemie in Preußen“ und „Der Zustand der Chemie in Österreich“. In beiden Schriften wird auf die kläglichen, z. Z. herrschenden Zustände im chemischen Unterricht hingewiesen und eindringlich auf die Vorteile aufmerksam gemacht, welche eine gründliche Ausbildung von Chemikern für Wissenschaft und Technik, kurz für die gesamten Kulturaufgaben mit sich bringt. Es sei unerläßliche Pflicht jedes Staates, diese Bestrebungen mit allen Mitteln zu fördern. — Diese Kampfschriften haben seinerzeit viel Staub aufgewirbelt. Die Aufnahme war in den beiden genannten Staaten recht verschieden: In Österreich brachte man dem Verfasser so viel Verständnis entgegen, daß man ihn als Professor und Organisator des chemischen Unterrichts nach Wien berief¹. In Preußen nahm man dem jugendlichen Heißsporn seine freimütigen Äußerungen gewältig übel. In Hessen war man nicht ganz so kurz-sichtig; es wurden, wenn auch zögernd, immer mehr Mittel bewilligt, und so entstand unter Liebig's Leitung in Gießen das erste deutsche Unterrichtslaboratorium, dem bald aus der ganzen Welt Schüler zuströmten. Viele Hunderte unserer berühmtesten Chemiker, Ärzte, Fabrikanten haben bei Liebig ihre Ausbildung bekommen, und wenn heute das Reagenzglas und die Retorte in jede Volksschule Einzug gehalten haben, so haben wir diesen erfreulichen Zustand Liebig zu verdanken, dem Organisator des chemischen Unterrichts.

Er machte selbst seine Schüler mit den Eigenschaften der chemischen Körper bekannt, damit mußten die Fortgeschrittenen

¹ Liebig lehnte ab.

die prozentuale Zusammensetzung der vorgelegten Körper „quantitativ ermitteln; zum Schluß durften sie an des Meisters eigenen Arbeiten teilnehmen. Ganz ebenso verläuft noch heute der Unterrichtsgang in den chemischen Laboratorien. Zu größerem Ansporn gab es hin und wieder eine Preisverteilung für die besten Leistungen. Liebig berichtet selbst ganz entzückt von dem Erfolg einer solchen Veranstaltung.

Was nun die eigenen Arbeiten Liebig's anlangt, so feiern wir in Liebig zunächst den Altmeister in der organischen Chemie. Um diese Leistung zu verstehen und voll zu würdigen, müssen wir auf diesen Begriff ein wenig näher eingehen.

Wir unterscheiden anorganische und organische Chemie. Anorganisch nennen wir solche Körper, die der unbelebten Natur entstammen, wie Mineralien, Erze, Metalle; als organisch bezeichnen wir solche Körper, welche der belebten Natur, also dem Pflanzen- und Tierreich, ihre Entstehung verdanken, also Zucker, Fett, Spiritus, Eiweiß usw. Nun glaubte man früher, bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, daß alle organischen Körper zu ihrer Entstehung einer besonderen, geheimnisvollen „Lebenskraft“ benötigen, die im Tier- bez. Pflanzenkörper tätig ist; außerhalb des Tier- bez. Pflanzenkörpers, im Schmelztiegel oder im Reagenzglas, hielt man das Entstehen einer organischen Verbindung für unmöglich. Diese altehrwürdige Lehre stürzte in sich zusammen, als es im Jahre 1828, dem jungen, nachmals so berühmt gewordenen Wöhler, dem Freunde Liebig's, gelang, den Harnstoff, den wichtigsten Bestandteil des Harnes, Spaltungsprodukt des im Tierkörper verdauten Eiweißes, außerhalb des Tierkörpers, im Laboratorium aus seinen Elementen künstlich darzustellen. Die geheimnisvolle „Lebenskraft“ hatte Wöhler für seinen Harnstoff nicht benötigt, sie war also zum Aufbau organischer Körper nicht erforderlich und hatte damit ihre geheimnisvolle Macht verloren. Damit aber erwachsen der Chemie mit einem Male ganz neue Aufgaben.

Was mit dem Harnstoff geglückt war, mußte sinngemäß auch mit allen anderen organischen Verbindungen gelingen; sie mußten sich gleichfalls in ihre Elemente zerlegen und aus denselben wieder aufbauen lassen; nur auf diesem Wege konnte man tiefer in das Wesen der unzähligen organischen oder Kohlenstoffverbindungen eindringen. Erleichtert, ja ermöglicht wurde dieses Streben aber erst dadurch, daß es Liebig nach jahrelangen Bemühungen gelang, in der sog. „Elementaranalyse“ ein Verfahren auszuarbeiten,

welches selbst dem mindergeübten Laboranten gestattete, in wenigen Stunden die Zusammensetzung auch unbekannter organischer Körper auf das genaueste zu ermitteln. Die Liebig'sche Methode und der nach ihm benannte „Kaliapparat“ gelten heute noch als zuverlässigste Wegweiser durch das dichte, beinahe unentwirrbare Gestrüpp von unzähligen organischen Verbindungen, die seit Liebig entdeckt, zusammengesetzt, analysiert und beschrieben worden sind. Somit ist die von Liebig zuerst angegebene Elementaranalyse tatsächlich der Grundpfeiler, auf dem das ganze stolze Gebäude der organischen Chemie ruht.

Was Liebig's weitere Entdeckungen betrifft, so müssen wir uns hier bei der erdrückenden Fülle des vorhandenen Materials nur auf das beschränken, was das allerwichtigste ist, Arbeiten, die der ganzen Menschheit zum Segen gereichen und damit den Meister zum Wohltäter aller Völker stempeln.

Liebig studiert also unter anderem die Einwirkung von Chlor auf Alkohol und entdeckt dabei das Chloroform und das Chloralhydrat. Welcher Segen der leidenden Menschheit allein durch diese Entdeckungen erwachsen ist, bedarf kaum näherer Ausführung. Wieviel Schmerzen sind gelindert, wieviel lebenrettende Operationen durch das Chloroform überhaupt erst ermöglicht worden! Wieviel Kranken hat das Chloralhydrat, das berühmte Schlafmittel, erquickende Ruhe und Genesung gebracht!¹

In Fürth waren in den dortigen Spiegelglasfabriken schwere Vergiftungserscheinungen bei den daselbst beschäftigten Arbeitern aufgetreten. Liebig zeigt, daß das zum Belegen der Spiegel verwendete Amalgam, eine Legierung von Zinn und Quecksilber, an den Vergiftungen schuld sei. Er lehrt aber auch zugleich, bessere und vollkommen gesundheitsunschädliche Spiegel herzustellen durch chemische Versilberung; so wird er auch hier wieder zum Wohltäter der Menschheit.

Liebig beschäftigt sich mit den chemischen Umsetzungen beim Backen. Er zeigt, wie durch den Hefezusatz im Teig Gärung erzeugt wird, unter Entwicklung von Kohlensäure. Die entwickelte Kohlensäure bewirkt die Lockerung, das „Gehen“ des Teigs. Aber diese Lockerung des Teigs wird durch Substanzverlust erkauft: ein Teil des Mehls, des Zuckers muß geopfert werden, um die zur Lockerung nötige Kohlensäure zu erzeugen. Bis zu 20% des

¹ Die physiologische Wirkung des Chloroforms wurde 1848 von Simpson, Edinburg, angewandt; die des Chloralhydrats 1869 von Liebreich:

Teigs könnern bei der Verwendung von Hefe zum Backen verloren gehen. Diese Verluste lassen sich vermeiden, wenn man dem Teig nicht Hefe, sondern Backpulver als Lockerungsmittel zusetzt; alle Backpulver sind doppeltkohlensäure Salze, die beim Erhitzen sich unter Kohlensäureentwicklung zersetzen und so den Teig lockern. Hierbei entstehen keinerlei Nährstoffverluste. Gerade die nach Liebig's Angaben hergestellten Backpulver haben bei uns in Deutschland in den letzten Jahren ungeheure Bedeutung erlangt; wir müssen mit Mehl und Zucker sehr haushälterisch umgehen in unserm verarmten Vaterland, und da haben sich die Backpulver für viele Haushaltungen als ein wahrer Segen erwiesen.

Liebig beschert den schwächlichen Säuglingen die Liebigsuppe, den Stärkungsbedürftigen den Fleischextrakt; als Nebenprodukte der Fleischextraktfabrikation gelangen Futter- und Düngfleischmehl in immer wachsenden Mengen auf den Weltmarkt.

Aber alle diese Entdeckungen werden noch weit überstrahlt durch Liebig's klassische Lehren von der Pflanzen- und Tierernährung, die er zuerst in seinem berühmten Buch: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ zusammenfaßte (erschienen 1840 bei Viehweg in Braunschweig). Ganz kurz zusammengefaßt steht darin folgendes:

„Die Pflanze lebt von anorganischem Material; Kohlensäure, Wasser, Ammoniak oder Salpetersäure liefern die Elemente zum Aufbau der pflanzlichen Stoffe; es handelt sich um einen Reduktionsprozeß, also Abgabe von Sauerstoff. Dem pflanzlichen Leben gerade entgegengesetzt ist das tierische. Die Nahrung des Tieres besteht aus den durch die pflanzliche Lebenstätigkeit gebildeten organischen Verbindungen, die im tierischen Organismus wieder zersetzt und unter Mitwirkung des Sauerstoffs zurückverwandelt werden in Kohlensäure, Wasser, Ammoniak, also die Stoffe, die der Pflanze zur Nahrung dienen. Die Pflanze nimmt Kohlensäure auf und gibt Sauerstoff ab; das Tier atmet Sauerstoff ein und gibt Kohlensäure aus; die Chemie des Tierkörpers ist im wesentlichen ein Oxydationsprozeß; also Aufnahme von Sauerstoff.

Unerlässlich für die Ernährung der Pflanzen sind die mineralischen Salze, die beim Verbrennen der Pflanze als Asche zurückbleiben. Die Fruchtbarkeit des Bodens beruht auf seinem Gehalt an diesen mineralischen Pflanzennährstoffen. Was von diesen durch die Ernte dem Boden entzogen wird, muß ihm ersetzt werden, um die Fruchtbarkeit dauernd zu erhalten.

„Aber der Feldbau, wie er von alters her betrieben wird, leistet diesen Ersatz nicht vollständig; die Aschenbestandteile der verkauften pflanzlichen und tierischen Bestandteile bleiben ohne Ersatz. Die gewöhnliche Stallmistwirtschaft ist daher ein Raubbau, der notwendig zur Erschöpfung des Bodens und schließlich zur Verarmung führen muß.

Den Bestandteilen der tierischen Nahrung kommt je nach ihrer Zusammensetzung verschiedene Funktion zu. Die stickstofffreien unterhalten die Atmung und bilden Fett, die stickstoffhaltigen sind in erster Linie zur Neubildung von verbrauchtem Eiweiß erforderlich.“

Das sind in ganz groben Umrissen die Grundzüge der Liebig'schen Lehren, so, wie sie heute noch Geltung haben. Sie fanden zunächst nicht etwa allgemeine Anerkennung, sondern zum Teil leidenschaftlichen Widerspruch; namentlich die von Liebig geforderte Ergänzung der Stallmistdüngung durch Mineralsalze begegnete großem Mißtrauen. Und daran war Liebig zum Teil selber schuld. Er hatte einen „Patentdünger“ zusammengesetzt, der als Zusatz zur Stallmistdüngung verwandt werden sollte. Verschiedene unternehmende Fabrikanten stellten dies Gemisch aus Kali, Kalk, Phosphorsäure her; aber die prophezeite Wirkung blieb aus, worüber Liebig in helle Verzweiflung geriet. Er klagt:

„Obwohl meine Dünger alle notwendigen Pflanzennährstoffe enthielten, so brachten sie nicht die erwartete Wirkung. Was mir einen wahren, dauernden und nie sich mildernden Kummer machte, das war der Umstand, daß ich nicht einzusehen vermochte, woran es lag, daß meine Dünger so langsam wirkten. Überall, in Tausenden von Fällen, sah ich, daß jeder ihrer Bestandteile wirkte, jeder allein; und wenn sie beisammen waren, wie in meinem Dünger, so wirkten sie nicht. Endlich fand ich den Grund.“ — In dem Patentdünger hatte Liebig durch einen Schmelzprozeß die Alkalien, Kali und Natron, unlöslich, also unzugänglich für die Pflanzenwurzeln, gemacht; darin lag der Fehler. Er schreibt daraufhin:

„Ich hatte mich an der Weisheit des Schöpfers versündigt und dafür meine gerechte Strafe erhalten. Ich wollte sein Werk verbessern und in meiner Blindheit glaubte ich, daß in der wunderbaren Kette von Gesetzen, welche das Leben an die Oberfläche der Erde fesseln und immer frisch erhalten, ein Glied vergessen sei, welches ich, der arme, ohnmächtige Wurm, ersetzen müsse. Es war aber dafür gesorgt, freilich in so wunderbarer Weise, daß der Gedanke an die Möglichkeit des Bestehens eines solchen Ge-

setzes der menschlichen Intelligenz bis damals noch nicht zugänglich war, soviel Tatsachen auch dafür sprachen. Allein die Tatsachen, welche die Wahrheit reden, werden stumm oder man hört nicht, was sie sagen, wenn sie der Irrtum überschreit. Die Alkalien, bildete ich mir ein, müsse man unlöslich machen, weil sie der Regen sonst entführe! Ich wußte damals noch nicht, daß sie die Erde festhalte, sowie ihre Lösung damit in Berührung komme, denn das Gesetz, zu welchem mich meine Untersuchungen über die Ackerkrume führten, lautet: An der äußersten Kruste der Erde soll sich unter dem Einfluß der Sonne das organische Leben entwickeln, und so verließ denn der große Baumeister den Trümmern dieser Kruste das Vermögen, alle diejenigen Elemente, welche zur Ernährung der Pflanzen und damit auch der Tiere dienen, anzuziehen und festzuhalten, wie der Magnet Eisenteile anzieht und festhält, so daß kein Teilchen verloren geht.“

Ein großartiges Bekenntnis eines Irrtums! Wie vielen neuen Erfindern und Volksbeglückern könnte er heute als leuchtendes Vorbild dienen in seinem edlen Streben nach lauterster Wahrheit!

Aber die Neider waren noch nicht verstummt. Wieder wurde ihm vorgeworfen, seine Lehren enthielten wenig Neues; vieles, was er lehre, hätten längst andere vor ihm entdeckt. Er wehrte sich dagegen: „Ich habe alle diese Tatsachen nicht erst entdeckt oder erfunden, sie waren alle schon vorhanden, wie die Gegenstände in einem dunkeln Zimmer. Alle Möbel waren darin vorhanden, auch Werkzeuge der Bequemlichkeit und des Vergnügens. Aber diese Gegenstände waren nicht ohne weiteres erkennbar. Tappend fand wohl der eine einen Stuhl, der andere einen Tisch, jener ein Bett; der Zusammenhang blieb verborgen. Ich habe nun das erstmal ein Licht in diesem Raume angesteckt und siehe, nun fand sich jeder zurecht, aber jeder schrie, daß das Licht nichts Wesentliches geändert habe!“

Damit waren die Gegner entwaffnet und Liebig's Lehren begannen ihren Siegeszug durch die Welt. Zahllose Düngerfabriken entstanden, die leichtlösliche Düngesalze lieferten. Damit wurde die Fruchtbarkeit der Felder erhöht, die Ernteerträge wurden gesteigert, und wenn wir in diesen schweren Jahren unsere Ernährung aufrecht erhalten konnten, so haben wir dies in erster Linie einem J. von Liebig zu verdanken, der durch seine unsterblichen Lehren der gesamten landwirtschaftlichen Produktion neue Balmen gewiesen hat.

Es war vorauszusehen, daß Liebig nach solch großartigen Leistungen nicht Zeit seines Lebens in das kleine Gießen gebannt bleiben würde. Der „Weltweise“ verlangte nach einem bedeutenderen Wirkungskreis. König Max von Bayern, der seinen Stolz darin suchte, an der Universität München die berühmtesten Gelehrten Deutschlands um sich zu versammeln, berief Liebig nach München. Liebig nahm an, stellte aber die Bedingung, daß er keinen praktischen Laboratoriumsunterricht mehr zu erteilen brauche. „28 Jahre,“ schreibt er, „habe ich diesen Karren gezogen, und es fehlt mir die Kraft, es weiter zu tun. Wenn ich noch in irgend etwas tätig sein will, so muß ich mich beschränken.“ Diese Freiheit ward ihm bereitwilligst zugestanden; hatte er doch auch mittlerweile Schüler genug ausgebildet, die den praktischen Unterricht in des Meisters Sinne weiter erteilen konnten.

Im Jahre 1852 siedelte Liebig nach München über. Dort hat er noch 21 Jahre zum Segen der ganzen Menschheit gewirkt. Zu Hunderten drängte man sich in seine Vorlesungen, Kaiser und Könige saßen unter den Zuhörern, kein bedeutender Gelehrter, Künstler, Staatsmann, der bei einem Aufenthalt in München nicht Liebig's Bekanntschaft gesucht hätte. So war aus dem schlechten Schüler von 1817 ein unvergleichlicher Lehrer geworden, ein bahnbrechender Forscher, ein Wohltäter der Menschheit.

Der „Stein der Weisen“ war gefunden, freilich in anderer Form, als die alten Adepten ihn sich erdachten. Meister Liebig schreibt darüber¹:

„Der Stein der Weisen, den die Alten im dunkeln, noch unbestimmten Drange suchten, ist in seiner Vollkommenheit nichts anderes gewesen als die Wissenschaft der Chemie. Ist sie nicht der Stein der Weisen, der uns verspricht, die Fruchtbarkeit unserer Felder zu erhöhen und das Gedeihen vieler Millionen Menschen zu sichern, verspricht sie uns nicht, statt sieben Körner deren acht und mehr auf demselben Felde zu erzielen? Ist nicht die Chemie der Stein der Weisen, welcher die Bestandteile des Erdkörpers in nützliche Produkte umformt, welche der Handel in Gold verwandelt; ist sie nicht der Stein der Weisen, der uns die Gesetze des Lebens zu erschließen verspricht, der uns die Mittel liefern muß, die Krankheiten zu heilen und das Leben zu verlängern?“

Eine jede Entdeckung schließt der Forschung immer ausgedehntere und reichere Gebiete auf, und in den Naturgesetzen

¹ Chemische Briefe Nr. 3. 4. Aufl. Verlag C. F. Winter, Heidelberg/Leipzig.

suchen wir immer noch nach der jungfräulichen Erde; dieses Suchen wird kein Ende haben.“

Im Jahre 1870 wurde Liebig schwer krank; zwar genas er wieder; aber ganz hat er sich von dieser Krankheit nicht erholt; Schlaflosigkeit und chronischer Kopfschmerz blieben zurück, die ihn vielfach plagten und namentlich am Arbeiten verhinderten. Das verdarb ihm die Lebensfreude. „Es ist nicht mehr der Mühe wert, zu leben, wenn die Tatkraft geschwunden ist,“ sagte er zu seinen nächsten Freunden. Seinem Tode sah er mit der größten Ruhe und Gelassenheit entgegen. Er sagte: „In der Natur ist alles nach ewigen und unwandelbaren Gesetzen so wohl geordnet; was daher auch immer nach dem Tode mit uns geschehen mag, wir dürfen sicher sein, daß das Beste aus uns wird, was unter den gegebenen Umständen daraus werden kann.“

Am 18. April 1873 starb er; somit hätten wir schon voriges Jahr in Erinnerung an seinen 50jährigen Todestag eine Lebensskizze des großen Mannes aufzeichnen können. Noch geeigneter schien uns jedoch der 24. Mai 1924 für dies Erinnerungsblatt zu sein, der Tag, an welchem Liebig seine Professur in Gießen antrat; denn dieser Tag bedeutet einen Wendepunkt in der Entwicklung der gesamten Naturwissenschaften, wie er bedeutungsvoller kaum gedacht werden kann. —

In dankbarer Erinnerung grüßen wir heute den Stern erster Größe, der im Mai 1824 leuchtend über dem kleinen hessischen Städtchen aufgegangen ist.

Die Antwort.

(Aus: „Die Schale“, Gedichte von Hans Chr. Ade.)

Im Tempel opferte lang
Ein Mann und rief: „Du höchste Zier!
Gib Antwort auf die Frage, die ich bang
Vergeblich überdacht in Wissensgier:
Wie steig ich auf aus diesem dunklen Gang
Des äußern Lebens und hinauf zu mir?“
Aus Tempeldunkelheit die Stimme klang:
„Befreie dich von dir!“

Magisch-quadratische Konstruktion u. Dechiffrierung von Sigillen (graphischen Charakteren) der Planeten, Geister, Dämonen usw.

Von Dr. Ferdinand Maack, Hamburg.

Zwei Gesichtspunkte sind es, die beim Studium der bereits von den Chaldäern und den Gnostikern der ersten christlichen Jahrhunderte in ihrer Amuletologie und Talismanologie zu astro-magischen und theurgischen Zwecken benutzten „Zauberquadrate“ in den Vordergrund gerückt werden müssen:

1. Die Geometrie der magischen Quadrate und 2. die (von mir so genannte) Polarkonstante (pc) in den natürlichen und magischen Quadraten, Rechtecken und anderen magischen Figuren.

Denn die bekannte arithmetische Eigentümlichkeit der magischen Quadrate, die durch die Reihenkonstante (rc) zum auffallendsten Ausdruck kommt, ist nur ein besonderer Fall, ein Partikularaspekt in der umfangreichen Lehre vom magischen Quadrat.

Wir müssen daher zunächst auf die graphische Darstellung der magisch-quadratischen Polarkonstante resp. auf die „Polarlinien“ hinweisen, mit denen die Charakter- und Siegel-Linienzüge eng zusammenhängen.

Wir gehen also nicht von den fertigen Siegeln aus, sondern wollen deren Entstehung auf induktivem Wege beweisen.

1. Magisch-quadratische Geometrie.

Arithmetik und Geometrie der magischen Quadrate gehören eng zusammen. Während die richtige arithmetische Anordnung der Zahlen die innere Voraussetzung für ein magisches Quadrat bildet, liefert die geometrische Linienführung ein äußeres anschauliches Bild von der Struktur des Quadrats.

Es ist keineswegs allein die aequilibrierte, von einer Reihenkonstante $(w^3 + w) : 2$, abhängige arithmetische Lage der Zahlen

im Raum, die bei den magischen Quadraten das Interesse erweckte und fesselte (wegen ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit, verschiedenen Herstellungsart, der dabei stattfindenden Handhabung von Schachfiguren und -zügen, auftretenden arithmetischen Reihen verschiedener Ordnung, mannigfachen Konstanten und wegen ihrer spekulativen Verwendbarkeit bei periodischen und polaren Erscheinungen aller Art) — sondern nicht minder auch die geometrische Struktur und Figuration, welche entsteht, wenn man die magisch situierten und gruppierten Zahlen entweder total oder partiell unter einander durch Linien und Flächen (bei magischen Kuben) verbindet. Es kommen auf diese Weise geometrische Gebilde zustande, die teils durch ihre ästhetische Gesamtwirkung, teils durch ihre bizarren und grotesken Formen die Aufmerksamkeit des Mathematikers sowie des Geheimwissenschaftlers herausfordern.

Zu den kuriosesten Figuren gehören die sog. „Charaktere“ oder Sigille, welche die Magier und Theurgen bei der Zitation und Beschwörung von Geistern, Engeln und Dämonen benutzten.

Durch Tritheim („Steganographie“) und Agrippa („Philosophia occulta“) wurden einerseits die reinen (theoretischen) Mathematiker (französische und deutsche), andererseits die praktischen Okkultisten zur Beschäftigung mit den magischen Quadraten angeregt. Während erstere die magisch-quadratische Arithmetik zu hoher Blüte brachten (wenn auch keineswegs zur reifen Frucht), so wußten letztere bald nicht mehr, was ihre Zeichen und Figuren bedeuteten, daß sie nämlich Gebilde der magisch-quadratischen Geometrie unter den Händen hatten. Das beweisen die wüsten Sigille, mit denen die mittelalterlichen „Zauberbücher“ angefüllt sind, die teilweise schon vor der systematischen Bearbeitung seitens Tritheims und namentlich Agrippas existierten und handschriftlich kursierten. (Fausts Höllenzwang; Der schwarze Rabe; Clavicula Salomonis; Arbatel: Von der Magie der Alten; Semiphoras und Schemhamphoras Salomonis Régis; Honorius: Grimonium; Petrus von Abano: Heptameron; Herpentil: Begriff der übernatürlichen schwarzen Magie; Pneumatologia occulta et vera und viele andere).

Während Agrippa im 22. Kapitel des II. Buches seiner okkulten Philosophie bei jedem Planeten-Charakter deutlich auf die zugehörigen magischen Quadrate hinweist: „Ihren Zahlen ward auch das Siegel oder der Charakter des Saturn entnommen“... (Ausgabe: Scheible, Stuttgart 1855, II. pag. 116)... „Auch wird aus ihr (der Jupitertafel = M. Q.) der Charakter des Jupiter und

seiner Geister gezogen“... usw.... „Auf welche Weise (!) aber die Siegel und Charaktere der Gestirne und ihrer Geister aus diesen (magisch-quadratischen) Tafeln entnommen werden, wird ein verständiger und nachdenkender Leser, sobald er die Zusammensetzung der Tafeln begriffen hat, leicht entdecken“ (pag. 122)... während so Agrippa selbst bei der Konstruktion und Herleitung der Sigille aus den M. Q. en noch ganz mathematisch-exakt verfuhr, kritzelten seine Abschreiber und Nachkömmlinge toll darauf los. Dadurch wurden die Siegel in ihren Formen nicht nur korrumpiert, sondern ihr Ursprung verwischt und fast unkenntlich gemacht. Daher ist es merkwürdig, daß unter den vielen gelehrten Okkultisten der letzten Jahrhunderte niemand Bedürfnis und Interesse gehabt hat, die exakte Form der Sigille einmal mathematisch zu rekonstruieren — fast könnte man sagen: überhaupt zu konstruieren; denn unter den vielen Agrippaausgaben sind eigentlich nur die Abbildungen der Folioausgabe von 1533 brauchbar.

2. Die Polarkonstante.

Unter der „Polarkonstanten“ (pc) verstehe ich eine Zahl, deren zwei Faktoren an den Enden oder Polen von geraden Linien innerhalb des M. Q. s liegen.

Die beiden arithmetischen Faktoren können entweder addiert werden („positive“ oder $+pc$) oder voneinander subtrahiert werden („negative“ oder $-pc$). Die Zahl der $+pc$ oder $-pc$ steht in einem bestimmten Verhältnis zur Anzahl (N) der Felder des betreffenden Quadrats ($N = w^2$) oder Rechteckes ($N = w \cdot W$). Die meistens vorkommende $+pc$ ist $= N + 1 = w^2 + 1$. Also z. B. im M. Q. $w = 3$ gleich $9 + 1 = 8 + 2 =$ usw. $= 10$. Die (nur in geradfelderigen Quadraten resp. Rechtecken mögliche) $-pc$ beträgt $N : 2$.

Die gerade Linie der pc , die „Polarlinie“, kann eine verschiedene Lage haben. Entweder diagonal (d) oder vertikal resp. horizontal (vh). Geht sie durch den Mittelpunkt des Quadrats, dann heißt sie „zentrisch“ (zpc); liegen ihre Endzahlen gleich weit vom Mittelpunkt ab, dann ist sie zentrisch-„symmetrisch“ ($zspc$), im andern Falle „asymmetrisch“ ($zasp$). Liegt sie den Diagonalen resp. Mittellinien parallel, dann haben wir „parallele“ oder „azentrische“ Polarkonstanten ($azpc$); ebenfalls wieder symmetrische oder asymmetrische ($azspc$ oder $azasp$).

Der allgemeine Begriff der Polarkonstante beherrscht die Lehre vom magischen Quadrat! Das heißt: vom M.Q. als isoliertes Individuum, nicht vom Zahlennetz aus gesehen. Obwohl die pc resp. ihre Linien auch im Netz konstruiert werden können (Polarlinienapete), bezieht sie sich zunächst auf das abgegrenzte M.Q. Ein M.Q. unterscheidet sich dadurch von einem N.Q., daß in ihm die Polarkonstanten eine andere Lage haben. Ist im besonderen Falle die pc -Lage eine derartige, daß rc entsteht, so haben wir es mit einem Gebilde zu tun, das man gewöhnlich „magisches Quadrat“ nennt. Für wissenschaftliches Studium ist dieser vollkommene „Grenzfall“ aber durchaus nicht immer erforderlich.

Wir erhalten also im ganzen 8 Fälle von pc (resp. unter Berücksichtigung von $+pc$ und $-pc$ 16 Fälle), die wir noch einmal übersichtlich zusammenstellen und durch einige Beispiele illustrieren wollen.

Übersicht der Polarkonstanten (pc):

- | | |
|-------------------------------|------------------------------------|
| I. Diagonale (dpc) | II. Vertico-horizontale ($vhpc$) |
| A. Zentrische ($dzpc$) | A. Zentrische ($vhzpc$) |
| 1. Symmetrische ($dzspc$) | 1. Symmetrische ($vhzspc$) |
| 2. Asymmetrische ($dzaspc$) | 2. Asymmetrische ($vhzasp$) |
| B. Azentrische ($dazpc$) | B. Azentrische ($vhaspc$) |
| 1. Symmetrische ($dazspc$) | 1. Symmetrische ($vhaszpc$) |
| 2. Asymmetrische ($dazasp$) | 2. Asymmetrische ($vhaszasp$) |

Den 8 Fällen entsprechen folgende Figuren:

1. Diagonal, zentrisch, symmetrisch (vgl. Fig. 1, 2, 3, 6, 7, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16).
2. Diagonal, zentrisch, asymmetrisch (vgl. Fig. 4).
3. Diagonal, azentrisch, symmetrisch (vgl. Fig. 4).
4. Diagonal, azentrisch, asymmetrisch (vgl. unten).
5. Vertikal-horizont, zentrisch, symmetrisch (vgl. Fig. 1, 2, 7, 8, 9).
6. Vertikal-horizont, zentrisch, asymmetrisch (vgl. unten).
7. Vertikal-horizont, azentrisch, symmetrisch (vgl. Fig. 5, 8, 11, 16).
8. Vertikal-horizont, azentrisch, asymmetrisch (vgl. unten).

Erklärung der Figuren.

- Fig. 1: N.Q.; $w=3$; $N=9$; $+pc=10=N+1$; dzs (1-9, 3-7); $vhzs$ (2-8, 4-6).
- Fig. 2: M.Q.; $w=3$; $N=9$; $rc=15$; $+pc=10=N+1$; dzs (2-8, 4-6); $vhzs$ (1-9, 3-7).

$$rc = pc \times \frac{w}{2}$$

- Fig. 3: N.Q.; $w=4$; $N=16$; $+pc=17=N+1$; dzs (1-16, 2-15, 3-14, 4-13, 5-12, 6-11 usw.).
- Fig. 4: M.Q.; $w=4$; $N=16$; $rc=34$; $+pc=17=N+1$; $dzas$ (1-16, 2-15, 3-14, 4-13, 5-12, 6-11); $dazs$ (3-14, 4-13, 7-10, 8-9).
- Fig. 5: M.Q.; $w=4$; $N=16$; $rc=34$; $+pc=17=N+1$; $vazs$ (1-16, 2-15, 3-14, 4-13 usw.).
- Fig. 6: M.Q.; $w=4$; $N=16$; $rc=34$; $+pc=17=N+1$; dzs (1-16, 2-15 usw.).
- Fig. 7: M.Q.; $w=5$; $N=25$; $rc=65$; $+pc=26=N+1$; $vhzs$ (1-25, 5-21, 7-19, 9-17); dzs (2-24, 3-23, 4-22, 6-20, 8-18, 10-16, 11-15, 12-14).
- Fig. 8: M. Rechteck; $w=5$; $W=6$; $N=30$.
 Hor.: $91 + 99 + 83 + 107 + 85 = 465$.
 Vert.: $68 + 89 + 68 + 83 + 74 + 83 = 465$. Geschlossener Rösselsprung (30-1); $-pc=15=N:2$. $hazs$ (1-16, 2-17, 4-19, 5-20, 6-21, 8-23, 10-25, 11-26, 12-27, 13-28, 14-29, 15-30). hzs (3-18, 7-22, 9-24).
- Fig. 9: M.R.; $w=5$; $W=7$; $N=35$.
 Hor.: $132 + 141 + 126 + 111 + 120 = 630$.
 Vert.: $105 + 114 + 103 + 90 + 77 + 66 + 75 = 630$.
 Offener Rösselsprung (35-1); $+pc=36=N+1$.
 $vhzs$ (1-35, 3-33, 5-31, 6-30, 12-24); dzs (2-34, 4-32, 7-29, 8-28, 9-27; 10-26, 11-25, 13-23, 14-22, 15-21, 16-20, 17-19).
- Fig. 10: N.Q.; $w=6$; $N=36$; $+pc=37=N+1$. dzs (1-36, 2-35, 3-34 usw.).
- Fig. 11: M.Q.; $w=6$; $N=36$; $rc=114$; $+pc=37=N+1$.
 dzs (1-36, 6-31, 8-29, 11-26, 15-22, 16-21);
 $vhasz$ (2-35, 3-34, 4-33, 5-32, 7-30, 9-28, 10-27, 12-25, 13-24, 14-23, 17-20, 18-19).
- Fig. 12: N.Q.; $w=6$; $N=36$; $-pc=18=N:2$. dzs (1-19, 2-20, 3-21 usw.).
- Fig. 13: M.Q.; $w=6$; $N=36$.
 Hor.: $89 + 97 + 111 + 111 + 133 + 125 = 666$.
 Vert.: $71 + 107 + 101 + 137 + 107 + 143 = 666$.
 Geschlossener Rösselsprung (36-1); $-pc=18=N:2$.
 dzs (1-19, 2-20, 3-21 usw.).
- Fig. 14: M.Q.; $w=8$; $N=64$; $rc=260$; $+pc=65=N+1$.
 dzs (1-64, 2-63, 3-62 usw.).

Fig. 15: M.Q.; $w=8$; $N=64$; $rc=260$.
 Diag.: $216 + 304 = 520 = 2 \cdot 260$.
 Geschlossener Rösselsprung (64-1); $-pc = 32 = N : 2$.
dzs (1-33, 2-34, 3-35 usw.).

Fig. 16: M.-M.Q. (gerändertes M.-Q.); $w=8$; $N=64$; $rc=260$
 resp. 111; resp. 34; $+pa = 65 = N + 1$.
dzs (1-64, 8-57), (15-50, 20-45), (25-40 usw.).
vhazs (2-63, 3-62 usw.), (16-49, 17-48 usw.).

Es fehlen jetzt noch die 3 Fälle *dazas* und *vhzas* und *vhazas*.

Um diese zu veranschaulichen, gehen wir von Fig. 17 aus, d. h. von dem „unendlichen“ M.Q. von $w=5$, indem wir die Zentralzahl 13 gemäß Fig. 18 um ein oder zwei Felder verschieben. Mit anderen Worten: In Fig. 19 liegt 13 in der Mitte; in Fig. 20 20, in Fig. 21 22, in Fig. 22 9, in Fig. 23 5, in Fig. 24 11.

Man erhält dann den Fall *dazas* durch Läuferzugverschiebung bei Fig. 22 und 23; den Fall *vhzas* durch Turmzugverschiebung bei Fig. 20 und 21; den Fall *vhazas* durch Springerzugverschiebung bei Fig. 24.

3. Die magischen Kreise und Kurven.

Außer den geraden gibt es auch gebogene Linien (Kreise, Kuryén), die zur Polarkonstante in Beziehung stehen (z. B. Fig. 25—29).

Schlägt man mit dem Zirkel vom Mittelpunkt des Quadrats aus Kreise, die durch die Mittelpunkte der übrigen Felder gehen, so bilden diese „magischen Kreise“ den geometrischen Ort für die Polarkonstante. Der Durchmesser der Kreise ist $=zspc$.

Der Radius dieser „Polarkreise“ entspricht bei ungeradwurzelligen Quadraten dem Radius einer Schachfigur.

Die Wirkungsfelder einer Schachfigur liegen beim Brett-schach auf Kreisen (Schachkreise), beim Raumschach auf Kugeln (Schach-kugeln).

Die Kreise und Kurven können auch exzentrisch liegen; und zwar entweder zwischen den Diagonalen (Fig. 27, 28, 29, 30) oder zwischen den Mittellinien (Fig. 31). Zählt man dann alle Zahlen, die auf vis-à-vis-Kurven liegen, zusammen, so erhält man ein Vielfaches von pc .

Also angenommen, Fig. 27, bei der auf jedem kleinen Kreis 4 Zahlen liegen (weil er durch 4 Feld-Mittelpunkte geht), wäre ein N.Q.

1	2	3
4	5	6
7	8	9

Fig. 1

1	2	3	4
5	6	7	8
9	10	11	12
13	14	15	16

Fig. 3

1	14	4	15
8	11	5	10
13	2	16	3
12	7	9	6

Fig. 4

4	9	2
3	5	7
8	1	6

Fig. 2

2	23	28	13	8	17
29	12	1	16	27	14
22	3	24	9	18	7
11	30	5	20	15	26
4	21	10	25	6	19

Fig. 8

23	34	9	30	21	4	11
8	17	22	35	10	29	20
33	24	31	18	5	12	3
16	7	26	1	14	19	28
25	32	15	6	27	2	13

Fig. 9

1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30
31	32	33	34	35	36

Fig. 10

6	32	3	34	35	1
7	11	27	28	8	30
24	14	16	15	23	19
13	20	22	21	17	18
25	29	10	9	26	12
36	5	33	4	2	31

Fig. 11

12	13	7	2
8	1	11	14
9	16	6	3
5	4	10	15

Fig. 5

11	24	7	20	3
4	12	25	8	16
17	5	13	21	9
10	18	1	14	22
23	6	19	2	15

Fig. 7

4	14	15	1
9	7	6	12
5	11	10	8
16	2	3	13

Fig. 6

1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18
36	35	34	33	32	31
30	29	28	27	26	25
24	23	22	21	20	19

Fig. 12

8	17	4	31	10	19
3	30	9	18	5	32
16	7	24	33	20	11
29	2	15	6	25	34
14	23	36	27	12	21
1	28	13	22	35	26

Fig. 13

21	3	10	12	19
15	17	24	1	8
4	6	13	20	22
18	25	2	9	11
7	14	16	23	5

Fig. 17

1	62	63	4	5	58	59	8
56	15	49	48	44	19	20	9
55	47	25	36	32	37	18	10
11	22	39	30	34	27	43	54
53	42	38	31	35	26	23	12
13	24	28	33	29	40	41	52
14	45	16	17	21	46	50	51
57	3	2	61	60	7	6	64

Fig. 16

•				
•	•			
•	•	•		

Fig. 18

8	58	62	4	5	59	63	1
9	15	51	53	52	54	10	16
48	18	22	44	45	19	23	41
25	39	35	29	28	38	34	32
33	31	27	37	36	30	26	40
24	42	46	20	21	43	47	17
49	55	11	13	12	14	50	56
64	2	6	60	61	3	7	57

Fig. 14

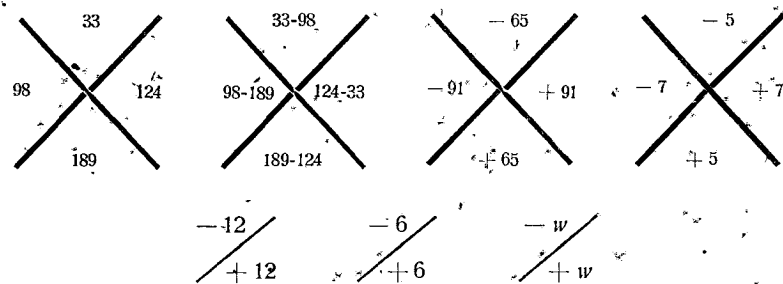
31	38	23	48	33	10	27	50
22	47	32	37	28	49	34	11
39	30	45	24	9	36	51	26
46	21	40	29	52	25	12	35
3	44	57	20	61	8	53	14
58	19	4	41	56	13	62	7
43	2	17	60	5	64	15	54
18	59	42	1	16	55	6	63

Fig. 15

von $w=6$, dann hätte der obere Kreis den Wert: $3 + 4 + 9 + 10 = 26$; der untere Kreis $27 + 28 + 33 + 34 = 122$; $26 + 122 = 148 = 4 \cdot pc = 4 \cdot 37$. Der linke Kreis ist $= 13 + 14 + 19 + 20 = 66$; der rechte $= 17 + 18 + 23 + 24 = 82$; $66 + 82 = 148 = 4 \cdot pc = 4 \cdot 37$.

Zählt man alle (d. h. $4 \cdot 6$) interdiagonalen Felder zusammen, dann erhält man: $33 + 189 = 98 + 124 = 222 = 6 \cdot pc = 6 \cdot 37$.

Man kann nun das Quadrat noch weiter zurück „polarisieren“, indem man vom Wert jedes Quadranten den vorhergehenden abzieht. Dividiert man dann alle 4 Werte durch 13, so erhält man schließlich die einfachen Pole ± 5 und ± 7 , die noch auf $\pm w$ reduziert werden können. Also:



Wer Zeit und Lust hat, polarisiere in der angegebenen Weise einmal die Quadrate von $w=0$ bis 10, und er wird zu überraschend gesetzmäßigen Reihenresultaten kommen.

Es muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß auf den Kurven nur diejenigen Zahlen liegen, durch deren Feldmittelpunkte die Kurven gehen.

Wäre z. B. Fig. 28 ein N.Q. von $w=7$, dann würden auf der rechtsseitigen Kurve nur die drei Zahlen $14 + 26 + 42$ liegen. In Fig. 29, $w=8$, würde die flache rechtsseitige Kurve nur die zwei Zahlen 16 und 56 miteinander verbinden.

Dies ist bei der Dechiffrierung der Sigille sehr zu beachten, wenn durch eine auffällige Kurve oft nur noch eine an der polarisierenden Summe fehlende Zahl von weither herangeholt werden soll. So holt z. B. die rechtsseitige sichelförmige Kurve im Venus Charakter die noch fehlende Zahl 29 heran. (Agrippa, a. a. O., II., S. 136. — Vgl. auch das Liebesamulett der Katharina von Medici bei Laars, Talismane, S. 168.)

4. Physik der Polarlinien.

(Chladnische Klangfiguren)

Wir wenden uns jetzt von der Mathematik (Arithmetik und Geometrie) der Polarlinien zu ihrer Physik.

Die Konfiguration der geraden und gebogenen Polarlinien erinnert lebhaft an die Chladnischen Klangfiguren, ja ist m. E. mit ihnen geradezu identisch. Hierdurch kommt nun das neue Moment der „Schwingung“ in unsere Betrachtung hinein. Wir können magische Quadrate und Figuren hören; und zwar in den verschiedensten Tönen!

Bestreut man eine im Zentrum fixierte quadratische Glasplatte gleichmäßig mit Sand und streicht sie am Rande mit dem Violinbogen, während man bestimmte Punkte mit den Fingern berührt, so setzt sich der Sand in Bewegung und ordnet sich zu charakteristischen Figuren, die den uns bereits bekannten Polarfiguren entsprechen. In den Figuren 30–34 sind die Punkte, wo der Violinbogen anzusetzen ist, mit ν ; wo die Platte mit den Fingern festzuhalten ist mit α bezeichnet. Wo die Platte sandfrei geworden ist, sind Schwingungen vorhanden. Die Sandlinien markieren die ruhenden Knotenlinien.

In der Praxis, beim Experiment, bilden die polaren Knotenlinien keine mathematisch scharfen Linien, sondern strichförmige Sandanhäufungen (Fig. 35).

Nimmt man statt des Violinbogens einen Magneten und statt des Sandes Eisenfeilspäne, dann erhält man die bekannten magnetischen Kräftefflinien, deren Kurven ebenfalls vom pc -Standpunkt aus betrachtet werden können.

Auch der kosmische Staub ordnet sich durch Weltallschwingungen zu Knotenlinien, an deren Knotenpunkten Planeten entstehen.

Es ist hier nicht der Ort, auf diese und viele andere Analogien näher einzugehen.

5. Biologie der Polarlinien.

(Vermehrung durch Verschiebung)

Man kann Fig. 19 ($w=5$) als eine Zelle ansehen von radial-zonaler Struktur. Fig. 19 zeigt die Radien; Fig. 26 (ebenfalls $w=5$) die Zonen. Mit dieser Zelle ist in Fig. 20 eine „Veränderung“ vor-

gegangen: es ist (rechts) ein zweites Kern-Zentrum aufgetreten! Das zweite Zentrum ist in Fig. 21 noch mehr „gewachsen“, während das erste Zentrum (links) „atrophiert“. In Fig. 22, 23, 24 sind sogar plötzlich vier Gebilde aufgetreten!

Was ist hier geschehen?

Hat sich der eine Zellkern „innerhalb“ Fig. 19 etwa „geteilt“? Oder hat er eine „Knospe“ (Sprosse) bekommen? Auf welche Weise sind die neuen „Kernbildungen“ zustande gekommen?

Nun, wir sind hier einer ganz neuen Lösung des Problems der „Vermehrung“ auf die Spur gekommen. Wir haben eine neue Art der Vermehrung durch Verschiebung (Veränderung der räumlichen Lage) entdeckt. (Im Zeitalter allgemeiner „Schiebung“ jedenfalls eine ganz zeitgemäße Entdeckung!)

Die Fig. 19–24 sind aus dem „unendlichen“ M. Q. Fig. 17 hervorgegangen.

Man nehme daher ein kariertes Blatt Papier zur Hand, schreibe in die Mitte Fig. 17 und achtmal darum herum ebenfalls Fig. 17. Nun mache man sich aus einem Stück Karton einen Rahmen, der die Lichtung von Fig. 17 hat. Wenn man den Rahmen oder das Fenster so auf das Zahlennetz (neunmal Fig. 17) legt, daß die Zahl 13 im Zentrum ist, dann erblickt man im Rahmen die Zahlen von Fig. 19. Alle pc liegen zentrisch-symmetrisch; z. B. $21+5=26$ usw.

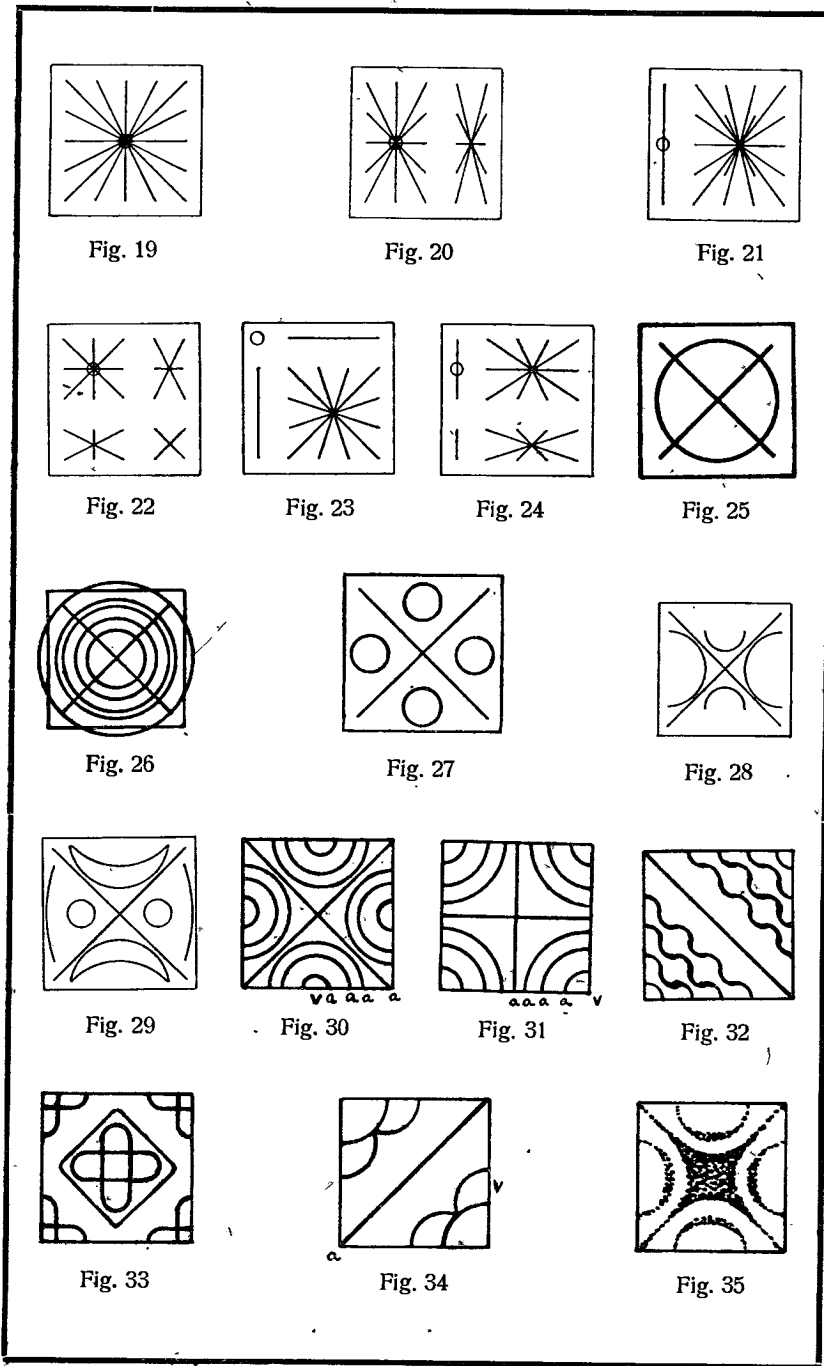
Verschiebt man nun die Zentralzahl 13 um ein Feld horizontal nach links (Turmzug, Fig. 18) oder, was dasselbe ist, den Fensterahmen nach rechts, so daß die Zahl 20 ins Zentrum tritt, dann erhalten die Polarlinien die Lage von Fig. 20.

Zwei Turmzüge nach links ergibt Fig. 21; ein Läuferzug nach links oben: Fig. 22; zwei Läuferzüge: Fig. 23; ein Springerzug: Fig. 24.

Damit sind die Möglichkeiten im Fundamentalbereich $W=5$ erschöpft.

Die neuen pc -Zentren sind also nicht „aus“ den alten „automatisch“ durch „Entwicklung“ entstanden, sondern unmittelbar aus dem Zahlennetz „allomatisch“ durch „Schöpfung“ zutage getreten.

Die neuen Zentren bezeichne ich als „sekundäre“, weil ihre Mittelpunkte nicht mit Feldmittelpunkten zusammenfallen. Auf der Peripherie des Quadrats Fig. 19 liegen 8 von solchen sekundären Zentren: 4 in den Kantenmitten und 4 in den Ecken. Sie sind im „Aushalt“ des Quadrats, im Netz, präformiert, transzendental; und werden erst durch die Verschiebung phänomenal, d. h. Bestandteile des Quadrat-„Inhalts“.



Wenn man alle Polarkonstanten des Zahlennetzes zeichnet, erhält man eine sehr interessante „Tapete“. Betrachtet man diese durch das „Fenster“, so ergeben sich wunderbare Ausblicke, deren Schilderung hier zu weit führen würde.

6. Symbolik der Polarlinien.

(Sigille, Charaktere...)

Die graphischen Charaktere oder Sigilla, Signacula, Imagines, Figuræ der Planeten, zodiacalen Sternbilder, Fixsterne, Mondstationen, Tag- und Nachtstunden, Weltgegenden resp. die ihrer guten Geister (Intelligenzen) und bösen Dämonen, und wahrscheinlich auch die Siegel der Erzengel, Erzväter, Psalme, der Sephirots usw. sind trotz aller Phantastik keine willkürlichen Zeichen und Zeichnungen, sondern stellen in ihrer ursprünglichen, reinen, von Nachschreibern noch nicht korrumpierten Form mathematische Linien dar, die magischen Quadraten entnommen wurden. Und zwar handelt es sich um eine Kombination von Polarlinien, d. h. von Linien, die durch die Mitten solcher Zahlen-Felder gehen, deren Summe ein Multiplum der Polarkonstante ergibt.

Solche Charakterfiguren oder Anklänge daran sind in unserem bisherigen Figurenmaterial bereits vertreten! Wir sind induktiv in die bunte Welt der Sigille hineingewachsen.

Wenn nun die Sigille aus M.Q.en extrahiert sind, muß es auch umgekehrt möglich sein, die fertigen Sigille zu dechiffrieren, d. h. die Zahlen festzustellen, deren Lage und Wert die graphischen Zeichen gefolgt sind. Das ist denn in der Tat auch der Fall.

Die magisch-quadratische Enträtselung der Sigille ist aber mühsam und zeitraubend und nur mit Aufwand von vielen Quadraten und Figuren zu beschreiben. Ich muß daher auf meine früheren Abhandlungen über diesen Gegenstand verweisen¹.

Die Hauptsache ist, daß das allgemeine Konstruktionsprinzip der Sigille wieder erkannt und exakt bewiesen ist. Im übrigen und einzelnen müssen hier folgende Hinweise und Beispiele genügen:

Saturn. Verbindet man in dem Abakus $w = 3$ (Fig. 2) die Zahlen 1, 2, 3 miteinander und ferner durch einen zweiten Winkel die Zahlen 7, 8, 9 und zieht schließlich die Linie 4, 5, 6, so erhält man den Charakter des Saturn.

¹ „Die andere Welt“ (Wien), „Psyche“ (Berlin), „Das Rosenkreuz“ (Hamburg).

Für die Charaktere seiner Intelligenz und seines Dämons kommt man mit einem Quadrat nicht aus! Man muß ein „Netz“ anfertigen, d. h. das Quadrat in der Fläche repetieren. Den zahlenmäßigen Nachweis habe ich in der „Andern Welt“ erbracht.

Jupiter. Sein Siegel ist identisch mit Fig. 25.

Sonne. Das Siegel der Sonne ist nach Fig. 28 aufgebaut. Auf unserer Abbildung (Fig. 36), die dem schönen Buch von R. H. Laars: „Das Geheimnis der Amulette und Talismane“ (Talisverlag, Leipzig) entnommen ist, sind die Bogen fälschlich doppelt gezeichnet. Mehrfache Bogen treten erst beim Mondcharakter (nach Fig. 29 konstruiert) auf.

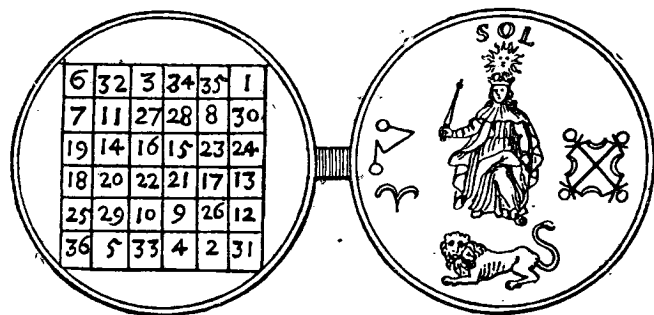


Fig. 36

Das Sonnensiegel bestricht alle Felder des M.Q.s; nämlich außer den 12 Diagonalfeldern: 1.) 19, 32, 27, 28, 35, 24; 2.) 18, 5, 10, 9, 2, 13; addiert = 222 = 6 · 37; ebenso 3.) links und 4.) rechts.

Statt der Springerzüge in den Ecken kommen als Variante Läuferzüge vor, welche die Bogen verbinden: 7—32, 35—30, 12—2, 5—25. Auch Turmzüge finden sich: 7—27, 32—14 usw. Solche kleine Abweichungen in der Form der Siegel sind erlaubt, vorausgesetzt, daß die „Harmonie“ der Zahlen (d. h. *mpe* [Multiplum der Polarkonstante]) dadurch nicht gestört wird!

Das (rechts vom König befindliche) Zeichen der Sonnen-Intelligenz erfordert nebeneinander liegende Wiederholung des M.Q.s. Alsdann erhalten wir folgende Zickzacklinie: (1) (6, 32, 3, 34, 35, 1) (6) (30, 23, 21, 10, 20, 19, 18, 25, 36) (6, 7). Summe = 333 = 9 · 37.

Die Dechiffrierung des (auf der Abbildung nicht enthaltenen) Zeichens des Sonnen-Dämons ist folgende: (33, 4, 2, 31, 26, 21, 16, 11, 6) (im darüberstehenden Quadrat: 36, 5) (im links danebenstehenden Quadrat: 1, 30). Die Zahlen 6, 36, 5 resp. 6, 1, 30 liegen auf Kreisen. Summe = 222 = 6 · 37.

Mercur. In den 4 Ecken des Quadrats 4 Dreiecke, die in ihrer Größe variieren können: Z. B. 32, 23, 14, 5, 59, 58, 8, 49 41 oder 41, 15, 59, 58, 8, 49 oder 49, 58, 8, was dann mit 8 allein in Fig. 27 übergeht. Analog in den 3 anderen Ecken. Auch spitzwinkelige Dreiecke kommen vor: 23, 14, 8.

Und so weiter. Das Prinzip der Konstruktion und Berechnung ist überall dasselbe. Das erste Erfordernis ist stets die Bestimmung der Größe (*w*) des M.Q.s.

Die M.Q.e der Planeten sind allbekannt. Bei den Sternbildern des Tierkreises werden von den Alten nur Rudimente von M.Q.en angegeben, die man also erst ergänzen und vervollständigen muß, um über die Größe des Q.s Klarheit zu erlangen.

Die den zodiakalen Charakteren entsprechenden M.Q.e erfordern eine gesonderte Betrachtung. Ebenso die sonstigen astrologischen, dämonologischen usw. Sigille.

Zum Schluß nur noch ein Wort „von den Zeichen und Merkmalen der natürlichen Dinge“.

7. Natürliche Sigille

(Signaturen)

Die gesamten Geheimwissenschaften werden von zwei Hauptprinzipien beherrscht:

1. Die äußere Gestalt ist der sichtbare Ausdruck einer inneren unsichtbaren Idee. Der Inhalt bestimmt die Form. Der Geist beherrscht die Materie . . . und umgekehrt!

Diese These wird gewöhnlich gedankenlos und einseitig nachgebetet. Um sie zu stützen und zu beweisen, geht man von gegenwärtigen, fertigen Zuständen aus. Man vernachlässigt die Entwicklung. Man vergißt, daß jeder Inhalt etwas Individuelles ist, das nur aus einem generellen Aushalt seinen Ursprung genommen haben kann. Zuerst war das Ganze vorhanden, das unterschiedslose Kontinuum (Chaos). In und aus ihm spalteten und gestalteten sich die diskontinuierlichen Teile des Kosmos ab. Sie wurden von außen (von oben) geformt. Die Form stülpte sich ein und wurde zum individuellen Inhalt, der nun seinerseits — aber erst sekundär! — auf die äußere Form zurückwirkt. Obenan setzte schon Agrippa nach Platonischem Muster (Idee = Form) den „Archetypus“, das „Vorbild des Weltalls“, jenseits der elementarischen (irdischen), himmlischen (astralen) und geistigen (spiri-

tuellen) Welt. Also das primär Gestaltende hat oder ist als Idee schon selber Form, Vor-Form, Vor-Bild.

2. Die obere und die untere Welt sind miteinander auf das innigste verknüpft und verkettet. Was oben verursacht wird, wirkt sich unten aus . . . und umgekehrt!

Auch hier ist wieder die Umkehr der These, d. h. die Rückwirkung von unten nach oben, der spiegelbildartige Reflex, der schwerer begreifbare Teil. Daß z. B. die Gestirne alles Leben und Gedeihen bewirken, ist leicht zu verstehen. Aber daß umgekehrt auch der Weise (Magier) die Sterne beherrscht . . . nicht etwa infolge seiner astrologischen Kenntnisse sich den astralen Einflüssen entzieht, sondern faktisch auf die Sterne selbst einwirkt (eventuell durch Vermittlung ihrer Geister) — das ist schon schwieriger einzusehen und zuzugeben.

Für die magische Wirkung von unten nach oben bediente man sich nun gewisser äußerlicher Hilfs-, Zwischen- und Ersatzmittel, welche die Zeichen und Charaktere derjenigen oberen Regionen und höheren Potenzen trugen, die man beeinflussen wollte. Die magnetische Sympathie zwischen Oben und Unten band und bannte die himmlischen Kräfte in diese mit ihnen korrespondierenden irdischen Dinge.

Solche Signa sind entweder künstlicher oder natürlicher Art.

Die künstlichen Signa und Signacula können — vorausgesetzt, daß sie unter den notwendigen Kautelen, mit gehöriger Akuratesse und peinlicher Akribie angefertigt werden — als vincula, als Bindemittel für die oberen und unteren Einflüsse dienen.

Die natürlichen Sigille dagegen können geradezu die ihnen korrespondierenden Potenzen vertreten; mindestens jedoch ihren Einfluß vorbereiten, erwecken und fördern; sie sind Hilfs- und Ersatzmittel. Also ein natürliches Geschöpf (Tier, Pflanze, Stein), das z. B. das Zeichen der Sonne hat, „solarisch“ ist, besitzt dieselbe Kraft, wie die Sonne, wenn auch in geringerem Grade.

Hierüber spricht sich Agrippa im 33. Kapitel des I. Buches seiner okkulten Philosophie sehr klar aus. Er sagt dort auch, daß der Lorbeer, der Lotus und die Sonnenwende als Sonnenblumen in ihren Wurzeln und Knoten die Charaktere der Sonne zeigen.

Jedoch erfordern die natürlichen Charaktere, Sigille und Signa — die „Signaturen“ — ebenfalls eine gesonderte, durch Abbildungen veranschaulichte Darstellung.

B Ü C H E R S C H A U

Jedes hier besprochene Buch kann vom Verlag dieser Zeitschrift zum Originalpreis bezogen werden.

Der Geist und die Triebe. Von Paul Häberlin. Verlag von Kober C. F. Spittlers Nachfolger in Basel. Geheftet Fr. 16.—, gebdn. Fr. 18.—. (Aus dem Inhalt: Die Form des Lebens. — Die Handlung. — Das Bewußtsein, das Unbewußte und das Physiologische. — Der Inhalt des Lebens, das Lebensinteresse und die Individuation. — Die menschlichen Triebe. — Der menschliche Geist.)

Prof. Paul Häberlin, der schweizer Pädagoge, führt uns mit seinem neuen, umfangreichen Buch: „Der Geist und die Triebe“ auf das Gebiet einleitender theoretischer Psychologie, — einer besonders grundlegend-wissenschaftlichen Synthese der Psychologie. Die umfassende, klare, verständliche Art des Autors, zu schreiben und zu sprechen, die uns schon bei vielen andern seiner führenden Werke aufgefallen ist (ich erinnere an „Schriften über Verhältnisse und Erscheinungen der Psychologie oder deren Wesens-Verbindungen im besonderen mit Nationalökonomie, als überhaupt mit der allgemeinen Wissenschaft“ oder an seine hervorragend sachlichen „Erziehungsschriften für Eltern und Kinder“) kommt auch hier wieder in glänzender Art zum Vorschein. Übersichtlichkeit vom Anfang bis zum Schluß, straff und durchsichtig führt er uns durch seine außerordentlichen Kenntnisse auf dem Gebiete der psychophysischen Theorien und Seelenprobleme, und wir erkennen von vornherein in ihm einen jener wenigen großen Männer, die berufen sind, an der Lösung der wissenschaftlichen problematischen Wirren unserer Zeit erfolgreich mitzuarbeiten. —

Im vorliegenden Buch: „Der Geist und die Triebe“ oder, wie der Verfasser besser sagt: seiner Elementarpsychologie, führt er uns aus den in seinem 1921 erschienenen Werke „Über den Gegenstand der Psychologie“ (Berlin, Julius Springer“) festgestellten Grundsätzen heraus, um uns nun mit einer auf theoretischer Grundlage aufgebauten Psychologie und deren Vorschlägen zur Anwendung und Verarbeitung für die psychologisch-wissenschaftliche Synthese auf seine demnächst erscheinende Methodenlehre auf dem gleichen Gebiete grundlegend vorzubereiten.

Er versucht auf vorerst reiner Analyse „der Geistigkeit“ die „Gegenständigkeit menschlicher Interessen“ in weitestem Sinne zusammenzufassen, um zur „Lebensform“, als auch zum „Inhalt“ des universellen Lebens zu gelangen, sowie zu deren beider Abhängigkeit voneinander, deren ausdrücklich relativer Interessensuniversalität, von einfacher, gegenständlich-beschriebener Entwicklung zu aufbauender, verständlich-überlegender Organisation. Zum leichteren Verständnis des Lesers geht er nur von psychologisch-tatsächlichen Gesichtspunkten aus, von wahrhaft-existierenden Begriffen.

Zwar gerät er öfters aus dem Kreis der tatsächlichen Psychologie in Gebiete rein universal-gedachter Begriffe; aber er tut dies tatsächlich ohne Spekulation, ohne seinem wissenschaftlichen, exakten Denken ein philosophisches oder metaphysisches Mäntelchen umzuhängen. Er ergreift sogar in seiner genialen Art, die Verständnisfäden des Lesers zu führen und zu lenken, Beispiele und somit Erklärungen von Eigenschaften und Gesetzen empirisch-wissenschaftlicher Psychologie, — also nicht bloßer, registrierter „Erfahrungsgegebenheiten“.

So kann nur einem jeden ernsthaft Strebenden dieses seltsame Buch über Elementarpsychologie anempfohlen werden mit wiederholter, besonderer Betonung, daß er hierin nur menschlich-anerkannte, wirkliche Werte finden wird die ihn zur wahren, grundlegenden, psychologisch-wissenschaftlichen Synthese führen, abseits von jeder gewollten „Geltungssucht“ und dem aus dieser falsch begründeten, also auch falsch abgeleiteten „Psychologismus“. H. Volhard.

Von den übersinnlichen Dingen. Von Eberhard Buchner. Verlag Felix Meiner, Leipzig. Geheftet Gm. 5.50, Halbleinen Gm. 7.50

Wir haben hier ein Buch vor uns, das in strenger wissenschaftlicher Kritik sich mit Erscheinungen aus dem Reiche des Übersinnlichen auseinanderzusetzen bemüht. Es ist in diesem ungemein fleißigen und an zusammengetragenen Material überaus reichen Werke alles an volkstümlich bekannten und landläufig gewordenen Ausdrucksformen des Okkulten zusammengestellt: vom Vampirismus und Werwolfglauben über Telepathie und Hellsehen bis zum modernen Spiritismus, von magischer Heilkunde und Alchimie über das siderische Pendel und andere mantische Künste bis zur theo- und anthroposophischen Bewegung. An Hand des sehr kritisch und sorgfältig ausgewählten Materials kann der Leser Einblick in die grauenvollen Zeiten mittelalterlichen Hexenglaubens und ähnlicher Entwicklungskrankheiten des westlichen Menschen gewinnen; zahlreiche zuverlässige Berichte über Spuk und Materialisationen bilden eine interessante Lektüre, ebenso zuverlässige Einzelheiten werden über recht düstere Praktiken und fatale Irrtümer der H. P. Blavatzki und über die Leib und Seele zerstörenden Effekte der Steinerschen Schulungen mitgeteilt. Höchst anerkanntenswert ist die unantastbare Sachlichkeit, mit der das mühsam und gewissenhaft gesammelte Material verarbeitet wird. Erfreulich ist der Verzicht auf Geben jeglicher bindender Theorie; vielmehr zeichnet sich der Verfasser durch ehrlichste Gegenüberstellung gangbarer Meinungen und Erklärungen aus, ohne auch mit berechtigten Vorwürfen und Zurechtweisungen zu sparen, wie beispielsweise gegen die Astrologie. Unter vornehm-schlichtem Stil enthält sich der Autor jeglicher gelehrt klingender Glossen oder Zynismen, wie man sie von seiten „sachlicher“ Vertreter der modernen Naturwissenschaften gegenüber den Erscheinungsformen des Übersinnlichen selten anders gewohnt ist. So ist das Werk Buchners vortrefflich geeignet, als Brücke zu dienen für viele aus dem Lager des Skeptizismus. Ko.

Sternenwandel und Weltgeschehen. Von E. Ebertin und L. Hoffmann.

3. Aufl., 7.—14. Tausend. Preis Gm. 1.20. Verlag Gesellschaft für Bildungs- und Lebensreform m. b. H., Kempten im Allgäu.

Frau Elsbeth Ebertin, die besonders als Mundan-Astrologin unbestrittene Autorität genießt und, wie ihre früheren Schriften beweisen, mit ihren Voraus-sagen oft genug recht behielt, veröffentlicht in dieser aktuellen Broschüre ihre Berechnungen über Deutschlands Geschicke bis zum Jahre 1927, in dem die Wendung zum Guten zu erwarten ist. — Mehr wollen wir aus dem Inhalt nicht verraten — die Broschüre soll gekauft werden.

Astrologische Rundschau. Mai 1924. Heft 2. Preis halbjährlich Gm. 2.— Theosophisches Verlagshaus, Leipzig.

Aus dem Inhalt: Theobald Becher, Das Ziel der Astrologie. — Freiherr v. Klöckler, Grundelemente und Astrologie. — A. Witte, Jahr, Monat und Stunde. Rudolf Köstler, Aus der Werkstatt der praktischen Astrologie u. a. m. Neben diesem wertvollen Inhalt ist die Mitteilung von der am 10. April erfolgten Gründung der „Astrolog. Gesellschaft in Deutschland“ (A. G. i. D.) besonders begrüßenswert, die sich aus den führenden Persönlichkeiten in der astrologischen Bewegung gebildet hat. Dem aufgestellten Arbeitsprogramm nach zu urteilen, scheint hier eine Zentrale im Entstehen zu sein, von der aus energisch eine Förderung der Ausbildung der Astrologie nach der wissenschaftlichen Seite hin angestrebt wird, um einem Wiederaufbau aller geistigen Werte der Astrologie den Weg zu bahnen, ein Ziel, das durch Zusammenschluß der deutschen Astrologen mit Sicherheit zu erreichen sein sollte. Die Geschäftsstelle befindet sich in Leipzig, Egelstraße 9, wohin alle Anfragen usw. zu richten sind.

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen

über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: Monatsschrift Schriftleitung:
Verlag Magische Blätter. Dr. Richard Hummel.

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang

Leipzig, Juni 1924

Heft 6

Von Allerlei Torheit. *(Rück des Trostes S. 27)*

Von Bô Yin Râ.

Wühle nicht in deinem Schmerz und reiße Wunden, die ver-narben wollen, nicht immerfort von neuem auf, wenn du die Kraft des Trostes in dir selbst erlangen willst!

Weise jedem die Türe, der da kommt, um dich zu „trösten“ und nichts Besseres weiß, als frische Gräber aufzuscharren! —

Was einmal erlebt ist, will Ruhe finden in dir, damit es in deine tiefste Tiefe sinke.

Nur wenn es unverlierbar in deiner Seele Tiefe ruht, wird es dir zu lebenszeugendem Gewinn.

Alles Leid ist nur in seiner Macht, solange du es hegst und willig seine Herrschaft anerkennst! —

Wenn du, nachdem du es empfunden und erlitten hast, ihm keine Macht über dich mehr zugestehst, dann ist seine Macht zu Ende! —

Darum sucht es dich immer von neuem an sich zu erinnern!

Wie alles Vergängliche möchte es länger in Macht und Wirkung sein, als seine zugemessene Zeit dies zulassen will. —

Dazu aber bedarf es deiner, denn es ist nicht ohne dich!

Um dir wert zu werden, wählt es stets die besten Masken . . .

Wie hat es die Hirne der Menschen zu allen Zeiten umnebelt, um ihnen als Götterbote, ja als Zeugnis göttlicher Liebe zu gelten! — —

Magische Blätter. V.

So hat man es gar lieben gelernt und dabei nicht geahnt, daß man — nach eingewobenem Gesetz der Kräfte dieses Universums — durch solche Liebe nur das Leid auf dieser Erde mehrte . . .

Es gibt aber unsichtbare Gewalten in diesem Kosmos der Kräfte, die daran allergrößtes Interesse haben, daß der Mensch der Erde leide, da sie sich aus des Menschen Kräften nähren und erneuern, und da der Mensch zu keiner anderen Zeit so willig ihnen seine Kräfte überläßt, als wenn er sich im Leide findet. —

Je mehr sein Leid aus einem Empfinden, das er selbst noch beherrscht, zu seinem Beherrscher und Tyrannen wird, desto leichter wird es jenen Unsichtbaren, seine Kräfte, die sie brauchen, ihm zu entziehen.

Darum versuchen sie, was da in ihre Macht gegeben ist, um ihn nur möglichst lange in seinem Leide zu erhalten . . .

Nicht umsonst sagt man von einem, der lange litt: — er ist von seinem Leide „entkräftet“. — — —

Wahrhaftig, man hat ihm seine Kräfte nach allen Regeln ausgesogen, während er sein Leid fast mit Genuß zu hegen wußte und ihm die schönsten Namen gab, um es ins Heilige erhöht, und sich so recht in seines Leides Macht zu fühlen. — —

So liefert selbst sich der Mensch als Beute aus, an jene Werwölfe und Vampire der unsichtbaren Welt der siderischen Kräfte! —

Soll diesem Treiben aber endlich Einhalt werden, dann muß, bewußt des wirklichen Geschehens, alle Lust am Leiden aus den Seelen schwinden, und solche „Lust“ ist mehr in allem Leiden, als die allermeisten, die da leiden, auch nur ahnen. — —

Wohl ist gewiß keine „Lust“ vorhanden, in das Leid zu gelangen!

Auch in der Leidempfindung, die der Mensch noch zu beherrschen weiß, ist wahrlich keine „Lust“!

Allein, sobald das Leid den Menschen überwältigt, also, daß er weiter leiden will, folgt er, und wenn er es, auch keineswegs erkennt und eingestehen könnte, einer dumpfen Lust, die ihn verleitet, immerfort aufs neue seine Wunden aufzureißen, damit an seinem Blute sich die Unsichtbaren laben können, die als ekle Parasiten sich von seinen Kräften nähren.

Ihnen gilt es zu entrinnen, und wenn auch nie das Leid von dieser Erde schwinden wird, so läßt sich doch solcherart dann wirklich auf das äußerste beschränken, was die Gesetze dieser äußeren Erscheinungswelt in ihrer Auswirkung, als beigegebene Folge, zeitigen müssen.

Alles was diese Folge übersteigt — alles was außer ihr liegt, soweit sie begründet ist in „naturnötigem“ Geschehen — kann aus dem Leben der Menschen allmählich ausgeschieden werden und wird es im Leben eines jeden einzelnen, wenn jeder für sich selbst erkennt, daß er sich nur den unsichtbaren Unholden zum Opfer bringt, solange er dem Wahn ergeben bleibt, der seit Jahrtausenden das Leid der Erde heiligspricht. —

Doch deute man meine Worte auch nicht irrig!

Wohl weiß ich Ehrfurcht in mir vor jedem Leidenden, der großes Leid, das ihn betroffen hat, mit hoher Menschenwürde trägt, solange er es tragen muß, um es alsdann zu überwinden und in sich den starken Trost zu finden, der ihn zu neuem gesteigertem Leben ruft und der durch keine Tröstung, die von außen kommt, gegeben werden kann.

Allein ich warne vor der Hingabe an das Leid und vor dem grenzenlosen Irrtum, der da im Leide etwas „Heiliges“ und „Gottgewolltes“ sieht, während alles Leid nur Lüge und Übel ist — selbst dort nur nothafte Un-Vollkommenheit, wo es als unvermeidbare Folge der Gesetze dieser irdischen Erscheinungswelt erduldet werden muß. — —

Ich erachte es als eine grobe Blasphemie, wenn man sich nicht entblödet, einen ewigen „Gott“, von dem gesagt ist, daß er die Liebe sei, den unsichtbaren Vampiren gleichzusetzen, die sich im Dunstkreis dieser Erde aus den Kräften des Menschen nähren, — indem man unbewußt lästernd zu sagen weiß:

„Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“ — — —

Wäre nicht eines Weisen Torheit dieses Wortes Vater, dann wäre es ein Verbrechen an der Menschheit zu nennen! —

In seinen Auswirkungen allerdings ist es gewiß nichts anderes, und gut wußten jene Unsichtbaren, die es einstens einem Menschenhirne einzublase verstanden, dafür zu sorgen, daß aus der Torheit, die es aufnahm, stetig weitergehendes Verbrechen werde . . .

Wer sich nicht schuldig machen will des Unheils, das aus diesem Worte schon geboren wurde und noch geboren werden kann, da es den Menschen dieser Erde das Übel lieben und hegen lehrt; der trage mutig, herb und würdebewußt das Leid der Erde, das er tragen muß, bis er es jeweils überwunden hat, aber er vermesse sich nicht — dadurch verführt, daß ihm die Art, wie er es trägt, zur Läuterung werden kann — das Übel selbst als „göttgewollte“ Schickung aufzuwerten! — — —

Es ist nicht „Schickung“, sondern jeweils Folge unabänderlicher Geschehensabläufe in dieser irdischen Erscheinungswelt, soweit es nicht unbewußt herbeigezogen wird und vermehrt durch die Kraft des Glaubens an seine „Gottgewolltheit“ und „Heiligkeit“. — —

Magst du im Leide sein oder dich leidfrei wissen zu dieser Zeit, — stets sage dir an jedem deiner Tage:

„Alles Leid ist ein Übel, das ich überwinden muß!“

„Alles Leid ist ein Übel, und ich bitte im Geist, daß ich vor ihm Bewahrung finde, soweit es irdischer Geschehensablauf zuläßt!“

„Alles Leid ist ein Übel, und ich will nicht dem Übel Zuwachs geben auf der Erde, sei es durch meine Furcht, die es anzieht, sei es durch meinen Glauben an seine vermeintlich heiligende Kraft!“

Wie alles, was du zu erleben hast, dir dienen kann, dich in deinem Erleben zu bewähren, so auch das Leid; jedoch wirst du noch keinen je gefunden haben, der sich in anderem Erleben nicht in Bewahrung erwiesen hätte und dann im Leide plötzlich Größe offenbarte.

Wenn es dir dennoch so scheinen möchte, so hattest du gewiß vorher das Erleben eines solchen Menschen irrig gewertet!

Doch darfst du niemals vergessen, daß jedes Erleben den Menschen fördern kann, und ich sage hier nicht, daß im Erleben des Leides keiner gefördert werden könne, — allein es ist mitnichten das Leid, das ihn fördert, sondern des Menschen Erlebnis-Einstellung, die auch noch im Leide offenbaren kann, was wahren Wertes ist in ihm. —

Die vielgepriesene „Schule des Leidens“ hat freilich manchen stolzragenden Geist gebrochen, so daß er „zu Kreuze“ kroch; allein man blende sich nicht selbst und prüfe erst, ob

solche Schulung wirklich den Menschen zu seiner höchsten Entfaltung brachte, oder ob er nur müde wurde und mürbe, und so zerschlagen, daß er sich nicht mehr voll hohen Mutes erheben konnte! — —

Gar oft wird müder Verzicht dir wie unbegreifliche Güte erscheinen, wo nur ein Wille im Leid zerbrach, — wo jeder Wunsch seine Triebkraft verlor, — wo durch die Unfähigkeit, zu überwinden, jeder Erdenwert entwertet wurde . . .

Verdächtig dürfen dir alle erscheinen, die angeblich durch das Leid erst zu „besseren Menschen“ wurden! —

Entweder: sie waren vorher schon weit besser, als du annehmen wolltest, verstanden so die Forderung des Schicksals und stiegen über das Leid hinaus zu neuem Beginnen, oder aber du siehst Zerbrochene, deren müde, gewährende Geste nun wie „Güte“ wirkt. —

Die Menschen, die das Leid bis in seine Tiefe kosten, um alsbald sich zu erheben und das Leid zu überwinden, — empor über sich selber blickend und mutigen Schrittes neuem Beginnen entgegenschreitend, werden dir oft kaum vom Leiden berührt erscheinen, und doch sind sie es, denen vor allen anderen aus dem Leide Segen erwächst. —

Sie sind die Menschen, die in sich selber die Kraft des Trostes fanden und sie in ihrem Wirken für sich selber offenbaren. — —

Schwerlich aber werden sie der Torheit verfallen, das Leid, das ihnen widerfahren ist, für einen Beweis der Liebe des Himmels zu halten. — — —

(Vom Autor genehmigter Vorabdruck aus dem „Buch des Trostes“, das in diesen Tagen im „Verlag der Weißen Bücher“, München, erscheint.)

Meister Eckehart: Vom Tun und Wesen.

Niemand ließ so viel in diesem Leben, der nicht doch noch mehr zu lassen fände. Nur wenige gibt es, die das recht beachten und darin ausdauern. Es ist ein gerechter Austausch und ein gerechter Handel: so weit du ausgehst aus deiner Vergänglichkeit, so viel, nicht weniger und nicht mehr, kehrt der ewige Geist in dich ein. Hier heb' an, hier bohr' dich fest mit aller deiner Kraft: hier findest du den Frieden deiner Seele und nirgends sonst.

Die Menschen sollten nicht soviel an ihr Tun denken: sie sollten aber sinnen auf ihr Sein. Wären die Herzen und die Seelen hell, so wären auch die Werke ganz durchleuchtet. Bist du recht, so ist es auch dein Werk. Du sollst dein Heil nicht auf dein Tun setzen, sondern einzig auf dein Sein, denn nicht die Werke heben uns empor, wir müssen die Werke emporheben. Mögen die Werke noch so fromm sein: nie heben sie uns auf durch Tun allein, sondern wir heben unser Werk empor, soweit wir selber wesentlich sind, sei es nun Essen, Schlafen, Wachen oder was du willst. Die nicht wesentlich sind, mögen tun, was sie wollen, es zerfällt.

Merke: du mußt dich vor allem bemühen, in der Liebe zu sein, denn nicht Menge und Art deines Tuns sind das Wichtige, sondern der Quellgrund, aus dem es kommt.

Und das, wodurch des Menschen Wesen und Grund in die Liebe kommt und wodurch sein Werk durchleuchtet wird, das ist, daß des Menschen Herz sich ganz zu Gott hinkehre. Darauf setz' all dein Sinnen, daß du dich dem Ewigen bereitest, daß all dein Wille, alle deine Inbrunst in allem deinen Tun und Lassen einzig auf Ihn gerichtet sei. Je mehr du das in dir hast, desto besser ist auch dein Tun. Öffne dein Herz dem lebendigen Gott, dann streut er seine Fülle in dich aus. Suche den lebendigen Gott in dir, so findest du ihn und aller Güte Gut zugleich. Wer in solchem Sich-bereiten auf einen Stein tritt, tut ein besseres Werk, als wenn er mit eitlem Herzen käme, um den Leib des Herrn zu nehmen. Gott kommt mit allem seinen Leuchten in das Herz, das sich ihm öffnet. Was du zuvor suchtest, das sucht nun dich. Was du zuvor ersehntest, das wird dir die Fülle. Und was du zuvor flohst, das flieht nun dich. Darum: in den, der sein Herz Gott öffnet, tritt ein, was Gottes ist, und alles flieht ihn, was friedlos ist oder vergänglich.

*

Von der Einsamkeit und vom lebendigen Gott.

Ich wurde gefragt, ob es der richtige Weg sei, wenn einige die Menschen fliehen und die Einsamkeit suchen, weil sie nur da und in der Kirche den Frieden ihres Herzens finden könnten. Ich sagte nein und sagte es deshalb:

Wer alle seine Kräfte bewußt in seinem Ich geeint hat, dem ist überall und bei jedermann wohl. Aber wer uneins ist in sich, der trägt seinen Zwiespalt überallhin und zu jedermann. Wer alle Kräfte in seinem Ich geeint hat, in dem kann sich der lebendige Gott gebären. Und der, in dem sich der lebendige Gott recht in der Wahrheit geboren hat, der trägt ihn in sich überall, auf der Straße und unter den Menschen, in der Kirche und in der einsamen Kammer. Niemand kann ihn hindern, daß er ihn ganz hat und allezeit.

Warum?

All sein Wesen und all sein Denken meinen Gott allein, und Gott leuchtet ihn aus allen Dingen an. Ein solcher Mensch offenbart Gott in allem, was er tut und wo er ist, denn all sein Werk wirkt Gott durch ihn. Dem, der das Tun veranlaßt, gehört das Werk viel eigentlicher zu als dem, der es durch seiner Hände Arbeit ausführt. Bieten wir uns dem Ewigen an mit allem, was wir sind, so muß er unser Wesen durchleuchten, und niemand kann ihn daran hindern, die Menschen nicht und nicht der Ort. So kann auch einen solchen Menschen niemand hindern, denn all sein Denken, Sehnen und Empfinden geht zu Gott: denn der lebendige Gott durchleuchtet den Menschen in allem seinem Sein. Und wie Gott keine Mannigfaltigkeit zu zerstreuen vermag, so vermag auch diesen Menschen nichts zu zerstreuen oder abzulenken, da er in dem Einen geeint ist, in dem alle Vielheit Eins ist, völlig Eins.

Der Mensch soll Gott in allem erfüllen und soll sein Wesen bereiten, daß der lebendige Gott allezeit seine Liebe, sein Herz und sein Denken durchleuchte. Achte darauf, wie du Gottes Liebe in dir erfüllst, wenn du in der Kirche oder in deiner Kammer bist. Behalte dies innere Erleben in dir und trag' es in dir unter die Leute fort, in die Unruhe und ins Gewirr der Welt. Wenn ich aber von Gleichheit sprach, so soll das nicht heißen, daß man jede Arbeit, jeden Ort und alle Menschen für gleich wertvoll halten soll. Das wäre falsch, denn beten ist besser als spinnen, und die Kirche ist ein besserer Aufenthaltsort als die Straße. Aber bei deiner

Arbeit sollst du immer die gleiche Gelassenheit und Treue haben, wie zu deinem Gott immer die gleiche Inbrunst. Wärest du dir immer so stetig gleich, kein Mensch könnte dich dann in deinem Erleben behindern. Wem aber Gott nicht von Innen her die Seele durchleuchtet, wer ihn auswendig und voll Unrast in Werken, Menschen oder Orten sucht, der hat ihn eben nicht in sich. Eine Kleinigkeit kann einen solchen Menschen stören, weil er Gott nicht in sich trägt und nicht ihn allein sucht und meint. Nicht nur schlechte Gesellschaft ist ihm ein Hemmnis, sondern auch gute; nicht nur die Straße, sondern auch die Kirche; nicht nur böse Worte und Werke, sondern auch gute Worte und Werke: die Hemmung liegt eben in ihm selbst, da Gott ihm nicht alles geworden ist. Wäre Gott ihm alles geworden, dann wäre ihm überall und bei jedermann wohl. Wäre der lebendige Gott in ihm geboren, niemand könnte ihn ihm rauben und niemand könnte sein Leuchten hemmen.

Wie kann man nun dies wirkliche Innehaben des lebendigen Gottes erlangen?

Dies wirkliche Innehaben des lebendigen Gottes kannst du durch gläubiges Vertrauen erlangen, durch innige, bewußte Bereitung für Gott, durch ganzes Dich-Anbieten. Nicht durch ein stetes Denken. Denn das wäre unserer Natur nach unmöglich oder doch sehr schwer und auch nicht das Richtige. Der Mensch soll sich nicht mit einem erdachten Gott begnügen. Denn in der Gedanke vergeht, vergeht auch dieser Gott. Du sollst einen wesentlichen Gott haben, der hoch über dem Denken aller Menschen und Geschöpfe ist. Der Gott vergeht niemals, es sei denn, daß der Mensch sich selber von ihm kehre.

Wer Gott so ganz und gar bereitet ist, der erlebt Gottes Leuchten und dem strahlt er aus allen Dingen. Denn alle Dinge sind ihm Wege zu Gott und Gott grüßt ihn aus allen Dingen. Das Auge der Seele strahlt immer wach in ihm, gelassen steht er über dem Wirbel der Welt, und immer ist er bereit, sich zum Tempel Gottes zu formen. So kann auch einer, der ausgedörrt dürstet, noch anderes tun, als trinken und anderes bedenken. Aber das Bild des Getränks vergeht ihm nicht, solange er Durst hat, was er auch tun oder bei wem er sein mag und was er schaffen oder bedenken mag. Je größer sein Durst ist, desto stärker, glühender, lebendiger und dauernder steht das Bild des Getränks in ihm. Oder ein Mensch, der etwas von ganzem Herzen so liebt, daß er

alles darüber vergißt und nur dies eine in sich hat, der mag sein wo und bei wem er will, der mag tun und beginnen was er mag, das Geliebte löscht nicht in ihm aus, denn überall findet er ja sein Bild, und es ist um so lebendiger in ihm, je größer seine Liebe ist. Dieser Mensch sucht die Ruhe nicht, denn keine Unruhe behindert ihn. Einen solchen Menschen hat Gott lieb, weil er alle Dinge zu Gott emporhebt, wenn sie auch an sich selber nichtig scheinen. Dazu braucht es Ausdauer und große Liebe, ein lebendiges Erleben des eigenen inneren Ichs und ein wahrhaftiges und klares Innewerden dessen, was der Menschen und Erscheinungen Grund ist. Das lernt der Mensch nicht dadurch, daß er sich von der Welt zurückzieht und auswendig einsam ist. Er muß lernen, inwendig einsam zu sein unter den Menschen und an jedem Ort. Er muß lernen, die Schale der Welt zu durchbrechen, um seinen Gott darin zu erfahren, dem er sich innerlich, im Geist bereiten soll.

Es ist genau so, wie wenn jemand schreiben lernen will. Will er das können, so muß er wieder und wieder mit der Feder üben, wenn es ihm auch noch so unmöglich scheint und bitter schwer wird. Übt er fleißig, so lernt er es doch und kann es zuletzt. Dazu muß er sich zuerst jeden einzelnen Buchstaben einprägen und ihn sich oft und deutlich vorstellen. Wenn er es dann kann, braucht er sich nicht mehr zu besinnen und im einzelnen vorzustellen, sondern er schreibt freiweg. Ebenso ist es beim Geigenspiel und bei allem andern, was er gelernt hat.

Ebenso soll der Mensch Gottes lebendige Gegenwart in sich bewußt haben und von der Form seines ersehnten Gottes überformt und in ihm wirklich sein, damit Gottes lebendiges Licht von selber in ihm leuchte, ja ihn ins ewige Leben erhebe und ihn erlöse.

Da ist zuerst ein Gegenwärtighalten nötig und ein bewußtes Bereiten, wie es auch der lernende Schüler braucht.

(H. Chr. Ade.)

Der Krötenzauber gegen die junge Fürstin Mildred T.

Von Eliphas Lévi.

Eliphas Lévi erzählt in seinen zum Teil noch unveröffentlichten Londoner Tagebüchern folgendes charakteristische Erlebnis:

Als er in London war, verkehrte er viel im Hause eines Fürsten T., der ihn sehr schätzte. Dieser hatte eine blühende, junge Gattin, eine gläubige Katholikin, die er, gegen Wunsch seiner protestantischen Familie geheiratet hatte und mit der ihn heiße Liebe verband. Wie der Gesellschaftsklatsch wissen wollte, hatte er sich um ihretwillen mit all seinen Verwandten überworfen und außerdem eine junge Italienerin vom Ballett, mit der er mehrere Jahre in freier Ehe gelebt, verlassen. Nun wurde die Fürstin eines Tages leidend. Die Ärzte vermuteten anfangs eine beginnende Schwangerschaft. Doch die Symptome der Entkräftung nahmen rasch zu und wiesen auf andere Ursachen. Konsilien wurden abgehalten und Kuren versucht, doch alles blieb erfolglos, und der Zustand der jungen Frau verschlimmerte sich zusehends.

Im Hause des Fürsten verkehrte ein alter, französischer Abbé, der der Fürstin in alter Freundschaft zugetan war und der sich mit Eliphas Lévi über die Dinge dieses oder jenes Lebens, über die er gleicherweise unterrichtet war, gern zu unterhalten pflegte.

Eines Abends nach dem Diner, als die übrigen Gäste schon fort waren, trafen sich die beiden im Salon. Der Fürst verließ sie für eine Weile, um in seiner Bekümmernis nach seiner Frau zu sehen, die gerade an diesem Tag besonders leidend war. Eliphas und Abbé C. blieben allein, in gedrückter Stimmung, bang um die junge Herrin des Hauses. Draußen lastete einer jener undurchsichtigen Londoner Nebel, der atembeklemmend durch Fugen und Spalten bis in die Häuser dringt. Die Lampen brannten trüb. Da unterbrach der Abbé das Schweigen und griff heftig nach Lévis Hand. „Hören Sie, lieber Freund,“ sagte er flüsternd, „ich verlasse mich auf Ihre Diskretion, wollen Sie mich dieser versichern?“ Und auf Eliphas' zustimmende Bewegung fragte er eindringlich: „Was halten Sie von der Krankheit unserer Fürstin?“ Lévi zuckte die Achseln. Da fuhr Abbé fort: „Ich habe allen Grund, anzunehmen, daß es sich nicht um eine natürliche Krankheit handelt.

Warum auch? Kenne ich doch Mildred seit ihrer Kinderzeit und nie hat es ein gesünderes Mädchen gegeben; und dann diese seltsame Art des Dahinsiehens, dies tägliche Schwächerwerden, der rasche Puls ohne Fieber, — sieht es nicht aus, als ob Mildred geheimnisvoll verblute? Glauben Sie mir, sie steht unter dem Einfluß einer bösen Macht, die einen Zauber gegen sie ins Werk gesetzt hat. Wollen Sie mir beistehen, diesem Zauber zu begegnen?“

„Gerne! Ich bin zu Ihrer Verfügung.“

Nun gut, dann kommen Sie heute noch. Ich werde versuchen, die dunklen Mächte zu befragen. Vielleicht kommt uns eine Antwort von drüben.“

Auf diese Weise vereinbarten die beiden Männer, sich eine halbe Stunde vor Mitternacht beim Abbé zu treffen. Eliphas mußte vorher noch heimgehen, um sich zu waschen, zu rasieren und umzukleiden. Denn die Geister der mittleren Zone, die der Abbé anzurufen gedachte, verlangen besondere Umsicht in der Reinheit des Auftretens derer, die sie beschwören. Auch muß eine eigentümliche Tracht vor ihnen gewahrt sein. Sie düliden keinen Faden tierischen Gewebes, daher sind Wollkleider und Lederschuhe zu vermeiden.

Das Haus des Abbé lag auf Hampstead Heath im Nordwesten der Stadt und Eliphas wohnte damals bei einem Freund am Russel Square. Wer London kennt, weiß, wie weit diese beiden Orte voneinander abliegen. Daher hatte Eliphas wenig Zeit zu seiner Toilette und mußte sie bei aller Gründlichkeit mit einer gewissen Hast betreiben, wollte er pünktlich beim Abbé erscheinen. Etwas atemlos langte er dort an und klopfte mit dem Metalltüring gegen den hölzernen Türknopf. Der Abbé, ganz in Weiß, öffnete ihm selbst und führte ihn durch einen hohen kühlen Flur, über breite Treppen, deren Teppichbelag er nur fühlen, nicht aber sehen konnte, zu einem tiefen Gemach des ersten Stocks. Kleine schwelende Flämmchen in flachen Tassen, die einen erstickenden Weihrauch verbreiteten, waren die einzige, äußerst unzureichende Beleuchtung des unheimlichen Gelasses. Eliphas bemerkte (und er erfaßte es eher gefühlsmäßig, als daß er es wirklich sehen konnte), daß ein großer, kreisrunder Tisch in der Zimmermitte stand, auf dem das umgekehrte Kruzifix, das Zeichen des Lingam, aufgepflanzt war. An diesem Tisch stand eine schwächliche männliche Gestalt.

„Mein Diener“, flüsterte der Abbé. „Sie wissen ja, daß die Dreizahl zu solch einer Beschwörung unerläßlich ist. Wollen Sie

mit dem Anruf beginnen?“ Es war eine Höflichkeit des Abbé, dem Gaste die Beschwörung zu überlassen und Lévi nahm sie an, als Zeichen des Vertrauens, das ihm sein Freund entgegenbrachte. Der Abbé bewies damit, daß er Lévi für einen Meistermagier erster Ordnung halte, und riskierte seinen Kopf für seinen Glauben, denn die Mächte der mittleren Zone hätten es an ihm, als an dem Hausherrn, bitter gerächt, wenn unter seiner Ägide ein Unberufener sie beschworen und aus ihrer Ruhe gestört hätte. Mit sicherer Hand ergriff Lévi das Zeichen des Lingam und begann die Beschwörungsformel zu sagen. Dann griff er instinktmäßig nach links. Er wußte, es müsse da ein Gefäß mit geweihtem Wasser stehen, das man in einer Neumondnacht aus einer Zisterne geschöpft, und über dem man einundzwanzig Nächte betend gewacht hatte. Nun spritzte er das Wasser in alle vier Winkel des Gemaches. Der Abbé ministrierte und schwang das Weihrauchfaß. Die Luft im Gemach verdickte sich. Die Männer rangen nach Atem. Sie fühlten eine Felsenlast auf ihrer schweratmenden Brust, einen Druck um ihre Kehle und um ihre Schläfen. Dann erleuchteten irrende Blitze den Saal, und sie bedeckten fromm die Augen, um den Geist, den sie gerufen, nicht durch einen unbescheidenen Blick zu verletzen. Laut und eindringlich fragte nun Lévi nach der Krankheitsursache der Fürstin Mildred. Eine Pause. Die Rauchschwaden wurden undurchdringlich. Den Erstickenen wollten die Sinne schwinden, Eliphas stürzte zu einem Fenster, um es zu öffnen, da hörte er, nicht mit seinem Ohr, sondern mit allen Nerven und Sinnen, nicht als Schallwirkung, sondern als Erkenntnis, die Antwort dröhnen; er blieb gelähmt, der Abbé stürzte an ihm vorbei zum Fenster, doch auch seine zitternden Hände konnten die Riegel nicht öffnen. Der Diener, der arme Statist, der der Beschwörung mit beigewohnt hatte, ohne viel davon zu verstehen, lag ohnmächtig auf dem Boden. Die Luft war nicht mehr atembar. Da erwachte Lévi aus seiner Betäubung, ergriff das Kreuz und schlug damit eine Scheibe ein. Kühle, feuchte Luft strömte in das Gemach. Der dicke Nebel fiel und es regnete fein. Lévi neigte sich tief aus dem Fenster in das kalte Bad von Luft und Nebelreißern. Und so blieb er lange. Die geheimnisvolle Antwort, die er nicht deuten konnte, und die eine furchtbare Anklage gegen ihn schleuderte, fieberte durch alle seine Nerven. Als er sich wieder ins Zimmer wandte, bebend, wenn schon mit klaren Sinnen machte es einen wesentlich anderen Eindruck als früher.

Die Rauchschwaden hatten sich verzogen und die Dunkelheit dem Schein einer Lampe weichen müssen, in deren freundlichem Lichtkreis der Abbé und der Diener still hantierten. Lévi ging auf den sehr bleichen Abbé zu: „Wir haben die Geister der mittleren Zone erzürnt, aber wodurch? Haben Sie die Geisterantwort gehört?“ Die angstvollen Augen des alten Mannes bejahten. „Ich schwöre Ihnen,“ rief Lévi heftig, „daß ich mit unschuldigen Händen das Zeichen gefaßt, ich schwöre Ihnen, daß ich nie im Leben einen Mord begangen habe. Sie müssen mir glauben, wenn auch die Aussage des Geistes gegen mich ist. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht weiß, mit welchem Recht er mich blutbefleckt nennen durfte.“ Damit war er zur Lampe getreten, deren Licht ihn voll traf. Da bemerkte er, wie der Blick des Abbé entsetzt auf ihm haftete, und er mit dem Finger abwechselnd auf Eliphas' Kinn und sein Vorhemd wies. Lévis Augen suchten und fanden einen Wandspiegel. Schnell ergriff er die Lampe und trat vor ihn hin. Er sah prüfend in das bleiche, priesterliche Gesicht, das ihm daraus entgegenblickte, und das ihm durch das Fehlen des gewohnten Bartes etwas entfremdet war. Sonst konnte er aber nichts Außergewöhnliches daran entdecken. Erst bei näherem Zusehen bemerkte er an seinem Kinn eine kleine Schramme, mit einem Tröpfchen getrockneten Blutes. Auch sein Hemd zeigte die Spuren einiger Tropfen. Augenscheinlich hatte er sich bei der ihm ungewohnten Verrichtung des Rasierens geschnitten. Nun war das Rätsel gelöst und die Antwort des Geistes: „Mit einem Blutbefleckten spreche ich nicht“, klar. Es handelte sich sozusagen um einen Etikettefehler.

Lévi fühlte sich beruhigt. Nicht so der Abbé. Als Eliphas sich umwandte, sah er den alten Mann wie gebrochen im Dunkel auf einem Sofa sitzen. Lévi stellte die Lampe auf den Tisch und trat zu ihm. Der Greis hatte das Gesicht in beide Hände vergraben, und aus den Bewegungen seiner Schultern entnahm Lévi, daß er weinte. Er versuchte einige beruhigende Worte. Da sah der andere auf. „Reden Sie mir nicht von Trost“, sagte er. „Ich weiß wohl, das Unglück wäre nicht so groß, der Geist ist versöhnlich, und wenn wir dreimal einundzwanzig Tage abwarten, so ist mit den nötigen Opferungen und Gebeten ein zweiter Anruf möglich, aber verstehen Sie nicht? — inzwischen stirbt Mildred. Ich muß Antwort haben, schnelle Antwort. Ich weiß nicht, wo ich sie mir holen kann.“

Lévi fühlte das Berechtigtē in des Abbés Klage. Nach dem Zustand der jungen Fürstin war ein Zuwarten von auch nur einer Woche schon ziemlich aussichtslos. Er wußte sich und dem Abbé aber keinen Rat und schwieg.

Der alte Mann war aufgesprungen und ging mit etwas schwankenden Schritten in dem großen Saal auf und ab. „Ich muß die Antwort haben,“ sagte er, vor Lévi stehen bleibend, und eine fürchterliche Entschlossenheit sprach aus seinem Greisenblick. „Und ich werde sie mir zu verschaffen wissen. Sie aber, mein Freund, versprechen Sie mir, mich nicht zu verlassen.“

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich Ihnen zur Verfügung stehe, und dieses Wort gilt auch weiter.“

„Dann bleiben Sie bei mir. In zwölf Stunden werden wir zu einer weiteren Beschwörung schreiten. Ich werde die Geister der unteren Zone anrufen.“

Eliphas trat zurück und machte eine abwehrende Bewegung. „Sie, ein Sohn der Kirche,“ rief er, „nein, das hieße Gott versuchen. Und es wäre auch nicht im Sinn der frommen Fürstin. Das darf nie und nimmer geschehen!“

„Alle Sünden werden vergeben,“ erwiderte der Abbé. „Und wer aus Liebe sündigt, wie sollte der verdammt werden? Ich kann nicht untätig dabei stehen und das Kind sterben sehen. Kommen Sie, wir wollen das Haus zu dem Anruf bereiten!“

Nur widerwillig fügte sich Lévi seinem einmal gegebenen Wort. Doch sprach eine so eiserne Entschlossenheit aus Wort und Gehaben des alten Priesters, daß er von vornherein wußte jeder Widerspruch würde ungehört verklingen. Der Abbé entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit; er holte bestimmte Gräser aus den Laden der großen Eichenkasten, die die Wände des Saales bedeckten. Soviel Eliphas in der Eile erkennen konnte, waren es fast durchaus Blätter der Aloe und getrocknete Ranunkulazeen. Aus einem anderen Fache holte er getrocknete Beeren: die Früchte der Einbeere, der Belladonna und des Teufelskrautes. Darin schickte er seinen Diener mit dem Auftrag fort, Besen und Tücher zu holen und das Gemach einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Mittlerweile legte er sein weißes Obergewand ab, das er einfach zu Boden fallen ließ. Er erschien nun in einem gelben Untergewand, ergriff Eliphas' Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Wieder tasteten sie im Dunkeln über eine Stiege, bis sie zu einem noch höher gelegenen Gemach kamen. Eliphas ließ sich blind-

lings führen. Der Abbé öffnete die Tür, schob ihn hinein und zündete eine Lampe an. Das Zimmer war offenbar ein Toilettezimmer. Zinnerne Waschständler und eine große gläserne Wanne bildeten das Inventar. An den Wänden standen Flaschen und Fläschchen verschiedener Größe. Nun begann eine peinliche Reinigung, die mit genauen Zeremonien und Gebeten vor sich gehen mußte. Eliphas konnte sich nicht entschließen, daran teilzunehmen. Er erklärte dem Abbé, daß er ihm zwar assistieren, nicht aber aktiv an der Beschwörung teilnehmen wolle. Nachdem die Reinigung beendet war, ging der Abbé zu einem Wandschranke und entnahm ihm die zum Teufelsdienste geforderten Kleidungsstücke und Requisiten. Über ein feurig-rotes Unterkleid mußte ein schwarz und orange gesticktes Oberkleid gelegt werden. Eine Tiara mit Lapislazuli und Armreifen aus massivem Blei mit der Inschrift: Almalek, Aphiael und Zarahiel, vervollständigten den Anzug. Ein kurzes Schwert und ein Dolch, nicht aber die Zauberrute waren vonnöten. Als er sich einigermaßen angekleidet hatte, führte der Abbé Eliphas in das Nebengemach, augenscheinlich sein Schlafzimmer, und forderte ihn auf, sich zur Ruhe zu begeben, während er die Zwischenzeit bis zum Anruf der dunklen Mächte im Gebet verbringen wollte. Eliphas fühlte bereits die Folgen der Beschwörung in allen Gliedern. Sie sind überaus anstrengend und pflegen bei den Teilnehmern heftige Schlafsucht hervorzurufen. Er hatte sich kaum auf das Sofa gelegt, als ihm auch schon die Sinne schwanden.

Als Eliphas erwachte, stand der Abbé vor ihm und sah ihn an. Eliphas fühlte sich durch seinen Schlaf, der, wie er an der Tageshelle des Gemaches bemerkte, stundenlang gedauert haben mußte, erquickt und gestärkt. Allerdings auch bei gutem Appetit. Er erschrak über das geisterbleiche Antlitz, das ihm entgegenstarrte, und über den irren Blick des Abbés. Dieser sagte zu ihm: „Mein Freund, Sie sind ein Eingeweihter und werden es mir drum nicht verübeln, wenn ich das Gastrecht gröblich verletzen muß und Ihnen keinen Imbiß anbieten darf. Ich dachte Sie zu schonen und habe Sie drum so lang wie möglich schlafen lassen. Doch der Mittag und damit die Stunde der Beschwörung naht. Und ich muß Sie bitten, sich umzukleiden.“

Eliphas stand auf und hüllte sich etwas widerwillig in das ihm gebotene Teufelsornat. Dann führte ihn der Abbé in den Saal, der gestern Zeuge ihrer mißlungenen Beschwörung gewesen war.

Der Saal war in seinem Aussehen stark verändert. Mehr als ein Dutzend Fackeln gaben unrühiges Licht. Die Fenster und der Wandspiegel waren mit schwarzen Tüchern verhangen. Ein roter Lauffteppich ging quer durch das Gemach. Alle Möbel waren entfernt worden, auch der Tisch fehlte. Der Abbé ging von Fackel zu Fackel und ließ in jeder ein Stückchen Schwefel verbrennen. Dann nahm er eine Tasse, in der außer den getrockneten Kräutern auch noch etwas Pech und Quecksilber enthalten war, und steckte es in Flammen. Das Pech und die Kräuter verbrannten, die kleinen Merkurkügelchen blieben auf dem Grunde der rauchgeschwärzten Tasse. Der Abbé sank in die Knie, berührte dreimal mit seiner Stirn den Boden und begann den Arruf im Namen Chavajots, Belials und Sachabiels. Dann wandte er sich gegen alle vier Richtungen der Windrose und nannte die Namen Samgabiels, Liliths, Molochs und Nahemals. Und dann betete er die lange Zauberformel. Ein starker, beißender Schwefelgeruch verbreitete sich durch das Gemach. Eine blaue Flamme tanzte von Osten nach Westen, von einer Zimmerecke zur andern. Da, wo sie verschwunden war, sprang ein feuriger Molch aus der Wand und blieb unbeweglich vor dem Abbé stehen. Mit versagender Stimme fragte ihn dieser nach der Krankheit der jungen Fürstin Mildred.

„Batrachos!“ sagte der Molch mit Kinderstimme und verschwand.

Der Abbé blieb hingesunken mit der Stirn gegen den Boden. Der Schwefelgeruch verzog sich. Eliphaz hätte nicht sagen können, wie lange er stand und wartete. Schließlich trat er zu dem Abbé; der rührte sich nicht. Er hob ihn auf. Die schwächliche Gestalt lag in tiefer Ohnmacht in seinen Armen. Eliphaz faßte ihn kräftig und trug ihn die Treppen aufwärts bis in sein Schlafzimmer. Er entkleidete ihn und brachte ihn, ohne die Hilfe des Dieners in Anspruch zu nehmen, zu Bett. Dann erst benachrichtigte er den Diener und beauftragte ihn, Stärkungsmittel zu bringen.

Als er in das Schlafzimmer des Abbés zurückkehrte, fand er diesen bereits wach. Er lag unbeweglich, mit starrem Blick die Decke betrachtend. Eliphaz setzte sich an das Lager.

Der alte Mann sagte mit gebrochener Stimme: „Auch dies umsonst. Meine arme Seele umsonst geopfert. Denn was heißt das: ‚Batrachos‘? Was heißt dieses griechische Wort für Frosch? Was hat es in unserm Fall zu bedeuten?“ Und dann versank der Abbé in schwermütiges Schweigen. Als der Diener Wein und Brot

brachte, weigerte er sich, irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen. Eliphaz, der hungrig war, aß und blieb noch einige Stunden bei seinem Freunde in großer Angst. Doch der Abbé reagierte auf keinen Zuruf, sprach nicht, sondern lag wie in Erstarrung, bewegungslos, verzweifelt. Bei einbrechender Nacht entschloß sich Eliphaz schweren Herzens, heimzugehen. Er fragte am nächsten Tage pflichtschuldigst nach des Abbés und der jungen Fürstin Befinden. Mildred schien einer raschen Auflösung entgegenzugehen. Der Abbé erwachte nicht zu tätigem Bewußtsein. Sein alter Diener war in größter Aufregung, denn sein Herr verweigerte die Nahrungsaufnahme und schien auf diese Weise seinem Leben ein Ende machen zu wollen. In tiefer Bekümmernis schloß sich Lévi in sein Zimmer ein. Die tragischen Folgen der sündhaften Beschwörung, die er nicht hatte verhindern können, bedrückten und betrübten ihn.

Während der langen, einsamen Nachmittage vertiefte er sich gewöhnlich in seine Bücher, seine Tröster in der Einsamkeit, und so las er auch tags darauf im Enchiridion von Leo III., das er mittels des Schlüssels von Trithemius aus der kabbalistischen Geheimschrift entzifferte: „Ein beliebter Verwünschungszauber ist der sogenannte Froschzauber. Man nimmt einen besonders fetten Frosch oder eine Kröte, das Tier wird auf den Namen der Person getauft, die man verfluchen will. Man läßt es eine geweihte Hostie verschlingen, über der man die Formel der Verdammung ausgesprochen hat. Dann wird das Tier in ein Stück Gewand von der verfluchten Person eingehüllt, mit einer Strähne ihres Haares zugebunden und irgendwo im Hause der behexten Person begraben, an einer Stelle, mit der sie häufig in Berührung zu kommen gezwungen ist, also etwa unter der Schwelle ihres Zimmers. Der Astralkörper des Frosches wird zum Vampyr werden und nächtlich ihr Blut saugen. Um diesem Zauber zu begegnen, muß man die Tierleiche finden und sie über einer Flamme aus Pech und Schwefel verbrennen. Dann wird der Fluch auf seinen Urheber zurückfallen und er und alle seine Mitwisser werden binnen vierundzwanzig Stunden sterben.“

Das Buch entsank Eliphaz' Händen. Er nahm sich nicht die Zeit, es einzuschließen, wie er es gewöhnlich zu tun pflegte. Er griff zu Hut und Mantel und eilte wie gejagt durch die schon dunkelnden Gassen Londons, dem Hause des Fürsten T. zu. Er wußte: hier war keine Zeit zu verlieren. Als er hinkam, empfingen

ihn weinende Gesichter. Beidend blieb er an der Türe stehen und fragte den betrübten alten Diener: „Ist es vorbei?“ „Die Fürstin hat die letzte Ölung empfangen! Die Ärzte haben jede Hoffnung aufgegeben. Sie liegt im Sterben.“

„Ich muß zu ihr,“ sagte Eliphas. „Geschwind, ich habe, was sie retten kann.“ Und damit stürzte er ah dem erstaunten Manne vorüber, zum Schlafzimmer Mildreds. Dort lief er dem Fürsten in die Arme. „Lassen Sie mich, mein Lieber“, sagte er hastig und mit fliegendem Atem. „Sie kennen mich zur Genüge, um zu wissen, daß ich Ihres Vertrauens wert bin. - Glauben Sie mir, noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Solange die Fürstin lebt, braucht man nicht zu verzweifeln. Aber lassen Sie mich allein mit ihr und um Gotteswillen, fragen Sie nicht.“

Etwas betreten wich der Fürst zurück und bedeutete durch eine Kopfbewegung, daß sein Wunsch gewährt sei.

Nun trat Lévi in das Schlafzimmer der Fürstin. Er schloß die Tür hinter sich zu. Mildred lag vollkommen bewußtlos auf ihrem Bette. Ihre Augen waren offen, die Augensterne so verdreht, daß man nur das Weiße sah. Ihre Brust röchelte leise, ihre Lippen waren verfärbt. Eliphas warf nur einen flüchtigen Blick auf das Lager, dann riß er die Schwelle auf; das Holz wider setzte sich seinen bebenden Fingern. Er nahm sein Taschenmesser zu Hilfe, doch die Klinge brach. Mit der Kraft der Verzweiflung faßte er die Leiste mit beiden Händen, riß sich die Finger dran blutig, aber schließlich gelang es ihm, das Brett zu heben. Er fand nichts darunter. Wo sonst suchen? Er hob den Teppich, der das Gemach bedeckte, fand aber nichts darunter versteckt. Da gab es nur mehr eine Möglichkeit. Er trat zum Bett der Fürstin und hob die Sterbende von ihrem Lager. Kaum spürte er die leichte Last in seinem Arm, dann legte er sie möglichst sanft auf das Ruhebett. Und nun wühlte er in von Minute zu Minute wachsender Aufregung in den Decken und Kissen ihres Lagers. Er riß die Polster auf und verstreute die Federn. In steigender Verzweiflung durchsuchte er die Bettstatt. Schließlich hob er die Matratze heraus und schnitt sie auf. Das Roßhaar quoll heraus und er ver grub beide Hände darin. Da fühlte er einen schwammigen Gegenstand. Er riß ihn heraus, ein Blick vergewisserte ihn, daß er das Gesuchte hatte. Er stürzte aus dem Zimmer, sagte dem Fürsten zwei Worte und eilte ebenso schnell nach Hause, wie er gekommen war. Daheim angelangt, tat er, wie im Enchiridion emp-

fohlen und verbrannte das Höllentier in Pech und Schwefel. Nachdem er das Fenster geöffnet und den üblen Geruch aus dem Zimmer gelassen hatte, überfiel ihn bleierne Müdigkeit. Angezogen warf er sich aufs Bett und verfiel augenblicklich in einen schweren traumlosen Schlaf.

Am nächsten Tag erfuhr er im Hause des Fürsten, dessen Dankbarkeit keine Grenzen kannte, daß die junge Fürstin tatsächlich die Krisis überstanden habe und auf dem Wege der Genesung sei.

Am darauffolgenden Tage hörte man in London von dem aufsehenerregenden plötzlichen Tode der Ballettdiva Marie Bertin. Zur selben Zeit verstarb eine nahe Verwandte des Fürsten, eine ältere Jungfrau ganz plötzlich.

(Vorstehende Erzählung ist dem Werke „Eliphas Lévi“ von R. H. Laarß, das in Kürze in zweiter Auflage im Rikola-Verlag, Wien, erscheint, entnommen.)

Rausch und Rauschmittel.

Ein Beitrag zur Psychologie der Narkotiker.

Von R. H. Laarß.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten läßt sich ein Hang zur Berausung nachweisen, ja, man kann, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, von einem allen gemeinsamen Rauschbedürfnis sprechen, das jeweils in der durch Land und Rasse gebotenen Eigenart seine Befriedigung sucht und fand.

Wir wissen aus den aufgefundenen Papyri der alten Ägypter, daß diese sich aus Gerstensaft eine Art Bier brauten, wir wissen aus den Veden vom Somatrank der Inder, durch Homer, der uns die Trinksitten der Griechen beschreibt, wissen wir von seiner „Nepenthes“, der Pflanze, die Vergessenheit bringt; wir wissen, daß die Perser und Skythen ihren Haschisch hatten; die Chinesen ihr Opium, die Japaner ihren Reisschnaps, die Muhamedaner ihren Theriak, gewisse Indianerstämme ihre Kokapflanze, unsere Vorfahren ihren Meth, die Romanen den Wein usw., kurz, jedes Volk hatte stets sein Rauschmittel und hat es heute noch. Verändert und verfeinert hat sich nur die Art der Zubereitung und, der Zeit entsprechend, die Art des Genusses, wie auch die Beweggründe zur Berausung vielfach anderen Ursachen entspringen, als ehe dem bei den Naturvölkern. Leider sind aus den in gewissen Grenzen

ohne weiteres zuzubilligenden Anregungsmitteln vielfach die Gesundheit ganzer Rassen bedrohende Reizmittel geworden, mißbrauchte Narkotika, die, im Übermaß genossen, das davon betroffene Volk sein Kulturniveau verlieren lassen und dem Niedergang entgegenführen können.

Gerade die gegenwärtige Zeit ist, wie es stets in Perioden der Umwälzung zu beobachten war, für eine Steigerung des Rauschbedürfnisses besonders empfänglich; sehen wir doch aus der Völkergeschichte, daß Zeiten des Niederganges — und in einer solchen befinden sich doch jetzt fast alle zivilisierten Staaten — auch einen Verfall der Sitten, ein Anwachsen der Leidenschaften, ein Zunehmen der Verbrechen, des Alkoholverbrauchs und anderer Betäubungsmittel mit sich bringen.

In weit bedenklicherem Umfange, als der oberflächliche Beobachter ahnt, wird seit einigen Jahren in unserem engeren Vaterlande dem übermäßigen Genuß narkotischer Reizgifte gefröhnt, so daß wir nicht mehr nur von einem das gewohnte Maß überschreitenden Hang zum Rausch, sondern von einem ins Übermaß gesteigerten Trieb und einer erhöhten Gier nach Reiz- und Rauschmitteln zu sprechen berechtigt sind. Was durch die Presse zu unserer Kenntnis gelangt, ist nur ein Bruchteil der erschütternden Tragödien, bei denen der Strafrichter mitzusprechen hat, der Eingeweihte weiß nur zu gut, daß neben dem üblichen Alkohol im geheimen Opium, Morphium, Haschisch, Äther, Kokain usw. in mehr oder minder großen Dosen gewohnheitsgemäß genommen werden und wie die Folgen dieser Ausschweifungen die unglücklichen Opfer oft genug ins Irrenhaus oder zum Selbstmord treiben, ohne daß der wahre Grund des unausbleiblichen Nervenzusammenbruchs an die Öffentlichkeit kommt. Aber nicht nur bei uns, in den anderen Kulturstaaten sehen wir die gleichen Erscheinungen, überall auch Bemühungen des Staates zur Eindämmung dieser immer mehr um sich greifenden Laster. Als wirksames Gegenmittel hat sich in solchen Zeiten immer wieder die Aufklärung über die Gefahren, die solche verheerenden Leidenschaften mit sich bringen, bewährt, und Vorbeugen und Warnen sollte niemals unversucht gelassen werden, selbst wenn dadurch nur einige Neugierige abgehalten werden sollten, die aus Wissensdrang einmal einen Versuch mit einem dieser betäubenden Mittel wagen wollen, der schon manchem zum Verderben wurde. Der Aufklärung und

Warnung also sollen die nachfolgenden Ausführungen dienen, in denen wir einmal sowohl das wahre Wesen des Rausches als auch das „Für und Wider“ der gebräuchlichsten Narkotika einer eingehenden Betrachtung unterziehen wollen. —

Das Wesen des Rausches und der damit verbundenen Ekstase.

Die Sehnsucht des Menschen nach Befreiung von der Materie, das glühende Bestreben, sich einmal frei zu machen von dem erdrückenden Gleichmaß des Alltags, das „Sich-loslösen-wollen aus der Enge der Persönlichkeit“ schuf wohl den Urgrund des Rauschbedürfnisses, das tief in unserer Seele verankert ist. Es ist als ob ein gewisser Überschuß von Energie in uns nach einem Ventil sucht, des quälenden Druckes einer Hemmung sich zu entledigen, um dadurch den Organismus wieder in die gewohnte Bahn einzulenken und darin erhalten zu können, nachdem er ab und zu der Leitung durch den Verstand entschlüpft ist. Das Tier im Menschen bäumt sich gegen die Herrschaft des Geistes auf, es will auch einmal seine Freiheit für eine kurze Zeit haben, das Dämonische will über das Göttliche Herr werden. „Der Teufel will seinen Zoll“, sagt der Volksmund.

Jeder Mensch hat dann und wann das Bedürfnis nach Erregungszuständen, seien es freudige oder ihn in tiefster Seele erschütternde, jeder hat Stunden, in denen ihm, er weiß nicht woher, böse Gedanken zufliegen, er fühlt Einflüsse, die er nicht bannen kann, er fühlt sich von bösen Mächten besessen.

In solcher Stimmung sucht er Vergessenheit und findet sie im Rausch, zunächst meist im Alkoholrausch, in dem er allein das Leben als noch erträglich ansieht. „Der Wein erfreut des Menschen Herz“, singt der Psalmist, und schon im Buch Sirach heißt es, daß ohne Wein das Leben für wertlos erachtet wird.

„Was wäre wohl das Leben ohne Rausch?“ „Ein unerträgliches Einerlei“ — lautet die Antwort eines großen Lebenskünstlers. „Der verhältnismäßig natürlichste und darum glücklichste Zustand des Gegenwartsmenschen ist Arbeit im Dienste des Werkes, also aus Lust an der Arbeit, mit festlichen Rauschen in rhythmisch einzustreuenden Pausen. Solche Arbeit nämlich ist eine Form der Passion!“ sagt Ludwig Klages im Anhang zu seinem bedeutenden Werk „Vom kosmogonischen Eros“¹.

¹ Verlag Georg Müller, München, 1922.

Untrennbar vom Wein, von Trunkenheit und ekstatischer Begeisterung sind die herrlichen Schöpfungen der Dichter des klassischen Altertums. Wie viele uns immer wieder begeisternde Werke der Dichtkunst und Poesie, von Homer an, der schon das Opium gekannt haben soll, bis auf die heutige Zeit wären wohl der Welt verlorengegangen, wenn es keine göttliche Trunkenheit gäbe! Schrieben nicht Anakreon, Euripides, Horaz, Aeschylus, Sophokles, Aristophanes und viele andere ihre ewig fröhlichen Gesänge und Lieder, ihre bacchanalischen Hymnen meist zu Ehren der Rauschgötter Dionysos, Bacchos, Eros u. a. zu fröhlichen Gelagen und Festen! Es hat wohl kaum einen echten Dichter gegeben, der nicht gelegentlich wenigstens zu Narcoticis griff. Die Ausnahme bilden vielleicht die wenigen, die von Natur aus mit jener Besessenheit, mit jenen feinen Inspirationen begnadet sind, die nur den ganz Großen zuteil wird. Nur unter Ausschaltung des kühleren Verstandes, nur wenn er die Begriffe mit poetischer Gestaltungskraft belebt, nur mit vom Nektar berauschten Verstand wirkt der Dichter. Beseligt, entzückt, hingerissen will er sein, in Visionen will er schwelgen, entrückt der Welt, sich erheben in Freudenaffecten, die jedes im gewöhnlichen Leben erreichbare Maß überschreiten, befreit von allen Sorgen und Hemmnissen, heraus aus der Gefangenschaft des Körpers, aus den alltäglichen Pflichten und Gedankengängen, und in der Verzückung der Sinne und des Geistes gibt er seinem Sehnen nach Unendlichkeit Ausdruck! Dionysischer — erotischer — elementarer Rausch, ekstatische Seelenverfassung, diese Worte kennzeichnen wohl am besten, was der Dichter braucht und erstrebt: Einen Zustand der Ekstase, den Ludwig Klages (in seinem schon erwähnten Werk) mit einem um sich greifenden Überwallen bezeichnet, das zu einem Durchbrechen der „Individuation“ — mit einer Wendung Nietzsches aus Schopenhauer — und zu einem Zurückversenken des Sonderlebens in das Leben der Elemente führt.

Um dem Begriff „Ekstase“ etwas näherzukommen, seien noch einige Bemerkungen hinzugefügt. Vorausschicken möchten wir, daß eine erschöpfende Schilderung dessen, was und vor allem wie etwas in der Ekstase erlebt wird, stets ein unvollkommenes Beginnen bleiben muß, sie muß erlebt werden. Letzte Dinge, seelische Erlebnisse sind und bleiben okkult, es fehlen die Worte, die Sprache wird zum Stammeln, sie lassen sich nicht begrifflich erfassen. Jeder Religionsstifter, jeder Erleuchtete kann wohl seinen

Jüngern die ihm gewordene Lehre übermitteln, aber er wird ihnen niemals das letzte Geheimnis, das, was er erlebte, als ihm die Erleuchtung wurde, schildern können. Ähnliches erlebte der in die alten Mysterienkulte Eingeweihte bei seiner Aufnahme, — in der Ekstase, in der Befreiung vom Ich.

Der griechische Philosoph Philo von Alexandrien berichtet in seiner Schrift „Vom beschaulichen Leben“: „... die an den bakchischen und korybantischen Handlungen Beteiligten steigern sich in der Ekstase, bis sie das Erwartete sehen“, und Novalis, dem man einen Zug ins Dämonische nicht absprechen kann, schrieb: „Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und der Liebe . . .“ und an anderer Stelle spricht er den Sinn der Ekstase dahin aus: „Das Äußere ist ein in Geheimniszustand erhobenes Innere.“

Diesen letzteren Ausspruch hat Ludwig Klages seinem schon erwähnten Werk vorangestellt, in dem wir aus seinen eigenen Erfahrungen gewonnene Forschungsergebnisse über die Ekstase mit einer bisher unerreichten Tiefe und Klarheit niedergelegt finden. (Wer in die Mysterienforschung eindringen will, dem empfehlen wir, sich in dieses Werk zu vertiefen, in dem wirkliche Schätze verborgen liegen.) Hier finden wir über Ekstase grundlegende Ausführungen, die wir kurz dahin zusammenfassen wollen: „Jedes außermenschliche Lebewesen pulst im Rhythmus des kosmischen Lebens, nur der allein ein Ichbewußtsein besitzende Mensch ist durch das Gesetz des Geistes von ihm abgetrennt worden, und was ihm als Träger des Ichbewußtseins im Lichte der Überlegenheit vorausberechnenden Denkens über die Welt erscheint, das muß dem Metaphysiker im Lichte einer Knebelung des Lebens unter das Joch der Begriffe erscheinen. Von ihm das Leben wieder zu lösen, sowohl dem Sinne, als auch dem Leibe nach, ist der verborgene Hang aller Mystiker und Narkotiker, und das erfüllt sich in der Ekstase. Ist nun Ekstase Seelenentgeisterung — denn nach ihm ist es nicht, wie man wähnte, der Geist des Menschen, der sich befreit, sondern die Seele, und sie befreit sich nicht, wie man wähnte, vom Leibe, sondern gerade vom Geiste — so muß sie auch Seelenentseibung sein. Ekstase heißt sinngemäß übertragen außer-sich-sein = außer dem Ich sein; der Berauschte, gleichgültig, ob in Begeisterung oder infolge narkotischer Gifte, ist nicht mehr „bei sich“, ist „außer sich“ geraten und kommt ermüdet wieder „zu sich“. Als Ausspruch eines echten Ek-

statikers führt Klages den Spruch Dschelaleddin Rumis, des größten Schülers des Suffitenordens, an:

Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
So schauert vor der Lieb' ein Herz
Als ob es sei vom Tod bedroht.
Deni, wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.

Und: „Wer die Kraft des Reigens kennet, wohnt in Gott. Denn er nur weiß, wie Liebe tötet!“ — Die Ekstase ist ihm ohne Zweifel: nicht der Seele Entleibung, sondern Entselbstung und mithin Entgeistung. Sie verläuft in zwei Phasen: die erste, in der das Ich untergeht und die weitere, in der das Leben aufersteht.

Und solange du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Der Weg zum Leben geht also durch den Tod des Ichs, das Leben ist nur um den Preis des Todes feil, das Ich stirbt in Rausch, indem es zerreißt oder indem es sich löst, neben der Ekstase der inneren Sprengung steht die Ekstase der inneren Schmelzung. Daß aber beide nur verschiedene Weisen des gleichen Vorganges sind, ergibt sich aus der nicht zu bezweifelnden Tauglichkeit narkotischer Gifte zur Herbeiführung sowohl der sprengenden als auch der lösenden Ekstase. —

Von diesen narkotischen Giften soll jetzt berichtet werden, und zwar zunächst von dem im größten Umfang Verwendung findenden, dem Opium.

Opium, Opiumesser und Opiumraucher.

Opium (Laudanum) nennt man bekanntlich den eingetrockneten Milchsafft der unreifen Kapseln vom Schlafmohn (*Papaver somniferum* L.). Beim Aufschneiden dieser Kapseln, was am besten 14 Tage vor der Reife geschieht, dringt ein weißer Milchsafft hervor, der an der Luft bald braun wird. Er wird eingedickt und zu flachen, braunen Kuchen gepreßt, in denen er in mannigfachen Formen in den Handel gebracht wird. In China, wo das Opium vornehmlich geraucht wird, bereitet man aus dem Rohopium durch Wiederaufkochen einen Extrakt, Tschand-du, von dem ein

Tropfen auf eine Opiumpfeife genommen wird, um dann, nach mehreren Pfeifen, die erwünschte Rauschwirkung zu erzielen.

In der Heilkunde spielt das Opium (vor allem das von Adam Seetürmer 1804 in ihm gefundene und den eigentlich wirksamen Bestandteil bildende Morphin) eine unentbehrliche Rolle und wird namentlich als Pulver und Tinktur verabreicht. Diese Tinkturen werden durch Ausziehen des pulverisierten Opiums hergestellt, sie enthalten in 100 Teilen das Lösliche von 10 Teilen Opium oder 1—1,2 Teile Morphin und werden vor allem als beruhigende, schmerz- und krampfstillende Mittel angewandt. In Deutschland beträgt die Einzeldosis höchstens 1,5 Gramm, die größte Tagesdosis 5 Gramm. (Wir werden später sehen, welche Quanten die Opiumesser täglich verbrauchen.) Das sogenannte „Elixier parégorique“ der Pharmacopée d'Edimbourg besteht aus 8 Gr. Opium, 12 Gr. Safran, 12 Gr. Benzoesäure, 2 Gr. Anisöl und 150 Gramm flüss. Ammoniak, die in 150 Gr. Alkohol (90%) acht Tage makerriert und dann filtriert werden.

Das in England übliche Elixier, das dort gegen Hysterie und Migräne genommen wird, zeigt folgende Zusammensetzung: Opium 3,88 Gr., Kampfer 2,58 Gr., Benzoesäure 3,88 Gr., Anisessenz 3 Gr., Honig 62 Gr., aufgelöst in verdünntem Alkohol. Hiervon nimmt man als offizielle Dosis nicht mehr als 2—3 Gramm auf einmal, man sieht also, daß die Engländer „anscheinend“ sehr bescheiden im Verbrauch des Opiums sind, aber die Statistiken reden, wie wir noch sehen werden, von ganz anderen Zahlen.

Daß wie alle Narkotika auch das Opium bei Vergiftungen eine Rolle spielt, ist nicht verwunderlich. Lewin berichtet in seinem sehr lehrreichen Werk „Die Gifte in der Weltgeschichte“¹ über verschiedene derartige Fälle, auch die gallenbittere, giftige Pflanze, die man bei den Juden den zum Tode Verurteilten (mit Essig vermischt in sogenannten Taumelbechern) gab und die „Rosch“ genannt wurde, wird als die Kapsel einer Mohnart (*Papaver setigerum*) angegeben (siehe Psalm 69, 22; Matth. 27, 34).

Wir sehen, wie in dieser „satanischen Droge“, wie sie Quincey nennt, Segen und Fluch ruhen. Es ist das Mittel, das „vorn leckt und hinten kratzt“. Zahllosen Menschen brachte es Linderung und Heilung, zahllosen, nachdem es sie in seinen Bann gezogen, Siechtum und Tod.

¹ Lewin, die Gifte in der Weltgeschichte. Berlin 1920 bei Springer.

Wie wir bereits erwähnten, ist das Opium schon im Altertum bekannt gewesen; Homer nennt es die Vergessenheit bringende Pflanze „Nepenthes“. Dem Telémach wird es zur Beruhigung und zum „Vergessen“ gereicht, als er in Sparta von den Schicksalen seines Vaters Odysseus hört (vgl. Lewin I. c.):

„Und da tat in den Wein, wovon man trank, sie ein Mittel:
Kummer scheucht es und Groll und aller Leiden Gedenken.
Kostet einer davon, nachdem in den Krug es gemischt ist,
Dann benetzt an dem Tag ihm keine Träne die Wange,
Wären ihm auch der Vater, die Mutter ganz jählings gestorben,
Würde vor ihm sein Bruder, sogar der geliebteste Sohn durchs
Feindliche Schwert getötet, so daß seine Augen es sähen.
Dieses so wundersam wirkende klüglich ersonnene Mittel
Hatte Helena einst, die Gemahlin Thons, Polydamna
Aus Ägypten geschenkt.“

Vom gleichen „Vergessen machen“ spricht Virgil in seinem „Georgicon“, um Orpheus die Verschuldung des Aristaeus überwinden zu lassen, in dem er schreibt: „Sende lethäischen Mohn zum Totengeschenke dem Orpheus“.

Obschon der Mohn wahrscheinlich schon zu Homers Zeiten in Griechenland gepflanzt wurde (im 8. Jahrhundert v. Chr. nannte Hesiod die Stadt Sikyon Mekone, die Mohnstadt) kannten wahrscheinlich zu damaliger Zeit nur wenige die Bereitung des Opiums aus ihm, und in Ägypten, von wo Helena es erhielt, wußten nur vereinzelte hochgestellte Frauen um dieses Geheimnis, das vielleicht auch in den Händen der Priester war.

Diagoras und Erisistratus, zwei berühmte griechische Ärzte, warnten vor seinem Gebrauch, Plinius, der Ältere (73—23 vor Chr.) berichtet im 20. Buch seiner Naturgeschichte ausführlich über die Zubereitungen und Eigenschaften, Dioskurides berichtet von ihm, und seitdem es eine medizinische Literatur gibt, finden wir in ihr auch das Opium und die verschiedenen Methoden seiner Zubereitung und Verwendung verzeichnet. Im Mittelalter wurde es in Europa nicht häufig verwendet, war aber damals im Orient schon als Genußmittel beliebt und unter den Arabern Kleinasiens als „Afium“ verbreitet. In Indien wurde Handel und Kultur des Opiums zu Anfang des 16. Jahrhunderts Staatsmonopol. In China verbreitete sich das Opiumrauchen um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und kein Handelszweig hat eine solch rapide Ausdehnung gewonnen, wie der Opiumhandel, nachdem der planmäßige Anbau des Mohns um 1767 eingesetzt hatte, von dem zunächst nur un-

bedeutende Quantitäten türkischer Ware durch portugiesische Kaufleute nach China kamen, wo sie als Arzneimittel versteuert wurden.

Um diese Zeit kamen zwei Beamte der englisch-ostindischen Kompagnie in Kalkutta, Oberst Watson und der Vizeresident Wheeler, auf den unheilvollen Gedanken, Opium aus Bengalen nach dem Reich der Mitte einzuführen — ihnen verdankt China diese Art, Menschen zugrunde zu richten.

Noch nie ist ein Produkt der Natur in solch schamloser Weise zum Verderben eines Volkes schönen Gewinnes wegen ausgebeutet worden, wie das Opium, wie wir aus seiner Verbreitung in China ersehen können.

Der leidige Hang der Chinesen zum Opiumrauchen unterstützte dieses auf die Ausnützung der menschlichen Schwächen aufgebaute Unternehmen und der Handel nahm einen derartigen Umfang an, daß bereits im Jahre 1800. das erste Verbot gegen die Einfuhr als auch gegen den Gebrauch des Opiums erging, das aber nun erst recht auf dem Wege des Schleichhandels ins Land gebracht wurde. Als um 1839 der Kaiser Taok-wang einen großen Vorrat eingeschmuggelten Opiums vernichten ließ und bald darauf ein Verbot des Handels mit England überhaupt erfolgte, erklärte dieses 1840 China den Krieg (der sog. Opiumkrieg), in dem letzteres natürlich unterliegen mußte. Die Insel Hongkong mußte an England abgetreten, außerdem eine Buße von sechs Millionen Dollar gezahlt und der Handel wieder erlaubt werden. Trotzdem dies zugestanden wurde, erkannte England die Friedensverhandlungen plötzlich nicht an, sondern rüstete eine zweite Expedition aus, die bis nach Tscha-pu, dem Stapelplatz des chinesischen Handels mit Japan, vordrang und Schanghai besetzte. Bei den neuen Friedensverhandlungen erpreßte England diesmal 21 Millionen Dollar als Kriegsentschädigung. China mußte empfindlich bestraft werden, da es sich nicht widerstandslos zugunsten des Geldbeutels der englischen Kaufleute vergiften lassen wollte! Trotzdem das Einfuhrverbot nach wie vor bestand, begann nun — nach bewährtem englischen Rezept — eine Überschwemmung des Landes mit Missionaren und mit Opium. Insbesondere in der Nähe der Häfen, die dem Verkehr mit dem Auslande geöffnet waren, wurde das Opium von wohlbewaffneten Schiffen der ostindischen Kompagnie aus, die als Warenmagazin dienten, ins Land geschmuggelt. In den 50er Jahren gab es schon 56 solcher Magazinschiffe, und 1853 bezogen die Teilhaber an einem englischen Hause jeder die Kleinigkeit von

400000 bis 800000 engl. Pfund als reinen Überschuß! — Natürlich versäumten aber die englischen Kaufleute nicht, jeden Sonntag mit der Bibel im Arm zur Kirche zu gehen, um diesem Barbarenvolk das echte Christentum vor Augen zu führen.

Im eigenen Mutterlande empörte sich das Volksempfinden gegen diese schamlose Knechtung und Ausbeutung Chinas, man gründete 1859 in London einen Anti-Opiumverein und richtete eine Bittschrift um Abstellung des schändlichen Handels an die Regierung. Herr Wood, der sehr ehrenwerte Minister für Indien, erwiderte jedoch darauf, der Opiumhandel sei für die englischen Kaufleute unentbehrlich und die Chinesen sollten das Opium nur mäßig genießen, dann schade es ihnen nicht.“ So der Christ! Der Barbär, dessen Volk England mit Kultur und Christentum beglücken wollte, der chinesische Kaiser, dem seine Minister, da sie den Opiumhandel doch nicht hindern konnten, vorschlugen, einen sehr hohen Zoll auf die Einfuhr zu legen, dieser Heide antwortete: „Ich weiß, daß ich die Einfuhr dieses hinreißenden Giftes nicht verhindern kann; habgierige und verdorbene Menschen werden aus Gewinnsucht oder um ihre Begierden zu befriedigen, meinen Wünschen entgegenarbeiten, aber nichts soll mich bewegen, mir ein Einkommen aus dem Verderben und dem Elend meines Volkes zu verschaffen.“ Metternich und Montalembert nannten den Opiumhandel einen Schandfleck auf dem Wappen Englands. —

(Wird fortgesetzt.)

WISSEN UND UNTERHALTUNG

Das Urbild des Narzißmus. Die Sage von Narkissos (lat. Narcissus), der sich in sein Abbild, das er in einer Quelle sieht, verliebt, führte zu dem in der Psychoanalyse unter Narzißmus festgelegten Begriff der mit Wollust verbundenen Eigenliebe, einer gesteigerten Form des Egoismus.

Es ist nun interessant, zu sehen, wie alt die Sage vom Narkissos in Wirklichkeit ist, die in unserer Zeit einen Begriff prägen ließ, dessen Urbild im grauesten Altertum gesucht werden muß.

In der klassischen Literatur finden wir diese Sage erst ziemlich spät.

Ovid ist der erste, der sie behandelt. Ihr Ursprung ist aber viel weiter zurück zu verfolgen, sie steht sogar schon in den Zeitschriften und zwar im „Bundehesch“, wo von den Ratava's (Meistern) der Geschöpfe

die Rede ist; da heißt es: „als der erste des Menschengeschlechts wurde Gayomart gebildet, glänzend, weißhäutig, der ins Wasser schaut.

Aus Furcht vor dem reinen Menschen (Gayomart) liegt Ahriman, das Prinzip des Bösen in der Religion Zoroasters, 3000 Jahre niedergestreckt da, dann kommt der gottlose Gahi, der Geist der Unreinigkeit und verspricht, den reinen Menschen zu vernichten. Ahriman küßt erfreut den Dämon (Gahi) und verspricht ihm als Lohn die Erfüllung einer Bitte, worauf Gahi sich den Leib eines Jünglings von fünfzehn Jahren wünscht, den er auch erhält. Er tötet Gayomart, indem er ihn in das Wasser Khéi schauen läßt; dieser sieht darin das Trugbild des Gahi und kommt dadurch in seine Gewalt.

Nach einem Zitat aus den „Din“, d. h. den heiligen Büchern, gab Gayomart im Sterben Samen und gereinigt durch das Licht der Sonne entspringt daraus nach vierzig Jahren in der Gestalt der Pflanze Reivas eine Säule von fünfzehn Jahren mit 15 Blättern am Tage Mithra des Monats Mithra aus der Erde; aus dieser entwickelt sich dann das erste Menschenpaar, Meschia und Meschianeh. Gayomart ist der Urmensch in der theosophischen Form des zarathustrischen Systems.

Dies dürfte die eine Quelle sein, aus der Ovid seine Narzissus-Sage geschöpft hat. Es gibt aber noch ein zweite und zwar Pausanias, der (etwa 180 n. Chr.) den Mythos erzählt, wie er zu Thespieae am Helikon im Volksmund lebte, was ein Beweis für ihr hohes Alter ist.

Er erzählt (IX, 31,7): im Land der Thespier am Helikon sei die Quelle des Narkissos und der Sage nach habe Narkissos in dieses Wasser geschaut und nicht mehr wissend, daß er seinen eigenen Schatten gesehen, habe er sich, ohne es zu merken, in sich selbst verliebt und durch diese Liebe sei ihm an der Quelle der Tod geworden. Dies sei aber, wie der ehrliche Pausanias meint, gar zu albern, daß jemand, der schon ein solches Alter erreicht hat, wie von der Liebe gefangen werde und nicht mehr unterscheiden könne, was Mensch und was des Menschen Schatten sei. Es gäbe noch eine andere Sage, weniger bekannt als diese, die er nun ebenfalls erzählen wolle: Narkissos habe eine Zwillingsschwester gehabt, die in allem ihm gleich gewesen sei, auch an Gestalt; beide hätten auch den gleichen Haarwuchs gehabt und ähnliche Kleidung angezogen, seien auch miteinander auf die Jagd gegangen. Narkissos sei in seine Schwester verliebt gewesen und als sie gestorben war, sei er an die Quelle gegangen, und obwohl er wußte, daß er seinen eigenen Schatten sehe, sei es ihm ein Tröst in seiner Verliebtheit gewesen, sich einzubilden, das Bild seiner Schwester zu sehen. Die Blume des Narkissos aber habe die Erde auch erzeugt,

denn nach den Liedern des Pamphos, der viele Jahre früher lebte als Narkissos von Thespieae, sei Kora, der Demeter Tochter, geraubt worden, als sie spielte und Blumen sammelte; sie sei aber geraubt worden, nicht durch Veilchen betrogen, sondern durch Narzissen.“

Der trockene Pausanias nimmt also den Narkissos für eine historische Person, er weiß sonst mit den Sagen nichts anzufangen und hat keine Ahnung, daß er zwei uralte orientalische Mythen erzählt, deren eine uns in der Version von Gayomart, dem ins Wasser blickenden, aus dessen Samen die Blume Reivas hervorsprießt, erhalten ist, während die andere im Atharva-Veda steht.

Nach der griechischen Sage sind die Eltern des Narkissos der Fluß Kephissos und die Nymphe Leirioppe, die lilienfarbige oder zarte, er ist also ein dem Wasser entsprungenes Wesen, wie Gayomart, der ebenfalls dem Wasser entsteigt.

In der Schilderung dieses Wassers bei Ovid sind die Züge eines Urwassers eingewebt, Narkissos ist bei Ovid eines über fünfzehn Jahre alt. Die Beschreibung der Blume Narkissos, die an der Stelle der Leiche des Jünglings aufsprießt, erinnert, verglichen mit jener der Narkissosstaude im Homerischen Hymnus auf die Demeter, aufs lebhafteste an die Pflanze Reivas; beide sind Symbol der gleichen Sache: des Unterganges des Lebens im Tode und des Wiedererwachens desselben in der Generation. Deshalb ist der Narkissos der Kranz der großen Göttinnen. (Entnommen aus „Mithra“. Ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients von Dr. Friedrich Windischmann. Leipzig, 1857. F. A. Brockhaus.)

*

Parfüm und Charakter. Man rühmt der Orientalin nach, daß sie die psychologische Bedeutung des Parfüms richtiger einzuschätzen wisse als die Abendländerin und besondere Sorgfalt auf die Wahl ihres Parfüms verwende. Nächste ihr habe die Französin am besten erkannt, daß ihre ganze Erscheinung und Persönlichkeit im Einklang mit dem zu verwendenden Wohlgeruch stehen müsse und sucht daher ihr Parfüm äußerlich und innerlich mit ihrer Wesensart in innige Harmonie zu bringen. Sie parfümiert ihre Unterwäsche anders als ihr Kleid, die Handschuhe mit einer anderen Nuance als ihre Strümpfe und für ihr Zimmer wählt sie wieder eine andere Note. Sie bevorzugt „dünne“ Gerüche wie Geranium, Jasmin, Veilchen und Reseda und überläßt Moschus oder Tuberrosen den üppigen Frauen des Ostens. Ein besonderes Verständnis für Wohlgerüche rühmt man der ehemaligen Kaiserin von Russland nach, die ihre Gemächer mit Essenzen aus Flieder, Jasmin, Narzissen, Tuberrosen oder weißen Veilchen parfümieren ließ,

wozu die Pflanzen zu bestimmten Zeiten gepflückt werden mußten, die sie selbst angab. — Übrigens kannten die alten Astrologen auch schon die Zugehörigkeit bestimmter Gerüche zum Charakter und gaben ihren Clientinnen an, welche Gerüche sie gemäß dem ihre Nativität beherrschenden Stern wählen sollten, z. B. galt Heliotrop für die Sonne, Veilchen für den Mond, Wachholder für Merkur, Heidekraut für Mars, Minze für Jupiter, Mohn für Saturn, Verbena für Venus, wobei noch berücksichtigt wurde, daß auch die verschiedenen Jahre als bestimmten Gestirneinflüssen unterstellt galten und zwar herrschten bis zum 4. Lebensjahr der Mond, vom 5.—14. Merkur, vom 15.—21. die Venus, vom 22.—42. die Sonne, vom 43.—56. der Mars, vom 57.—68. Jahre der Jupiter und vom 69. Jahre ab stand das Leben unter der Herrschaft Saturns.

B Ü C H E R S C H A U

Jedes hier besprochene Buch kann vom Verlag dieser Zeitschrift zum Originalpreis bezogen werden.

Dr. A. Freiherr v. Schrenck-Notzing: Experimente der Fernbewegung (Telekinese) im psychologischen Institut der Münchner Universität und im Laboratorium des Verfassers. Mit 27 Gutachten von Hochschullehrern des In- und Auslandes, 31 Textabbildungen und 8 Tafeln. Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart. Geheftet Gm. 8.—, in Halbleinen Gm. 10.—.

In diesem neuen Werk veröffentlicht der Verfasser die Berichte über fünfzehn Sitzungen mit dem Medium Willi S. im Psychologischen Institut der Münchner Universität und weitere Sitzungen über streng methodisch angestellte Fernwirkungsexperimente im eigenen Laboratorium. Außerdem enthält es die Wiedergabe von 60 Berichten derjenigen Personen, die an diesen Experimenten teilnahmen, und von diesen Berichterstellern sind 29 Hochschulprofessoren, 11 Ärzte, 2 Anwälte, 3 Pädagogen, 6 Schriftsteller und 5 Privatforscher, darunter der in der Praxis des Mediumismus als sehr bewandert und nüchtern-skeptisch wohlbekannte Forscher Dingwall, der zu dem Urteil kommt, „daß noch niemals mediale Erscheinungen unter so vollkommenen Kontrollen konstatiert wurden. Wie ungeheuerlich die Phänomene auch denen erscheinen, die nicht mit der Masse des Beweismaterials bekannt sind, so ist es für einen wissenschaftlich denkenden Menschen unmöglich, sie zu ignorieren.“ Wenn ein Mann wie Dingwall, der als Spiritistenprüfer den berühmtesten Medien gegenüber skeptisch geblieben ist, sein Urteil über die sorgfältigst getroffenen Kontrollmaßregeln in die Worte zusammenfaßt: „Tatsächlich kann ich mich keines Mediums erinnern, das sich einer ähnlichen Kontrolle unterwirft, wie Willi,“ wenn 60 urteilsfähige ernste Forscher dies bestätigen, so dürfte es wohl an der Zeit sein, das Vorhandensein einer psycho-physischen Kraft endlich anzuerkennen und nicht immer wieder zu behaupten, daß dieser zwanzigjährige Willi S. trotz der raffiniertesten Kontrollen Täuschungsmanöver ausgeführt hat.

Daß kurz vor dem Erscheinen dieses Standardwerkes des hochverdienten Forschers in der Tagespresse der wie das Mädchen aus der Fremde sich jährlich wiederholende Feldzug gegen den Okkultismus einsetzte, in dem behauptet wurde, daß das Medium Laßlo, mit dem auch Schrenck-Notzing experimentiert habe, als Betrüger entlarvt worden sei — dies ist ein eigenes Zusammentreffen. Die Kundigen wissen, daß und warum immer von der gleichen Presse von Zeit zu Zeit der Okkultismus, der auf Aufklärung hinarbeitet, angepöbelt wer-

den und mindestens ein Fall von Medien-Entlarvung pünktlich da sein muß, ähnlich wie Napoleons Polizeiminister ja auch erklärte, daß er so ein bis zwei Verschwörungen gegen seinen Kaiser stets in Reserve habe. Diesmal war es der „Fall Laßlo“, der ausgebeutet wurde, „weil“ ja Schrenck-Notzing auch mit diesem Medium experimentiert habe — was in großen Lettern an auffälliger Stelle urbi et orbi verkündet wurde. Daß gerade Schrenck-Notzing schon neun Monate vorher diesen betrügerischen Burschen als Schwindler gebrandmarkt und die Spiritisten vor ihm gewarnt hatte, das wurde dann an versteckter Stelle berichtet. Budapest—Prag—Wien—Berlin gaben den Ton an und die brave Provinzpresse druckte diese Sensationen nach. Nur Paris war vorsichtig und brachte nur eine kurze Notiz mit Vorbehalt, dort kennt man anscheinend diese Maximen schon und blamiert sich in solchen Dingen nicht gern so gründlich. Fragt man sich nun, was denn eigentlich entlarvt wurde, so bleibt außer einem vorher schon entlarvten Betrüger (Laßlo) die ungeheuerliche Tatsache bestehen, daß nach Sitzungen mit Medien sich die „vorurteillosen Forscher“ hinsetzten, die Füße hoben, Gegenstände damit in Bewegung setzten und so zu der Überzeugung kamen, daß sie „so etwas ohne Medien auch könnten und föhlich die Medien entlarvt seien.“ Als dann, wie J. Kabler in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Glocke“ (Nr. 4, 1924) berichtet, der herzkrankte Dr. Holub in Wien vor Empörung über diese „Entlarvungen“ starb, kamen Berichtigungen, daß ja die Medien eigentlich nicht entlarvt worden seien, sondern daß festgestellt wurde, daß Levitationen, Telekinese usw., welche in Anwesenheit der Medien konstatiert wurden, auf ganz natürlicher Grundlage beruhen usw. — und der Feldzug gegen den Okkultismus wurde abgeblasen, bis . . . na, bis wieder angeblasen wird.

Inzwischen sorgen ja die getreuen Spiritistentöter dafür, „daß das Volk aufgeklärt wird“. Es ist sicherlich ein zufälliges Zusammentreffen, daß gerade jetzt in der Sammlung „Wege zur Erkenntnis“ in der Franckschen Verlagshandlung in Stuttgart eine neue Auflage des Bändchens „Spiritismus“ erschienen ist, das „der bekannte Berliner Psychiater, der seit Jahrzehnten mit Aufklärungsarbeit über Spiritismus und Okkultismus beschäftigte Geh. Sanitätsrat Dr. Albert Moll“ verfaßt hat. Beigegeben ist ein Beitrag von Dr. K. R. Kupffer, Professor am Herder-Institut zu Riga. Dritte Auflage, mit 28 Abb. Preis Gm. 1.20 brosch., 1.50 gebunden. Die hier befolgte Methode ist die altbewährte Molls. Er berichtet über negative Sitzungen mit Medien und von Entlarvungen und predigt die Unehtheit aller okkulten Phänomene, da nur Betrügereien durch Taschenspielerkunststücke vorliegen, durch die natürlich alle Teilnehmer sich täuschen ließen. Solche Elaborate, wie dieses sind eigentlich gar nicht wert, daß man sie beachtet, aber es liegt Methode darin, immer und immer wieder auf solche Weise „aufklärend“ zu wirken, und lediglich deshalb sollen sie nicht unwidersprochen bleiben. Moll schätzt übrigens in diesem Traktat seine Leser recht niedrig ein, denn viele Sitzungen sind geradezu kindlich-naiv dargestellt, und ernsthafte Leser müssen sich durch die herabsetzenden Bemerkungen, die er auch den verdientesten Forschern anhängt, angewidert abwenden. So schreibt er z. B. von dem bekannten französischen Forscher Charles Richet, daß dieser in Frankreich ebenso für einen Betrogenen gehalten würde, wie bei uns Schrenck-Notzing, daß Flammarion übrigens trotz seiner Verdienste um die Wissenschaft unter den Astronomen als großer Phantast gelte, daß William Crookes die Untersuchungen so angestellt hat, wie das Medium es wollte, daß man schon nach dem Bilde sehen könne, daß das Medium Slade schlapper sei, als der deutsche Professor Zöllner u. a. m. Moll ist der Geist, der stets verneint; das größte Unglück, das ihm passieren könnte, wäre, daß er einmal gewürdigt würde, von einem alle seine Forderungen erfüllenden Medium überzeugt zu werden. — Wir wollen in seinem Interesse hoffen, daß er davon verschont wird und ihm die Enttäuschung über seine Lebensarbeit erspart bleibt.

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
 Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen

über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: Verlag Magische Blätter. Monatschrift
 Schriftleitung: Dr. Richard Hummel.

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang

Leipzig, Juli 1924

Heft 7

Magie der Zeichen.

*Wahllese
 J. 44.*

Von Bô Yin Ra.

Wie ist doch der heutigen Welt so gar vieles wieder dicht verschleiert worden, was einst den Menschen früherer Tage offenbar war! —

Wie vieles gilt heute nur noch als „leerer Formelkram“, was ehemals, hehres Mittel magischen Wirkens bildete! —

Wahrlich, die wenigen sind zu zählen, die da heute auch nur ahnen, welche magische Macht dem Menschen gegeben ist! —

In mancherlei Weise wußten die Alten solche Macht zu nützen.

Wohl waren auch sie gewiß nicht von allem Aberglauben frei, allein ihr Aberglaube rankte sich nur um ein Wissen, das der Nachwelt wieder verloren ging und das die Späteren nun allzukunft als „Aberglaube“ entwerteten möchten.

Hier gilt es sorglichst zu sondern, will man der Wahrheit nahekommen!

*

Es sei hier die Rede von der Magie der Zeichen, deren die Alten ebenso kundig waren, wie die Menschen dieser Tage die Kraft des Blitzes zu nützen wissen.

So sehr ist jenes Wissen der Alten gelästert worden, daß man Gefahr läuft, in den Verdacht der kritiklosen Schwärmerei zu geraten, redet man von diesen Dingen, ohne sie dem Aberglauben zuzurechnen! —

Magische Blätter. V.

Und doch ist hier vieles verborgen, das einst wieder offenbar werden wird, so sehr man auch heute derlei mißachten mag! Vergessenes Wissen wurde noch immer verlacht! . . .

Wer aber — außer den wenigen, die hier kaum zählen — weiß heute noch davon, daß gewisse geschriebene, graphisch gestaltete oder auch plastische Zeichen magische Kräfte in Wirksamkeit setzen können, sobald sie „geladen“ wurden mit Impulsen, die solche Kräfte zu entfesseln vermögen!? —

Doch nicht nur Zeichen, die aus irgendeinem Material der Kundige zu formen weiß, üben solche Wirkung aus.

Der eigene Körper des Menschen kann durch bewußte, entsprechende Haltung zu einem magischen Zeichen werden: — die Gebärde kann solcher Zeichen Formung sein. — —

Während jedoch das aus fremdem Stoffe geformte magische Zeichen stets in seiner Starre bei einmal gegebener Wirkung verharret, verbindet sich den Zeichen, die der menschliche Körper formt, zugleich die Bewegung, ja es ist möglich, ein Zeichen in ein anderes kontinuierlich überzuleiten und so die Wirkungsweise mannigfach zu variieren. —

Zugleich aber wird alle Wirkung ganz erheblich gesteigert durch des Wirkenden Konzentration auf die geforderte Haltung..

Nicht willkürlich darf sich Bewegung an Bewegung, Zeichen an Zeichen reihen!

Nicht Neigung persönlicher Gefühle darf die Gebärde bestimmen!

In wohlgeordnetem Rhythmus, bedingt durch eherner Gesetze jener Sphäre, von der aus die Wirkung erfolgen soll, muß alle Darstellung magischer Zeichen durch den Körper, wie ihre Überleitung, erfolgen, sollen die unsichtbaren Kräfte tatsächlichen Anstoß erhalten.

So wie ein chemisches Präparat nur dann in gewünschter Weise herzustellen ist, wenn jede Bedingung, die gefordert wird, durch physikalische Gesetze peinlichste Erfüllung findet, so kommt auch magische Wirkung nur zustande, wenn der Wirkende sich streng an die Erfordernisse seines Wirkens hält, möge er nun die magischen Zeichen aus starren Stoffen, oder durch seines eigenen Körpers Gebärde und Bewegung formen. —

*

Die Weisen der alten Religionen kannten sehr genau die Gesetze magischen Wirkens.

Sie wußten, weshalb sie ihre Liturgien an bestimmte Formen knüpften, die streng eingehalten werden mußten.

Hier ist die Kraft verborgen, die selbst Reste jener alten Kulte heute noch im Dasein hält. — —

Alle Kultgebärde, alle hieratische Haltung bei der Ausübung der Riten ist nichts anderes als Zeichenmagie! —

Die Wirkung erfolgt auch dann noch, wenn die Wirkenden längst nicht mehr wissen, was sie tun, solange sie durch alte Vorschrift sich davor bewahren lassen, die Gesetze zu mißachten, die allhier in Frage kommen. —

Die Deutung, die man solchem Tun zu geben sucht, mag sich im Lauf der Zeiten oft genug gewandelt haben, allein die Wirkung bleibt und ist von jeder Deutung unabhängig. —

Gar manche kultische Gebärde, die man heute nur symbolisch deuten möchte, stellt ein magisches Zeichen dar von wohlherprobter Wirksamkeit. —

So ist es denn auch töricht, Liturgien neu zu formen, die durch symbolische Geste die Magie der Zeichen ersetzen möchten.

Die alten Liturgien hatten sehr erheblich anderes zu geben, und es wird noch jetzt vermittelt, soweit sie in Fragmenten noch erhalten sind. — —

*

Weit mehr, als alles ausmacht, was sich heute noch erhalten hat an magischen Zeichen, die der Wirkende durch die Gebärde formt, ist aus der Vorzeit überkommen in Gestalt der starren Zeichen, die man graphisch, in der Farbe oder plastisch formte.

Auch hier zeigt sich gar deutlich jenes Wissen, das die Weisen alter Religionen einst ihr eigen nannten.

Die Deutung, die den Zeichen dieser Art jeweils aus Glaubenslehren wurde, führt hier freilich in die Irre. —

Nicht was sie „bedeuten“ sollten, ist hier zu erfragen, sondern was sie — wirkten . . .

Nur eigenes Erfühlen dieser Wirkung kann hier zur Erkenntnis führen, denn noch ist diese Wirkung nicht erloschen.

Soweit die Darstellung der menschlichen Gestalt im Kunstwerk hier beachtet werden muß, kommt auch die Zeichenbildung durch Gebärde sehr gewichtig in Betracht.

Die religiöse Kunst des Altertums bleibt ohne diesen Schlüssel unerschlossen. — —

Was aber, außer solcher Darstellung des Menschen, noch an Formen, die einst alten Liturgien dienten, uns erhalten ist, wird wiederum so manches Werk sakraler Kunst entschleiern helfen, das der Magie der Zeichen einst sein Dasein dankte. —

Es sollen diese Darlegungen nur den Blick auf die erwähnten Dinge lenken und Ehrfurcht lehren vor der Weisheit jener Alten, die weit weniger dem Aberglauben ausgeliefert waren, als das heutige Geschlecht vermuten möchte.

Die Zeichen, magischen Charakters, die sich heute noch in alten Tempeln, Kirchen und Museen finden, sollen hier wahrlich nicht etwa „gedeutet“ werden!

Wer sie gedeutet wissen möchte, zeigt damit, daß er sie für Symbole hält, und weiß noch nicht, daß sie nur im Erleben sich enthüllen, durch die Wirkung auf die Seele, die auch heute noch von ihnen ausgeht, gibt man sich dieser Wirkung willig hin und läßt die Glaubenslehren ruhig unbeachtet, die sich seit alter Zeit schon um ihr Dasein ranken.

Wer nur ein wenig von dem erlebt, was hier erlebbar ist, der wird durch die Erfahrung in sich selbst verlernen, lächelnd nur und überheblich auf das Wissen jener Alten tief herabzusehen, das sie Magie benannten. — —

Ich und du.

Du neigst dein Licht zu mir herüber,
Ich neige meines hin zu dir
Und neue Flamme weht darüber
Aus dir und mir.

Ich bin der Wechsel, du die Ruhe.
Ich bin die Farbe, du das Licht.
Weißt du es nicht?
Von dir hat alles Leben, was ich tue!

Hans. Chr. Ade. (Aus „Die Schale“.)

Meister Eckehart: Von der Klugheit im Tun. — Vom Willen.

Von der Klugheit im Tun.

Es gibt viele Menschen, die ihr Alltag nicht hindert und nicht ganz ausfüllt. Das ist nicht schwer, wenn du nur ganz willst, denn wo das Herz inbrünstig nach Gott ruft, findet Vergängliches weder Halt noch Heimat. Doch laß dir damit noch nicht genügen. Alles sollst du zu deiner Belehrung nützen, alles und überall, wo du sein magst, was du siehst und hörst, und wenn es dir noch so fremd und widerwärtig ist. Dann erst bist du auf dem rechten Weg und nicht früher. Nie gibt es ein Ende für dich dabei: ohne Unterlaß sollst du wachsen daran und in wahrer Bereitung gewinnen. Du sollst bei allen Dingen und bei allen Werken deine Klugheit walten lassen. Immer sollst du das Auge deiner Seele offen halten und deines innersten Ichs bewußt bleiben und Gott in allem so klar erfüllen, als du nur kannst. Denn du sollst sein, wie unser Herr sagte: „Ihr sollt wie Wachende sein, die ihres Herrn warten. Denn die Wartenden sind wachsam und schauen sich um, ob ihr Herr komme, auf den sie warten. Sie erhoffen ihn in allem, was des Weges kommt: mag es ihnen noch so fremd sein, sie prüfen doch, ob er sich nicht darin verberge“. So sollst auch du bewußt in allem auf Gott achten. Dazu ist unermüdliche Ausdauer nötig und du mußt alle Kräfte des Leibes und der Seele darin einen. So kommst du zum Sieg. So rufst du Gott in jeder Arbeit gleich und fühlst sein heiliges Leuchten in allen Dingen.

Freilich, nicht alle Werke sind sich gleich. Aber wer immer aus treuem Herzen wirkt, dessen Werke rufen auch gleich. Dem aber, in dem sich der lebendige Gott geboren hat, dem leuchtet er im niedersten wie im höchsten Tun. Das soll nun freilich nicht heißen, daß du mit Absicht etwas Vergängliches oder Unrechtes tun sollst, sondern daß du alles, was du im Außen siehst und hörst, Gott anbietest. Wer Gott in allem so gegenwärtig hat, wer seine Seele so in Ihm geeint hat und in Seinen Dienst stellt, der hat den wahren Frieden gefunden und das Himmelreich ist in ihm!

Zwei Wege stehen dir offen, wenn du recht gehen willst: du mußt Gott entweder in deiner Arbeit rufen und erleben lernen oder du mußt alle Arbeit lassen. Doch da du in diesem Leben nicht ohne Arbeit sein kannst, die sich dir irdisch vielfältig anbietet, so lerne Gott in aller deiner Arbeit loben. Doch bleibe innerlich frei in jedem Tun und an jedem Ort. Wenn du dich innerlich bereitest, aber handeln mußt in der Welt, so wappne dein Herz mit gläubigem Vertrauen zu Gott und kehre ihm all dein Meinen und Denken, all dein Wollen und Vermögen zu, damit nichts anderes von dir Besitz ergreife. Du sollst auch nichts, was du getan hast, für so vollkommen und vollendet halten, daß du dir einbildest, du dürftest nun unbekümmert und selbstsicher werden in deinem Tun und deine Wachsamkeit ermatten und einschlafen lassen. Sondern du sollst dich mit Klugheit und festem Willen emporheben und dein Allerbestes durch sie vollenden, damit du dich vor allem Schaden in deiner Seele und in der Welt bewahrst. So vernachlässigst du nirgends etwas, sondern nimmst wachsend ohne Unterlaß.

Vom Willen.

Der Reiz der Sünde ist für den sich bereitenden Menschen nie ohne großen Nutzen. Es gibt zweierlei Arten von Menschen: an den einen tritt keine oder nur wenig Verführung heran. Aber den andern verlocken Versuchung und Sünde überall. Sein äußerer Mensch wird durch die Welt um ihn her zu Zorn, zu Hochmut oder zu leiblicher Gier gereizt, je nachdem es ihn anpackt. Aber mit seiner innersten Kraft steht er fest und gelassen. Er will der Verführung nicht nachgeben, will weder zürnen noch Sünde tun und kämpft deshalb mit Macht dagegen an. Dabei kann die schlimme Anlage ihm angeboten sein, denn mancher Mensch ist von Natur zornig und hochmütig, — aber dennoch gibt er nicht nach. Dieser Kämpfer muß viel höher gepriesen werden: sein Lohn ist reicher und seine seelische Form edler als die des andern. Denn der vollkommene Friede wird durch Kampf errungen, wie St. Paulus sagt: das Gute wird vollbracht in Schwachheit.

Hang zur Sünde ist noch keine Sünde, aber die Sünde bejahren, zornig sein wollen, das ist Sünde. Du Wanderer auf dem heiligen Weg, wenn du dir wünschen dürftest, was du wolltest, du solltest dir nicht wünschen, daß dein Hang zum Bösen ver-

gelte, denn ohne sie stündest du unsicher und gleichgültig in Welt und Werk. Die Ehre des Kampfs ginge dir verloren, und die Krone des Siegs. Versuchung und Kampf mit dem Bösen bringen dir den Frieden deiner Seele und den Siegerlohn¹ deines Streits. Der Hang zum Bösen macht dich eifriger, dich allezeit im Guten zu üben und treibt dich auf den rechten Weg mit Gewalt. Eine strenge Geißel ist er, die dich zu Wachsamkeit und zu Bereitung peitscht. Je schwächer du bist, desto fester mußt du dich zu Kraft und Sieg rüsten. Denn Beide² liegt in deinem Willen: der Weg des Lichts und der Weg der Vernichtung:

Du sollst über nichts verzagen, solange dein Wille wach ist, und sollst dich nicht grämen, wenn Wille und Tat nicht eins sind. Du sollst dich auch nicht für verloren halten, solange dein Wille rein und fest ist, denn alle Einung und Erleuchtung kommen durch deinen treuen Willen. Nichts kann dir mangeln, solange dein Wille rein und gläubig ist, Liebe nicht, noch Demut, noch irgend ein Glück der Seele. Was du ganz mit geeintem Willen willst, ist dein und niemand kann es dir rauben, weder Gott noch alle Kreatur, wenn nur dein Wille ganz in Gott geeint ist, ganz durchleuchtet ist von ihm. Also nicht: „Ich wollte wohl“, denn da ist noch Zweifel darin, sondern: „Ich will, daß es jetzt so ist!“ Steht ein Ding über Berg und Tal und will ich es wirklich haben, so ist es eigentlicher mein als das, das ich gleichgültig in den Händen halte.

Der Wille zum Guten schafft mit seiner Kraft nicht minder das Gute, als der Wille zum Schlechten das Schlechte schafft. Trage ich den Willen zum Bösen in mir, so liegt die Sünde auf meiner Seele, als hätte ich die böse Tat getan, auch wenn ich nie etwas verbrochen habe. Ich könnte mit geeintem Willen so große Sünde tun, als hätte ich die ganze Menschheit hingemordet, obwohl ich keinen Finger dazu rührte. Warum sollte das Gleiche nicht für den guten Willen gelten?

Es gilt wohl und tausendmal mehr!

Alles kann ich durch den Willen. Ich kann aller Menschen Leid auf mich nehmen, alle Armen sättigen und aller Menschen Arbeit tun. Fehlt es dir nicht am Willen sondern nur am Können, so hast du alles vor Gott vollbracht und niemand kann es dir rauben oder dich irre machen darin. Denn tun wollen, wenn es nur in meiner Macht steht, und getan haben, ist Eins vor Gott. Wollte ich soviel Willen haben wie die ganze Welt, ich habe ihn,

wenn mein Wille nur geeint und gläubig ist. Denn was ich haben will, ist mein. Und wollte ich so voll Liebe sein wie alle Menschen zusammen und Gott so preisen, ich hab's und kann's, wenn nur mein Wille geeint ist.

Du fragst, wann denn dein Wille recht sei?

Dein Wille ist dann ganz und recht, wenn er frei von allen Wünschen der Person ist, ausgegangen aus seiner Vielheit, geeint im Willen Gottes und überformt von ihm. Je mehr er dies ist, desto reiner und klarer ist dein Wille. Alles kannst du durch ihn in dir erschaffen: alle Liebeskraft und aller Sehnsucht Erfüllung.

Und wieder fragst du: wie kann ich in der Liebe sein, da ich sie doch nicht empfinde? Ich sehe sie an vielen Menschen, die sie in ihrer Tat beweisen. Ich sehe sie in lebendiger Gläubigkeit und in einer Sicherheit, die ich nicht habe.

Du mußt zwei Seiten der Liebe beachten: die wesentliche Liebesfeuerkraft im Innern und das äußerliche Auswirken der Liebe im Tun.

Heimat der Liebe ist allein dein geistiger Wille. Wer seinen Willen mehr geeint hat, hat auch der Liebe mehr in sich. Keiner weiß aber vom andern, wer da reicher ist in sich, das liegt allein in der Seele, denn der lebendige Gott ist in ihrem innersten Grund verborgen. Diese lebendige Liebe beruht einzig auf der Einung: wer da gesammelter ist, der ist auch reicher an Liebe.

Ein Anderes ist das äußere Auswirken der Liebe im Tun. Das täuscht oft in Innerlichkeit vor, oft Andacht und aufjauchzende Freude. Aber das braucht nicht das Richtige zu sein, denn vielleicht kommt es gar nicht aus lebendiger geistiger Liebe, sondern nur aus vergänglicher Anlage, daß man so innig durchleuchtet erscheint. Es kann auch wirklich vom Ewigen kommen, aber sich auswirken in Eitelkeit. Menschen, die das oft erleben, sind durchaus nicht die Besten. Auch wenn der Anstoß von Gott kommt, so gibt unser Herr dies solchen Menschen um sie anzureizen und aufzulockern oder um sie zu behüten vor der Welt. Wenn sie aber später wirklich in die Liebe kommen, so kann es wohl sein, daß sie dann weniger erleben. Dann zeigt sich, ob sie in der Liebe sind, wenn sie Gott trotzdem stete und ganze Treue halten.

Nehmen wir sogar an, daß es wirkliche und lebendige Liebe sei, so ist es doch nicht das Allerbeste. Denn zuweilen muß man solche jubelnde Freude lassen um einer Liebe willen und zuweilen um eine helfende Tat der Liebe zu tun, wo ein Mensch sie leiblich

oder geistig braucht. Wärest du in solcher Begnadung wie einst St. Paulus und wüßtest einen Kranken, dem du ein Süpplein bringen müßtest: es wäre besser, du liebest aus Liebe von deiner Begnadung und dientest dem Armen in noch höherer Liebe.

Glaube ja nicht, daß du die Begnadung deshalb verlierst. Was du aus Liebe freiwillig läßt, das wird dir viel höher vergolten, wie Jesus verhielt: wer etwas ließ um meinetwillen, dem soll es hundertfältig wiederwerden.

Begehrt du etwas in tieferer Liebe zu deinem Glück und arbeitest du mit aller deiner Kraft darauf zu, während Gott es dir versagt: wenn du dich bescheidest und um Gottes Willen darauf verzichtest, wirst du es gewißlich in dir finden, so, als wäre es immer dein Eigen gewesen und so als hättest du es nur willig gelassen um Gott. Denn wo du deinen vergänglichen Willen nicht gegen Gottes Willen stellst und in freudiger Liebe verzichtest, da wird dir hundertfach wiedergegeben, denn alles findest du zuletzt in Ihm als ewiges Eigen, das immer dein Eigen war. Freiwillig sollst du alle Dinge lassen in deiner Liebe zu Gott, auch in der Liebe sollst du dich bescheiden und willig selbst der Beseligung hingeben, die aus ihr kommt.

Daß man solche Glücksdurchseelung zuweilen um der Liebe willen lassen soll, das beweist uns der liebende Paulus, der einmal sagt: Ich habe gewünscht, daß ich von Jesu möge geschieden werden um der Liebe zu meinen Brüdern willen. Damit meinte er nicht die wesentliche Liebesfeuerkraft im Innern, denn von ihr wollte er nicht einen Augenblick und nicht um alles in der Welt geschieden sein, sondern er meinte die Beseligung.

Die Gott lieb hat aber, sind immer in freudiger Liebe: denn was Gott ihnen sendet, ist ihr höchstes Glück, sei es Freude oder sei es Prüfung.

(H. Chr. Ade.)

Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu und fehlen ein wie das andere Mal: in uns selbst liegt das Rätsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind.

(Goethe.)

Unerforschtes und Unerklärtes.

Von Dr. Henri Birven, Berlin.

I. Von blutenden Hostien und Heiligenbildern.

In der ersten Hälfte des Juni 1920 war die altehrwürdige Stadt Aachen der Schauplatz einer merkwürdigen Begebenheit, die für kurze Zeit unter der katholischen Bevölkerung das größte Aufsehen errögte und nur dadurch frühzeitig in sich zusammenfiel, daß die bereits auf den Höhepunkt gestiegene wundergläubige Erregung von einer in diesem Falle tödlichen Lächerlichkeit glatt erdrückt wurde¹. Da indessen der Grund des Lächerlichen in keiner ursächlichen Beziehung zu der Sache selbst steht, vielmehr rein zufällig mit jener Begebenheit zeitlich zusammenfiel, so bleibt das Faktum selbst von diesen Nebenumständen unberührt und behält auch heute noch, wie ich meine, Interesse genug, um hier mitgeteilt und nach seiner Bedeutung kritisch gewürdigt zu werden. Dies um so mehr, als, wie ich zeigen werde, die betreffende Erscheinung kein Novum darstellt und für sich allein steht, sondern von Zeit zu Zeit in überraschend gleichartigen Formen sich zu wiederholen scheint. Da ich selbst eine befriedigende Erklärung zu geben nicht in der Lage bin, so unterbreite ich die Angelegenheit den Lesern der „Magischen Blätter“, in der Hoffnung, daß vielleicht der eine oder der andere in der Sache ist, geeignetes Material zur Erklärung beizubringen.

Ich lasse zunächst den Bericht einer katholischen Zeitung, des „Aachener Volksfreunds“ vom 11. Juni 1920 (Nr. 130) hier ungekürzt folgen:

Das „Wunder“ vom Hühnermarkt.

Seit einigen Tagen laufen in Aachen sonderbare Gerüchte um: In einem Hause am Hühnermarkt soll sich eine Wundererscheinung fortgesetzt zeigen. Die Folge war, daß eine große Anzahl leichtgläubiger Personen dorthin liefen. So war auch gestern nachmittags und abends das Haus von einer Menschenmenge umlagert: Was davon für einen vernünftigen Menschen zu halten ist, dürfte aus folgenden, durchaus zuverlässigen Mitteilungen eines bekannten Katholiken unserer Stadt, der die angebliche Wundererscheinung selbst an Ort und Stelle besichtigt hat, hervorgehen: Bei der Witwe Rompen am

¹ Die Inhaberin, des Hauses, in dem sich das Blutwunder in Aachen ereignete, wurde unmittelbar nach Bekanntwerden des Wunders wegen unerlaubter Ausfuhr von Lebensmitteln nach Holland gerichtlich bestraft.

Hühnermarkt weil seit einiger Zeit ein französischer Geistlicher namens Vachère. Dieser Geistliche steht in Zusammenhang mit einer seltsamen Bewegung, die von Mirbeau, in der Nähe von Poitiers, ausgeht. Eine französische Dame hat nun am Montag dieser Woche der Witwe Rompen ein Bild des göttlichen Herzens Jesu geschenkt. Sie heftete dieses Bild mit einigen Heftzwecken an die Wand. Am Dienstag begann das Bild dann angeblich „Blut“ auszusondern. Ich habe bisher keinen zuverlässigen Zeugen gefunden, der mit eigenen Augen das Austreten des „Blutes“ gesehen hat. Wohl habe ich selbst am Donnerstag nachmittag folgende Beobachtungen gemacht: Als ich gegen $\frac{1}{2}$ 4 zur Wohnung der Frau Rompen kam, wurde mir gesagt, daß eben erst wieder sich die Erscheinung gezeigt habe. Ich fand auf dem Bilde, das nichts anderes als ein einfacher Farbendruck ist, an der Stirn, an den Händen und am Herzen frische Spuren einer roten Flüssigkeit, die man äußerlich als Blut bezeichnen könnte. Neben dem Bilde steht eine Statue des Heilands, die ebenfalls an der Stirn, an den Händen und Füßen sowie am Herzen rote Spuren aufwies. Als ich das Bild von der Wand wegnahm, zeigte sich, daß an dieser nichts Auffälliges zu bemerken war. Ich habe die Wand abgeklopft und nichts gefunden. Auch die Tapete wies keinerlei Spuren auf, ebenso war die rote Flüssigkeit nicht durch das Bild durchgesickert, wenn man auch dieselbe durchschimmern sah. Unter dem Bilde war ein Leinwandstreifen angebracht, der einen großen roten Flecken aufwies, der bei oberflächlichem Zusehen für Blut gehalten werden kann.

Auf unsere ausdrückliche Frage bestätigte uns unser Gewährsmann, daß bisher nach seiner Kenntnis niemand das Hervorquellen der Flüssigkeit mit eigenen Augen gesehen habe außer den Hauseinwohnern. Es ist auch kein Beweis dafür erbracht, daß die rote Flüssigkeit, wenn sie überhaupt Blut sein sollte, was bisher keineswegs feststeht, nicht von außen her auf das Bild gebracht worden ist. Man wird also der ganzen Sache mit einer großen Zurückhaltung zu begegnen haben, da der Verdacht eines Schwindels nicht von der Hand zu weisen ist.

Das wird auch durch die Erzählungen des französischen Geistlichen selbst bestärkt. Er berichtete nämlich, daß das Original dieses Herz-Jesu-Bildes sich in Mirbeau befinde und schon seit 1911 oder 1912 derartige Erscheinungen aufweise. Auf einem Tischchen lagen eine Anzahl von Photographien dieses angeblichen Bildes von Mirbeau, die ebenfalls ähnliche Spuren zeigten. Auch führt der Geistliche eine große Monstranzhostie in einer Einfassung mit sich, die er am 27. oder 28. Mai 1912 konsekriert habe und die ebenfalls rotbraune Flecken aufweist. Nach seiner Erklärung soll auch das eine Bluterscheinung sein.

Die hiesige Geistlichkeit steht der Sache strikte ablehnend gegenüber; Herr Oberpfarrer Husmann von St. Foillan, in dessen Pfarrei der Schauplatz der angeblichen Ereignisse liegt, bezeichnet sie direkt als Schwindel und Unfug. Das letzte Wort wird die erzbischöfliche Behörde sprechen.

Der französische Geistliche César Vachère, der der Diözese Poitiers angehört, ist suspendiert und exkommuniziert; die Exkommunikation ist von Papst Pius X. expresse mandato bestätigt.

Dieser Bericht ist in mehreren Punkten sachlich ungenau und fordert folgende Richtigstellungen: 1. Die eingangs erwähnte „fran-

zösische“ Dame war eine deutsche Dame aus Essen, die von einer Reise aus Frankreich zurückkehrte; 2. die Behauptung des Berichterstatters, daß „nach seiner Kenntnis“ nur die Hausbewohner den Vorgang des Blutens gesehen hätten, ist auf das allerbestimmteste dahin richtig zu stellen, daß zahlreiche Personen Zeugen dieses Vorganges gewesen sind. Ich habe mir persönlich nach Charakter und Urteilsfähigkeit genau bekannte Personen befragt und kann mich auf Grund ihrer unzweideutigen und mit dem höchsten Ernst abgegebenen Bekundungen dafür verbürgen, daß sie die in Rede stehende blutartige Flüssigkeit unmittelbar vor ihren Augen un-aufhaltsam haben hervorquellen sehen, ohne daß sich die geringste Möglichkeit eines mechanischen Betrages hätte ausfindig machen lassen. Ich betone insbesondere, daß die blutartige Flüssigkeit an einer kleinen Herz-Jesu-Statue herunterickserte und sich in der Höhlung eines Ärmelstumpfes der Figur sammelte, um schließlich von hier überzulaufen. Zahlreiche Personen haben sich Heiligenbildchen mit dieser Flüssigkeit, die sie unmittelbar von der Statue abwischten, bestrichen, und ich selbst besitze ein solches Bildchen, das sich einer meiner Verwandten mit der frisch abgenommenen Flüssigkeit bestreichen ließ¹.

Die katholische, in solchen Dingen ganz unter dem Einfluß der kirchlichen Autorität stehende Presse beeilte sich, das angebliche Wunder naturwissenschaftlich bez. als betrügerische Maché zu erklären. Diese Stellungnahme war dadurch wesentlich bedingt, daß die Inhaberin des Hauses, in dem sich in Aachen das Phänomen ereignete, einer von der Geistlichkeit bekämpften Sekte angehörte, die sich „Eucharistischer Liebesbund“ nennt. So brachte derselbe „Aachener Volksfreund“ in seiner Nummer 131 vom 12. Juni 1920 bereits folgende „Erklärung“ eines Chemikers:

Der Wundermann ist abgereist.

Das „Wunder“ vom Hühnermarkt hat ein rasches Ende gefunden: der französische Geistliche César Vachère, der auch unter dem Namen Goutloup auftrat (mitunter führte er beide Namen als Doppelnamen) ist gestern nachmittag um 4 Uhr über Herbesthal abgereist, angeblich nach Paris. Der Schwarm der Neugierigen hat sich so ziemlich verlaufen. Heute vormittag bezeichnete noch ein einsamer Polizeibeamter die Stelle, die in den letzten Tagen so große Menschenansammlungen gesehen hat.

¹ Ich gedenke, die Spuren der betreffenden Substanz von einem zuverlässigen Chemiker analysieren zu lassen. Doch ist das Ergebnis einer solchen Untersuchung nur von untergeordneter Bedeutung für das eigentliche Problem.

Nach und nach kommt man hinter die Geschichte des seltsamen Bildes. So erfahren wir, daß es sich nicht um ein einziges Bild handelte, sondern daß stets ein anderes Bild an die Stelle des „abgebluteten“ trat, das dann prompt wieder erneut blutete. Diese fortgesetzte Auswechslung der Bilder scheint einen Fingerzeig für die Erklärung des Manövers abzugeben, die von einem Chemiker abgegeben wird. Danach ist es möglich, Kalziumsalze so zu präparieren, daß sie bei einem entsprechenden Feuchtigkeitsgehalt der Luft in dem betreffenden Raume eine Flüssigkeit absondern. Durch eine entsprechende Behandlung dieser Salze kann man die Absonderung einer Flüssigkeit von einer bestimmten Farbe erreichen. Anscheinend erklärt sich auf diese einfache Weise das „Wunder“, an das in Aachen gewisse Leute allen Ernstes geglaubt haben. Auf die Bilder ist möglicherweise an den betreffenden Stellen ein derartiges Präparat aufgetragen worden, welches bei der feuchten Zimmertemperatur dann die „Blut“absonderungen veranlaßte.

Mit dieser Aufklärung, die eine ziemliche Wahrscheinlichkeit für sich hat, dürfte die „Wundergeschichte“ endgültig abgetan sein.

Inzwischen hat aber der kirchliche Apparat schon gewirkt. In derselben Nummer bringt der „Aachener Volksfreund“ nachstehendes Telegramm des Kölner Erzbischofs den Gläubigen zur Kenntnis:

Kirchliche Nachrichten.

Den Katholiken der Stadt Aachen gebe ich hiermit eine Entscheidung des Erzbischöflichen Generalvikariates von Köln über die Ausstellung des angeblich blutschwitzenden Herz-Jesu-Bildes bekannt:

Telegramm.

Köln, 10. Juli 1920.

Dechant Dörner, Aachen.

Priester Vachère wegen Vorzeigens angeblich blutschwitzender Hostie und Herz-Jesu-Statue vom Apostolischen Stuhle namentlich exkommuniziert. Jeder Verkehr mit demselben den Katholiken aufs strengste untersagt. Kirchenstrafe can. 2338 zu verkündigen.
Der Generalvikar: Vogt.

Das heiße ich technischen Fortschritt, mit Telegrammen und Telegrammstil zu entscheiden, was man glauben darf oder nicht! Dafür enthebt sich dieses Telegramm freilich der einfachsten Forderungen, die wissenschaftlicher und kulturell-geistiger Fortschritt auch an Dekrete kirchlicher Autoritäten zu stellen berechtigt ist. Nicht allein, daß die Bekanntgabe der Exkommunikation des Abbé Vachère auf keinen Fall geeignet und imstande ist, über die Realität oder Irrealität einer mit seiner Person zusammenhängenden Erscheinung etwas auszumachen, würde ich es sehr wohl für mit dem Wesen der kirchlichen Autorität vereinbar halten, auch die zureichenden Gründe ihrer Entscheidung den Gläubigen bekannt

zu geben, d. h. ihnen das Ergebnis einer nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten angestellten Untersuchung des betreffenden Falles mitzuteilen.

Erst einige Tage später veröffentlichte der „Aachener Volksfreund“ in seiner Nr. 136 vom 18. Juni 1920 die Ausführungen von zwei als naturwissenschaftliche Schriftsteller bekannten Geistlichen über den sogenannten Hostienpilz. Die betreffenden Erklärungen verdienen hier vollständig wiedergegeben zu werden:

Der Hostienpilz.

Der Aachener Schwindel erinnert an ähnliche Begebenheiten aus vergangenen Zeiten. Mit sogenannten „blutenden“ Hostien wurde schon mehrfach von geschäftstüchtigen Leuten schwunghafter Handel getrieben. Die Wissenschaft hat diesen Händlern und ihrem leichtgläubigen Publikum einen Strich durch die Rechnung gemacht.

So schreibt Pater Martin Gander, O. S. B., in seinem Buche: „Die Bakterien (Benzigers Naturwissenschaftliche Bibliothek) Seite 76/77 folgendes:

„Eine interessante Erscheinung ist der Pilz der roten Milch, des roten Brotes oder auch Hostienpilz genannt (*Micrococcus prodigiosus*). Am häufigsten kommt er vor auf stärkemehlhaltigen Nahrungsstoffen, also Weißbrot, Hostien, gekochten Kartoffeln, Mehlbrei, Reisbrei, Stärkekleister usw.. Er bildet hier hell- bis dunkelrote tröpfchenförmige Zoogloen, die allmählich miteinander verschmelzen und einen höchst widerlichen Geruch (nach Heringslake) erzeugen. — Der Pilz ist kugelig und farblos; der Farbstoff wird aus der Zelle selbst ausgeschieden und am Lichte bald zerstört, indem die darin sich festsetzenden Fäulnisbakterien die Blutmikrokokken zum Absterben bringen.“

In einer Fußnote berichtet Pater Gander weiter:

„Es sei hier an das Auftreten des Kardinals Nikolaus Cusa gegen das sogenannte Blutwunder zu Wilsnäck (Mark Brandenburg, damalige Diözese Havelberg) 1451 erinnert. Cusa kam als päpstlicher Legat und Reformator nach Deutschland. Als er zu Wilsnäck und an einigen anderen Orten „blutende Hostien“ antraf, zu denen man beim Volke große Verehrung und Andacht hegte und gewaltige Pilgerzüge veranstaltete, warf er diese Hostien ins Feuer, konsekrierte neue und erließ am 5. Juli 1451 ein Verbot der Pilgerzüge und des Prägens von Medaillen (zum Andenken an die „Hostienwunder“). „Jeder Ort aber,“ so schließt er seine Verordnung, „wo man nicht aufhört, solches zu tun, der sei hiermit dem großen Kirchenbann verfallen, die unfolgsamen Priester der Suspension vom Amte.“

Über den Hostienpilz und die „blutenden Hostien“ schreibt Prof. Resch S. I., in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ (1878):

„Es braucht wohl kaum bewiesen zu werden, daß die roten Pigmentbakterien, wenn nicht immer, so doch in vielen Fällen die Ursache zur Entstehung der „blutenden Hostien“ gegeben haben konnten. . . . Es ist deshalb eine höchst weise Vorschrift der Kirche, die konsekrierten Hostien nicht zu lange aufzubewahren, da die Spezies oder die Gestalt des Brotes ebenso den Einflüssen der Außenwelt unterworfen ist, wie wirkliches Brot. . . . So könnte wohl das Auftreten von sogenannten Bluttröpfen eher eine Strafe für den nach-

lässigen Seelsorger, als eine himmlische Gnadenbezeugung sein. In der Praxis wird es am angezeigtesten sein, sich vor jedem Extrem zu hüten, weder überall gleich ein Wunder zu wittern, noch alles sofort rein natürlich zu erklären.“ —

Ich fasse das Wesentliche nochmals zusammen: In Mirbeau in der Diözese Poitiers (Frankreich) hat der Priester César Vachère schon seit einer Reihe von Jahren den Gläubigen angeblich blutende Herz-Jesu-Bilder und Statuen sowie Hostien gezeigt. Als er vom Bischof von Poitiers vernommen und zur Einstellung dieser Praxis aufgefordert wird, unterwirft er sich zunächst und liefert die Heiligenbilder aus. Aber nach einiger Zeit ereignet sich das Phänomen von neuem, immer stärker fließt das seltsame „Blut“. Da wird César Vachère vom Bischof von Poitiers exkommuniziert und die Exkommunikation vom Papste bestätigt. Die merkwürdigen Erscheinungen wiederholen sich in immer gleichen Formen unaufhörlich. Als er vorübergehend im Juni 1920 nach Aachen kommt, beginnen alsbald auch hier Heiligenbilder in seiner Nähe zu bluten, d. h. eine blutartige Flüssigkeit abzusondern. Die Tatsache als solche steht fest, von einer Halluzination kann nicht gesprochen werden, denn zahlreiche Bilder sowie Photographien von solchen befinden sich in den Händen der Gläubigen und weisen deutlich die Spuren der betr. Flüssigkeit auf.

Was sollen wir nun als unbefangene Betrachter zu dieser Erscheinung sagen? Reichen die bereits erwähnten Erklärungen aus, oder welche anderen lassen sich denken? Zunächst ist klar, daß der sog. Hostienpilz, der *Bacillus prodigiosus*, nur für Rotfärbung auf Hostien und ähnlichen mehlhaltigen Substanzen in Frage kommt. Auf keinen Fall kommt es dabei zu einer blutartigen, sickernden Flüssigkeit, sondern nur zu Flecken. Im Falle des Abbé Vachère aber haben wir es auf den Bildern stets mit einer ausgesprochenen Flüssigkeit zu tun. Die Annahme, daß die Bildchen mit besonders präparierten Kaliumsalzlösungen stellenweise betupft oder bestrichen seien, die sich bei Hinzutreten von Luftfeuchtigkeit rotfärben, scheint auf den ersten Blick eine einleuchtende Erklärung, vorausgesetzt, daß es solche Substanzen gibt, die unter dem Einfluß einer normalen Feuchtigkeit der Zimmerluft eine blutartige Färbung annehmen. Aber auch dies vorausgesetzt, so halte ich es doch für unmöglich, daß solche Salze so viel Feuchtigkeit aus der Luft absorbieren, daß, wie beobachtet, tränenartige Gebilde an den Augen entstehen und zu einem heruntersickernden Bächlein werden. Nimmt man aber an, daß etwa über das Bild ein Strich mit der betr.

Substanz geführt sei, so müßte dieser Strich zu gleicher Zeit auf seiner ganzen Länge sich rot färben. Ein Herunterfließen der sich an einer Stelle bildenden Flüssigkeit wird dadurch nicht erklärt. Gerade das aber ist einwandfrei beobachtet worden, und ich möchte daher jede Deutung verwerfen, die diese Tatsache nicht zu erklären vermag.

Das Rätsel wird also, wie mir scheint, durch diese „Erklärungen“ nicht gelöst. Und doch spricht die Häufigkeit und jahrelange Wiederholung der Erscheinung dafür, daß es sich um eine ganz einfache, natürliche Sache handelt, auch wenn wir von einer betrügerischen Hervorbringung absehen. So gewiß die letztere Möglichkeit nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist, so spricht doch manches gegen eine solche Annahme. Zunächst trage ich Bedenken, eine solche Verworfenheit des Charakters bei einem Priester anzunehmen, dem keinerlei sittliche Verfehlungen seitens der kirchlichen Autorität zum Vorwurf gemacht worden sind und gegen den die Exkommunikation nur deswegen ausgesprochen worden ist, weil trotz kirchlichen Verbotes das Blutwunder immer wieder von neuem sich bei ihm wiederholte. Auch der „Eucharistische Liebesbund“, der sich die Verehrung des Herzens Jesu zum Ziel setzt und über dessen gesamte Tendenz und Treiben die kirchlichen Behörden, wie aus ihren Veröffentlichungen hervorgeht, genau unterrichtet sind, hat an sich nichts Unkirchliches und, wie man vielleicht bei dem Namen denken könnte, keinerlei sexuellen Einschlag an sich. Die kirchlichen Behörden empfinden den Bund nur als eine unbequeme und doktrinär extravagante Sekte. Auch die Unbefangenheit, mit der der Priester Vachère die Wunderbilder in weitesten Kreisen in Umlauf brachte, spricht gegen die Annahme eines bewußten Betrugs von seiner Seite.

Wenn ich also die Tatsachen erwäge, so wie sie von zuverlässigen Augenzeugen geschildert werden und nicht so, wie sie von mehr oder weniger unzuständigen Fernstehenden alteriert und zum Zweck der Anpassung an ihre vorgefaßte Erklärung modifiziert werden, so bleiben, wie ich meine, nur zwei ernstliche Möglichkeiten der Erklärung übrig: entweder handelt es sich um eine naturwissenschaftlich exakt darzustellende Erscheinung, oder wir haben ein okkultes Phänomen vor uns. Im ersteren Falle würde es sich dabei mit großer Wahrscheinlichkeit um einen betrügerischen Trick handeln, aber hier möchte ich gleich bemerken, daß es auch unbewußten Betrug geben kann. Sektierer-Persönlichkeiten sind

in der Regel Doppel-Ich-Naturen, deren Normalbewußtsein niemals weiß, was der somnambule Gegenspieler, der Mephisto-Komplex in ihrem Innern, treibt. Der Abbé César Vachère ist inzwischen verstorben, so daß Beobachtungen in dieser Richtung nicht mehr angestellt werden können, aber ich glaube, diese Vermutung nicht unerwähnt lassen zu sollen, da sie in vielen ähnlichen Fällen ausgezeichnete Dienste bei der Erklärung zu leisten imstande ist. Unbewußter Betrug liegt z. B. im Falle des von Flournoy untersuchten Traummediums Helen Smith vor, wenn sie ihre Schilderungen vom Planeten Mars zum besten gibt und eine konsequent ausgebildete Sprache der Marsbewohner mitteilt, die in Wahrheit ein Erzeugnis ihres Unterbewußtseins in einer naiven Anlehnung an die französische Muttersprache ist.

Aber was im Falle der Helen Smith durch Flournoys Bemühungen restlos aufgeklärt und nachgewiesen ist, die Entstehungsweise der so merkwürdigen fremden Sprache, das bleibt bei dem „Blutwunder“ des Abbé Vachère dunkel. Denn die zur Erklärung aufgestellten Hypothesen sind teils völlig unzulänglich, teils sind sie selbst nicht mehr als unsichere Mutmaßungen. Eine chemische Erklärung kann so lange keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Wert erheben, als sie nicht sich anheischig macht, die betreffende Erscheinung unter den gleichen Bedingungen exakt zu erzeugen.

Solange dies nicht geschieht, sind wir berechtigt, wenn die Umstände es nahelegen, das Vorhandensein eines okkulten Phänomens zu erwägen. Aber auch wenn wir im Falle unseres Blutwunders diese Annahme machen, so bleibt doch die Erklärung äußerst schwierig und unsicher.

Ich werde in meiner Annahme eines okkulten Phänomens noch bestärkt durch den Umstand, daß das Blutwunder des Abbé Vachère nicht vereinzelt dasteht sondern einen erstaunlich ähnlichen Vorläufer besitzt in dem Komplex von wunderbaren Erscheinungen, die sich an die Person des — soviel ich weiß — ebenfalls exkommunizierten französischen Priesters Vintras anknüpfen. Stanislas de Guaita berichtet darüber in seinem Werke „Le Temple de Satan“, S. 434ff.: „Was aber die große Berühmtheit von Vintras ausmachte, waren die Wunder, die um ihn herum geschahen, und vor allem die Erscheinung von blutenden Hostien, wo immer er zum Altar hinaufschritt. Seltsame Zeichnungen und unbekannte Zeichen erschienen in Purpurfarbe auf Hostien, die einige Augenblicke vorher noch unbefleckt gewesen waren, ein köstlicher Wein

rieselte in die Kelche vor zahlreichen Zeugen, die unaufhörlich durch neue abgelöst wurden. Von einem Gemälde, das eine Kreuzabnahme darstellte, floß rotes, lebendiges Blut herab, zum großen Erstaunen der Behörden, die mit der Untersuchung beauftragt waren; die Glocken läuteten von selbst usw.“

„Es ist dies“, so fährt St. de Guaita in einer Anmerkung fort, „der Fall der Rosette Tamisier in Saint-Saturnin-Des-Apt (1850—1851). Am 10. November, am 13. und 16. Dezember 1850 sieht man, während Rosette in der Kapelle betet, das Gemälde sich mit Blut bedecken. Diese geheimnisvolle Flüssigkeit, die Ärzte, namentlich Dr. Clément, mit Mikroskop und Reagenzglas untersucht haben und deren chemische und physiologische Identität sie bestätigen, scheint aus der rechten Seite des Heilands hervorzufließen. Der Unterpräfekt von Apt, namens Grave, der herbeigeeilt ist, um dem Mümmenschanz, wie er glaubt, Einhalt zu gebieten, erkennt die Bedingungen für ein Wunder als derart evident an, daß er ein Protokoll unterzeichnet. Der Bürgermeister und der Pfarrer von St. Saturnin haben sich schon vor längerer Zeit als überzeugt erklärt. Andere Vertreter der Behörde, Munizipalbeamte, der Gendarmeriehauptmann u. a. konstatieren gleichfalls die Wirklichkeit der Tatsache und unterzeichnen eine Beglaubigungsurkunde.

Wenn das Phänomen im Begriff ist, sich zu ereignen, so gerät die Glocke der Kapelle von selbst, ohne daß eine menschliche Hand ihr Seil berührt, in Schwingungen und ruft ganz von selbst die Gläubigen zur Bestätigung des Wunders herbei.

Dieselben Tatsachen wiederholen sich am 19. und am 21. Dezember. Die Aufregung ist ungeheuer, man eilt von sehr weit herbei, in den Herbergen drängen sich die Pilger.

Zum Schluß greift die bischöfliche Behörde ein, erklärt, daß kein Wunder vorliegt, (es genüge wohlgemerkt, daß Rosette Tamisier im Verdacht stand, der Gemeinschaft des Vintras anzugehören, um sich darauf zu versteifen, die Tatsachen dem Augenschein zum Trotz zu leugnen). Kurz, die kirchliche Kabale trägt den Sieg davon, Rose wird verhaftet und vor das Strafgericht von Carpentras gebracht. Trotz aller Anstrengungen der Staatsanwaltschaft, einen Betrug nachzuweisen, trotz des Druckes, den man auf die Zeugen ausübt, kann man nichts Belastendes gegen „die Heilige“, so nennt die fanatisierte Provinz Rosette, entdecken. Das Gericht, das übrigens ohne Beweise an die mala fides des armen Mädchens glaubt, erklärt sich für unzuständig. (Urteil vom 3. September 1851.)“

Die beiden Fälle, zeitlich um etwa 60—70 Jahre auseinander, sind von einer außerordentlichen, geradezu frappierenden Ähnlichkeit. Hier wie dort ein außerhalb der Kirche stehender Priester mit seinem Kreise von Anhängern und Anhängerinnen. Hier wie dort auf unerklärliche Weise blutende Bilder. Gewaltiges Aufsehen, dann Eingreifen der bischöflichen Behörde. In beiden Fällen verläuft schließlich die Sache im Sande, ohne daß es gelungen wäre, zu einer klaren Lösung des Rätsels zu kommen.

Immerhin haben wir damit bereits zwei solcher Fälle und wenn es gelingt, noch mehr ebenso gut beglaubigter Parallelen zu finden, so dürfte doch einiges Licht auf dieses seltsame Phänomen fallen und sich seine Natur enthüllen.

Die Frage nach der Natur der mysteriösen Flüssigkeit, ob es sich also um echtes Blut gehandelt habe, wird immer wieder allzusehr in den Vordergrund gerückt. Auch bei dem Aachener Blutwunder wurde behauptet, die Untersuchung der Flüssigkeit habe erwiesen, daß diese wirklich Menschenblut gewesen sei. Diese Behauptung wurde von anderer Seite bestritten. Allein die Frage nach dem Wesen der betreffenden Substanz steht gar nicht in erster Linie. Ganz unabhängig davon ist die erste und wichtigste die nach der Natur des betreffenden Phänomens. Wir wollen wissen, ob hier Betrug vorliegt oder ein echtes okkultes Phänomen. Ist diese Frage beantwortet, so ergibt sich das weitere von selbst. Liegt Betrug vor, so haben wir für diese Frage kein Interesse weiter an der Natur der verwendeten Flüssigkeit. Müssen wir die Betrugsmöglichkeit ablehnen, so können wir auch die Frage: „Was ist das für eine Flüssigkeit, die da zum Vorschein kommt?“ weiter verfolgen.

Es ist aber bedeutungsvoll, daß auch die skeptischen Augenzeugen das Vorliegen eines mechanischen Betrages — ich meine das Vorhandensein eines mit der Flüssigkeit angefüllten Verstecks — als nicht in Frage kommende Erklärung betrachtet haben. Die chemischen Erklärungsversuche halten aber, wie wir sahen, ebenfalls nicht stand. Dann drängt doch wohl alles dazu, ein echtes okkultes Phänomen als vorliegend anzunehmen. Aber eine einigermaßen wahrscheinliche Erklärung des Vorgangs bleibt schwierig. Wir können nicht viel mehr als einen Begriff in die Diskussion werfen: Apport. Aber ich gestehe, daß dieses Wort keinen guten Klang hat. Es hat sich zu sehr assoziiert mit Erinnerungen an nichtswürdige Betrügereien.

Rausch und Rauschmittel.

Ein Beitrag zur Psychologie der Narkotiker.

Von R. H. Laarß.

(Fortsetzung)

Daß trotz drakonischer Verordnungen das Opium das Genußmittel Chinas geworden ist und auch heute noch in hohem Grade als solches gebraucht wird, ist nicht zu bestreiten. Weniger verbreitet soll es im Norden Chinas sein, aber je weiter man sich den Provinzen des Jangtsetales, besonders am oberen Jangtse, dem sogenannten Produktionsgebiet, nähert, je mehr nimmt das Opiumrauchen bei den oberen Klassen und das Opiumessen bei ärmeren Leuten zu. Dabei scheint eine gewisse Anpassungsmöglichkeit an den Organismus eine Rolle zu spielen, die das Opium nicht so zersetzend auf die Körperkräfte wirken läßt, als dies besonders beim Europäer der Fall ist. So berichten verschiedene Reisewerke über die in dieser Beziehung gemachten Beobachtungen. M. v. Brand erzählt in seinem Buche „Dreiunddreißig Jahre in Ostasien“, er habe in Peking Gesandtschaftsdienst gehabt, die, obwohl leidenschaftliche Opiumraucher, doch außerordentlich tüchtige Turner gewesen seien, und Oberstleutnant Wingate berichtet aus Nghanwei: „Die Karrenschieber heben, stoßen und unter ihrer schweren Last vorwärts wanken zu sehen, das ist in der Tat eine Lehre für die, die an die Theorie vom Überleben nur der Zweckmäßigsten glauben; sind doch alle diese Arbeiter Opiumraucher. Kaum ist ihr Tagewerk beendet, ihre Abendmahlzeit aus Reis und einer Schale Tee oder Suppe eingenommen, so eilen sie in die Opiumkneipen und verbringen dort mit Lachen, Schwatzen, Rauchen und Spielen einen großen Teil der Nacht. Am andern Morgen sind sie wieder auf und um 7 Uhr an der Arbeit. Wer diese Leute auf den schrecklichen Wegen bergauf, bergab sich abmühen sah oder wer beobachtet hat, wie die gewandten Bootsleute eine Stromschnelle umgehen, will der dessen gewiß sein, daß alle Opiumraucher verlorene Geschöpfe sind?“ So urteilt ein Engländer! Immerhin darf man hierbei nicht übersehen, daß gerade die ärmeren, arbeitenden Volksschichten bei den hohen Preisen für das hochwertige Opium zu ihrem regelmäßigen Genuß meist Präparate von sehr geringem Opiumgehalt zu sich nehmen,

so daß diese lediglich als Stimulantien wirken und nicht wie bei dem gewohnheitsgemäßen leidenschaftlichen „Genießer“ lediglich zum Zwecke der Berauschung genommen werden. Abgesehen von diesen Einzelfällen ist der Schaden, den die Verbreitung des Opiumgenusses in China angerichtet hat, noch groß genug, um die maßgebenden Behörden bis auf unsere Zeit — wie wir sehen werden — zu immer neuen Abwehrverordnungen anzuspornen, zu denen in der Folgezeit aber auch Amerika und die europäischen Staaten gezwungen wurden, da auch in ihnen das Opium als Genuß- und Rauschmittel bald heimisch wurde. Vor allem hatte zunächst Frankreich darunter zu leiden, wohin dieses süße Gift aus Cochinchina von den eigenen Landsleuten eingeführt wurde. Besonders in den Hafenstädten Brest, Toulon und Marseille nahm der Opiumimport einen immer größeren Umfang an, und es ist ein offenes Geheimnis, daß im Anfang dieses Jahrhunderts das Opiumrauchen in den Kreisen der französischen Marine in erschreckender Weise um sich gegriffen hatte. Die auffällige Zunahme der Unfälle in der Kriegsmarine, die sich in diesen Jahren in den französischen Häfen ereigneten, wird von Kennern der Verhältnisse zum größten Teil der Verbreitung des Opiums in den Kreisen der Offiziere und Mannschaften der Flotte zugeschrieben. Der französische Marineminister sah sich gezwungen, im Verein mit dem Ministerium für Volksgesundheit mit außerordentlicher Strenge einzuschreiten, um die weitere Verbreitung dieses Lasters zu unterbinden. So finden wir im „Journal du Var“ vom 25. Mai 1906 eine Verordnung, die in Toulon die Beschlagnahme übergroßer Quantitäten Opium in verschiedenen „Häusern“ meldet und eine strenge Bestrafung den An- und Verkäufern von Opium androht, — „nachdem die öffentlichen Behörden die Gefahren festgestellt haben, die die Gewohnheit ‚der Offiziere vom Dienst im Hafen von Toulon‘, Opium zu rauchen, mit sich bringen, in Anbetracht der schweren Unfälle, die diese schreckliche Leidenschaft zur Folge haben kann“ . . . Ferner erging an den „Lieutenant-Gouverneur“ von Cochinchina eine vertrauliche Note, die Opiumraucher unter den dortigen Beamten nach Beratung mit dem „Conseil de Santé“ sofort ihres Dienstes zu entheben und nach Frankreich zurückzusenden (Ordre vom Oktober 1907).

„Aber trotz dieser Anstrengungen“, schreibt der französische Schriftsteller E. de Bosc¹, „gibt es nicht nur in allen Hafenstädten

¹ Vgl. E. de Bosc, De l'Opium et de la Morphine (H. Daragon, Paris).

sondern auch in Paris, genügend Opiumkneipen, um sich ohne Umstände dem gewohnten süßen Träumen hingeben zu können.“

Im gleichen Jahre (1906) brachten englische Zeitungen die aufsehenerregende Meldung ihrer Korrespondenten aus Peking: „Das Opium in China verboten!“ und am 23. November veröffentlichten die „Times“ schon den Erlaß der Kaiserinwitwe von China. Wir führen hier einige Hauptpunkte dieser Verordnung an, weil man aus ihnen am besten ersieht, wie verbreitet das Opiumrauchen in China in allen Kreisen war und wie rigoros die Regierung vorgehen mußte, um ihr Land vor dem Untergange zu retten.

1. Jede neue Anpflanzung von Mohnfeldern wird untersagt, die privaten noch bestehenden sind sofort auf ein Zehntel zu reduzieren.
2. Jeder Opiumraucher wird in ein besonderes Register eingeschrieben und hat das Quantum Opium, das er verbraucht, anzugeben.
3. Die Opiumhändler werden ebenfalls registriert und dürfen nur mehr an die eingeschriebenen Opiumraucher ihre Ware verkaufen.
4. Die Opiumrauchstuben werden innerhalb 6 Monaten geschlossen, ebenso haben die Händler nach und nach ihre Geschäfte abzubauen; die Medizinalbehörden werden den Rauchern, die an das Opium seit langem gewöhnt sind, Bezugsatteste ausstellen, aber niemand darf sich künftighin dem Opiumgenuß hingeben, der bisher nicht schon rauchte, und auch die gewohnheitsgemäßen Raucher müssen ihren Verbrauch auf 20% herabmindern. Sind sie nicht imstande, dies zu erreichen, so verlieren sie als Beamte ihre Stellung, als Akademiker ihre Grade und die Namen der andern Zuwiderhandelnden werden öffentlich angeschlagen.
5. Raucher, die das 60. Lebensjahr überschritten haben, sollen mit Nachsicht behandelt werden, sofern sie aber in beamteten Stellungen sind, müssen sie entweder innerhalb sechs Monaten sich das Rauchen abgewöhnen, oder ihren Abschied nehmen.
6. Lehrer, wissenschaftlich Gebildete, Soldaten und Matrosen haben sich innerhalb drei Monaten des Opiums zu entwöhnen.
7. Was die Prinzen, Herzöge, Vizekönige, Generäle und andere hohe Würdenträger anbelangt, so haben diese der Krone mitzuteilen, daß sie innerhalb einer angemessenen Zeitspanne das Rauchen aufzugeben beabsichtigen. Sie haben inzwischen Ver-

treter zu bestellen und ihre amtlichen Funktionen erst wieder nach ihrer Heilung aufzunehmen.

8. Der Import von Opium aus Indien, Persien, französisch Indo-China und aus den holländischen Kolonien hat innerhalb zehn Jahren aufzuhören, was den Vertretern dieser Staaten kund zu tun ist

Diese Verordnung der chinesischen Regierung veranlaßte die „Times“ in einem Artikel vom 25. Dezember 1906 zunächst zu der Feststellung, daß sie einen Verstoß gegen verschiedene mit China getroffene Abmachungen bedeute und daß daraus Schwierigkeiten bezüglich der internationalen Konzessionen zu befürchten seien, indessen — das Übergewicht Englands im Stadtparlament von Shanghai würde schon dafür sorgen, daß diese schandbare Verordnung sich leichter aussprechen als ausführen ließe . . .

Dieser Erlaß fand außerdem in China selbst lebhaften Widerspruch und rief sogar Aufstände hervor. Es gab einen erbitterten Kampf, bei dem die Mohnpflanzler, die Inhaber von Rauchzimmern, die Opiumhändler und nicht zum wenigsten die hartnäckigen Raucher, unter denen sich viele hohe Beamte befanden, den wenigen einsichtigen Männern gegenüberstanden, die erkannt hatten, daß China einem völligen Zerfall entgegengehe.

Tatsächlich erklärte nun aber das englische Unterhaus den Opiumhandel zwischen Indien und China einstimmig als unmoralisch, und von da an wurde die englische Opiumausfuhr entsprechend der Verminderung der Mohnkultur in China herabgesetzt mit dem Resultat, daß schon im Jahre 1914 der Opiumexport von Indien nach China aufhörte und im Jahre 1917, als die verlangten zehn Jahre verfloßen waren, gab es offiziell in China keinen Mohnbau mehr. Die staatliche Überwachung, die Verteuerung des Opiums, die Vernichtung gewaltiger Mengen von Rauchutensilien und das Verbot ihrer Herstellung hatten das Übel fast ganz ausgerottet. Aber nur zu bald fand das so beliebte Opium auf anderen Wegen wieder Eingang. Das Opium Indiens wurde jetzt an Chinesen geliefert, die nicht in China, sondern in anderen Ländern leben, und zwar in ganz bedeutenden Quantitäten.

So betrug 1919/20 der Export aus Indien nach dem fernen Osten 10 509 Kisten, d. h. etwa 6700 Tonnen, und die Opiumproduktion bringt Indien wieder jährlich mindestens 15 Millionen Pfund Sterling ein. Die Regierung Indiens macht geltend, daß

die Türkei und Persien sich sofort dieses Handels bemächtigen würden, wenn sie ihn verbieten müßte.

Hierzu gesellte sich aber bald noch ein viel schlimmeres Übel. Man konnte hier wieder einmal die von Völkerpsychologen längst festgestellte Tatsache bestätigt finden, daß, sobald einer Rasse das gewohnte Rauschmittel gewaltsam entzogen wird, sofort ein anderes an dessen Stelle tritt und daß die ungewohnte Wirkung dieses neuen Rauschmittels dann natürlich eine stärkere als die des gewohnten bisherigen ist. Dieses fand sich für China in dem Derivat des Opiums, dem Morphium. In dem einzigen Jahr 1919 wurden nicht weniger als 28 Tonnen Morphium, die in Amerika, Japan, Deutschland, Großbritannien und anderswo aus türkischem und persischem Opium hergestellt wurden, nach China eingeführt.

Um sich eine Vorstellung von der Verwendungsmöglichkeit dieses Quantum zu können, sei bemerkt, daß diese Menge hinreichen würde, um 400 Millionen Menschen täglich mindestens je drei Einspritzungen machen zu können.

Der Verbrauch des Opiums sowohl als des Morphiums hat sich inzwischen auf die ganze Welt ausgedehnt, und im letzten Jahrzehnt sind noch zwei weitere Rauschgifte in Erscheinung getreten: das ebenfalls aus dem Opium gewonnene Heroin und das besonders gefährliche Kokain.

Wir kommen bei dem Abschnitt Morphinismus und Kokainismus noch eingehend auf die physiologischen und psychischen Wirkungen dieser beiden Gifte zu sprechen; hier wollen wir nur einiges über ihre Verbreitung einflechten.

Morphium und Kokain wirken viel stärker auf den Körper als Opium, und ihr Mißbrauch hat in Amerika und Europa einen geradezu beängstigenden Umfang angenommen. In der Stadt New York wurden nach der Statistik des dortigen Gesundheitsamtes in den Jahren 1921—23 770 unberechtigte Verkäufer narkotischer Mittel und über 8000 Personen verhaftet, die sich dieser Rauschgifte ohne Erlaubnis bedienten. Von diesen 8000 Personen waren ungefähr 10% Opiumraucher, 5% Morphinisten und alle übrigen waren Kokainverbraucher. Dies beweist, eine wie große Verbreitung diese Laster dort haben müssen, denn daß die Polizei auch im Lande des Dollars nur einen verschwindend geringen Teil der Verbraucher erwischt, ist ja bei der Eigenheit der Vergehen selbstverständlich. Das eine aber beweist diese Statistik schlagend, daß dort schwunghafter Handel mit den verbotenen Rauschmitteln getrieben wird.

Nicht besser ist es in England und in Frankreich, in denen auch strenge Gesetze zur Unterdrückung des Handels mit Narkotica erlassen wurden, ja man hat sogar den so ungemein beliebten Völkerbund mobil gemacht, und dieser hat schon verschiedene Sitzungen abgehalten und Kommissionen gebildet, die Vorschläge gemacht haben, wie hier erfolgreich eingegriffen werden könnte. Aber hier hängt alles von der Zusammenarbeit der Regierungen ab und da sind viele Widerstände zu überwinden — denn es bestehen mächtige Syndikate, die an der Fabrikation dieser Betäubungsmittel interessiert sind und je nach der Macht, resp. dem Geld, das sie der Presse zuwenden, wird die Aufmerksamkeit von einem Syndikat auf das andere abzulenken versucht. Wenn die an der Opium- und Morphiumproduktion interessierten Syndikate das Augenmerk des Publikums auf das Kokain lenken — von dem dann immer auffallend viel in der Presse zu lesen ist — und feststellen lassen, daß allein etwa eine Million Pfund Kokablätter jährlich zur Fabrikation von Kokain an die Vereinigten Staaten geliefert werden, so liest man bald darauf, daß man zur Zeit der Mohnblüte weite wogende Mohnfelder von Thrazien durch ganz Kleinasien hindurch und weiter in Persien finden könne sowie daß man, weiter nach Osten fahrend, in Indien immer noch mindestens 200000 Morgen Mohnkulturen fände, ja daß auf Formosa, in Korea und sogar in der Mandschurei die Bauern immer noch viel Mohn anpflanzen. Wir sehen auch hier wieder die menschliche Habgier als Triebfeder am Werke, sich skrupellos zu bereichern, sei es auch auf Kosten des Verfalles ganzer Länder.

Alle bisherigen Versuche zur Bekämpfung dieser Narkotika haben sich als unwirksam erwiesen, auch die großzügige Zusammenarbeit der Nationen im Völkerbund mußte aus den oben angeführten Gründen erfolglos bleiben; der Mensch ist eben stets selbst sein größter Feind und wenn er sich nicht mit Waffen, Sprengstoffen oder giftigen Gasen vernichtet, so findet er heimtückisch wirkende Drogen, die um so gefährlicher sind, als ihr Gebrauch im Anfang die menschlichen Leidenschaften und Wollustgefühle anstachelt, ehe sich die vernichtenden Wirkungen im Zusammenbruch des Organismus bemerkbar zu machen beginnen. Warum gerade die Künstler und Dichter aus innerem Bedürfnis heraus zu den Rauschmitteln ihre Zuflucht nehmen, haben wir vorher schon ausgeführt, wir wollen nun in der einschlägigen Literatur den Leistungen nachgehen, die wir auf ihre Einwirkung zurückführen können.

Dies führt uns zu den „Dichtern des Opiums“, jener interessanten Gruppe, die wieder eine Sonderströmung unter den Romantikern entwickelte, die man als Exotismus bezeichnet. Dieser Exotismus¹ ist aufs engste mit romantischer Veranlagung verknüpft, Vorbedingung zu ihm ist der „ennui“, ein Wort und Begriff, das in Rousseaus Werken zuerst seinen literarischen Ausdruck fand. Man bezeichnet mit „ennui“ ein Gefühl der Unzufriedenheit mit sich und der Welt und eine verfeinerte Intensität der Sinnesempfindungen, die den Dichter eine Welt nach seinen Sinnen erschauen läßt, in die er sich nur mit Hilfe seiner Phantasie hineinversetzen kann. Meist beherrscht ihn die Sehnsucht nach der Antike, nach dem Orient, er will sich in dem erträumten Lande, seinem Paradies, heimisch machen, sich mit Hilfe von Visionen in einen Zustand versetzen, der ihm Gefühl und Bilder von fremdartiger Schönheit, Wollust, Glück, Übermenschentum, Gottähnlichkeit verschafft, die ihm die Wirklichkeit nicht geben kann, die sich aber vielfach vermischen mit seinen Wunschbildern von Antike und Orient. Im Opiumrausch besonders findet er die Erfüllung: das wunschlose Dahinschweben, bei dem der Körper seine Schwere zu verlieren und ausgeschaltet zu sein scheint, das Gefühl äußerster Selbstzufriedenheit, eines Übermenschen, ja, selbst der Gottähnlichkeit, Schwinden des Zeitsinns, in dem Minuten bis zu Jahrtausenden sich ausdehnen und endlich die Spaltung des Ichs, das in andere lebende oder tote Wesen übergeht, selbst in die Arabesken einer Tapete oder in den Rauch der Opiumpfeife.

Deutschland hat nur ganz geringen Anteil am Exotismus, seine Hauptvertreter finden wir in der englischen und französischen Literatur. Der ausgesprochene Typus des Exotisten zeigt sich zum ersten Male in dem englischen Dichter William Beckford (1760 bis 1844), dem Verfasser des orientalischen Romans „Vathek“, der schon mit 18 Jahren feststellt, daß er mit dieser ganzen Welt von Ehrgeiz, Politik und Erfolg nichts mehr zu tun haben mag, weil ihn eine andere Welt, die seiner orientalischen Träumereien, übermächtig anzieht². Auf Beckford folgen innerhalb der Romantik als maßgebende Persönlichkeiten Coleridge, de Quincey, Wainwright, Stendhal, Poe, dann als hauptsächlichste Vertreter der

¹ Friedr. Brie, Exotismus der Sinne. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg, 1920.

² Vgl. Lewis Melville, „The Life and Letters of William Beckford“, London, 1910.

Franzosen Gautier, Flaubert und Beaudelaire. In neuerer Zeit sind noch andere Verehrer des Opiums aufgetreten, vor allem Claude Farrère, der als Offizier in der französischen Marine im Osten die reichsten Erfahrungen sammelte und dem wir wohl die tiefste und anschaulichste Analyse des Opiumrausches verdanken.

Wir wollen von diesen zunächst Thomas de Quincey, den Verfasser der berühmten „Bekenntnisse eines Opiumessers“, zu Worte kommen lassen, zumal er der erste war, der sich öffentlich zum Opiumgenuß bekannte und seine Erfahrungen nicht nur interessant, sondern auch in hohem Maße nützlich und belehrend sind. Das Buch erschien zuerst 1822 unter dem Titel: „Confessions of an english opium-eater“, dann noch einmal, um das dreifache seines ursprünglichen Inhalts vermehrt, 1856 und erregte beträchtliches Aufsehen¹. Um Quinceys Geständnisse in ihren wahren Beweggründen erfassen zu können, müssen wir einiges aus seinem Leben erzählen, damit wir den Schlüssel zu seiner Persönlichkeit finden.

Er wurde am 15. August 1785 in der Nähe von Manchester als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren, wurde mit 7 Jahren Waise und entließ mit 16 Jahren der Schule, „da er sich von den elenden Schulmeistern nicht länger die erhabenen Gedanken seiner Kindheit zerstören lassen wollte.“ Nach verschiedenen Irrfahrten versöhnte er sich dann mit seinen Verwandten und studierte in Oxford, wo er in Wordsworth, Southey und in Coleridge literarisch gleichgesinnte Freunde fand. Dieser S. T. Coleridge (1772—1834), einer der vielseitigsten englischen Romantiker, spricht in einem Briefe an Gillmann² von einem 25jährigen Schwelgen in Opium, „das der Fluch und die Verwüstung seines Lebens geworden sei“. In einem anderen Brief an Thelwall vom 16. Oktober 1797 preist er den Zustand des indischen Wischnu. Wie dieser möchte er „entlang einem unendlichen Ozean umhertreiben, eingewiegt in ein Lotosblatt und alle Millionen Jahre einmal für ein paar Minuten aufwachen, nur um zu wissen, daß er wieder eine Million Jahre zu schlafen habe“³.

¹ Es gibt in Deutsch zwei vorzügliche Übersetzungen dieses Werkes, die eine von Hedda und Arthur Möller-Bruck im Verlag von Julius Bard, Berlin, 1902, die zweite im Verlag von J. C. C. Bruns, Minden, als Teil des 2. Bandes der Werke Charles Baudelaires („Die künstlichen Paradiese“, „Opium und Haschisch“) übersetzt von Max Bruns unter dem Titel „Ein Opium-Esser“. — ² Vgl. de Quincey, Works ed. Masson, V, 205. — ³ Vgl. F. Brie, Exotismus der Sinne, Carl Winters Universitätsbuchh., Heidelberg, 1920.

Bis zum Jahre 1812 studierte de Quincey teils in Oxford, teils in London und eignete sich ein ungeheures, metaphysisch geschärftes Wissen an, das er mit poetischem Geschmack und ästhetischem Feingefühl in seinen Arbeiten, die bis zu seinem Hinscheiden (8. Dezember 1859) 14 Bände füllten, niedergelegt hat.

Seine erste Bekanntschaft mit dem Opium machte er 1804 als er seit Beginn seiner Oxforder Studienzeit zum ersten Male wieder nach London kam. Er erzählt darüber in seinen Bekenntnissen folgendes: Nachdem er 20 Tage von den furchtbarsten rheumatischen Schmerzen im Kopf und im Gesicht geplagt worden sei, habe ihm ein Studienfreund Opium empfohlen und nach Einnahme der vorgeschriebenen Dosis sei er in einer Stunde von seinen Schmerzen befreit gewesen. Er glaubte nun das Geheimnis des Glücks, das „Pharmakon Nepenthes“, entdeckt zu haben und nahm es nun in der Folgezeit 1804—1812 regelmäßig Dienstags oder Sonnabends, aber selten öfter als alle drei Wochen einmal, um in Opium zu schwelgen, um seine Opiumabende zu feiern. Er ging an diesen Abenden in die Oper, da er herausgefunden hatte, daß das Opium in besonderer Weise die Tätigkeit seines Geistes anregte, so daß ihm aus dem rohen Material organischer Töne ein höherer geistiger Genuß erwuchs. Ein Chor von schöner Harmonie breitete dann sein ganzes vergangenes Leben wie einen gewirkten Teppich vor ihm aus, und zwar nicht, wie durch die Erinnerung heraufbeschworen, sondern wie in der Musik gegenwärtig und inkarniert. Es war nicht länger schmerzlich, sich an die Vergangenheit zu erinnern, Einzelheiten der Begebnisse verschwanden oder schmolzen in nebelhafte Abstraktion dahin. Alle Leidenschaftlichkeiten wurden gesteigert, vergeistigt, vergöttlicht — und dies alles für fünf Schillinge! Dann wieder — im höchsten Stadium seines Genusses — sucht er die Einsamkeit auf und das Schweigen, die ihm unerläßliche Vorbedingungen sind für jene Ekstasen und tiefsten Träumereien, die die Krone und Summe alles dessen sind, was das Opium für die Natur des Menschen tun kann. „Lügen, Lügen sind es, was Reisende — die ja das Privilegium des Schwindels seit alter Zeit für sich in Anspruch nehmen können — oder Professoren der Medizin ex cathedra über das Opium bezüglich seiner körperlichen Wirkung geschrieben haben,“ ruft er aus, die Wahrheit darüber werde er jetzt verkünden. Er zieht zum Vergleich die Wirkungen des Weines heran und kommt zu folgendem Urteil: „Wein raubt dem Menschen die Herrschaft

über sich, das Opium stärkt sie. Wein trübt und verwirrt die Urteilskraft, gibt der Verachtung und der Bewunderung, der Liebe und dem Haß des Trinkers eine abnorme Intensität. Opium dagegen breitet über die aktiven oder passiven Fähigkeiten Heiterkeit, setzt sie ins Gleichgewicht und gibt dem Gemüt und den Moralgefühlen im allgemeinen eine Art vitaler Wärme, der der Verstand zustimmt und die eine Körperkonstitution von ursprünglicher, sozusagen vorsintflutlicher Gesundheit, vielleicht immer ausströmen würde. Der Opiumesser fühlt den göttlicheren Teil seines Wesens sich steigern, wobei seine moralischen Fähigkeiten sich in einem Zustand wolkenloser Heiterkeit befinden, und über allem strahlt das große Licht majestätischen Verstandes.“

Allerdings muß er dann später zugestehen, daß es eine Art Betrunkenheit — die er allein dem Alkoholgehalt der Opiumtinktur zuschreiben will. — durch Opiumgenuß geben könne, weil ihm ein Arzt, der selbst häufig Opium nahm, versicherte, daß er täglich vom Opium betrunken sei. Mit aller Energie bestreitet er aber, daß auf das Opiumessen nach dem Aufschwung des Geistes notwendig eine körperliche und geistige Stumpfheit folgen müsse, er versichert im Gegenteil, daß er während der zehn Jahre, in denen er von Zeit zu Zeit Opium nahm, an dem auf den Genuß folgenden Tage sich stets in ganz ungewöhnlich guter Stimmung befunden habe. Nach dem Opiumgenuß, dessen Wirkung bei ihm stets wenigstens acht Stunden lang anhielt, verfiel er oft in lange Träumereien und konnte bewegungslos und ohne den Wunsch, sich zu bewegen, von Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang am offenern Fenster sitzen, von dem aus er See und Stadt überschauen konnte. „Der unaufhörlich leicht bewegte, von taubensanfter Ruhe überbrütete Ozean war das genaue Bild des Geistes und des Gemütes, die ihn betrachteten, denn es schien mir, als stände ich in einer Entfernung weit ab von dem Tumult des Lebens, von jeder Aufregung, jedem Fieber und jedem Kampf befreit; Befreiung von allen geheimen Bedrückungen des Herzens war mir gewährt. Ein Sabbat von Stille schwang, Erlösung von aller Menschenmühe und Arbeit war zugesagt . . . genoß in unendlicher Tätigkeit, unendlicher Ruhe!“

„O gerechtes, feines und mächtiges Opium! Das du dem Herzen des Armen wie des Reichen für die Wunden, die niemals vernarben, für Qualen, unter denen die Seele vor Empörung schreit, lindernden Balsam reichst! Beredtes Opium! Das du durch

deine rhetorische Macht die Entschlüsse der Wut entwaffnest; das du für eine Nacht dem schuldbedrückten Menschen die Hoffnung seiner Jugend und seine alten, vom Blut noch reinen Hände wiedergibst; das du dem Ehrgeizigen ein flüchtiges Vergessen verschaffst der ungerächten Schmach und nicht vergoltenen Schande; das du die falschen Zeugen vor den Richterstuhl der Träume forderst zum Triumphe des unschuldig Verurteilten; das du den Meineid verwirrst und die Sprüche der ungerechten Richter zunichte machst; du erbaust im Schoße der Dunkelheit mit den imaginären Baustoffen des Gehirns und einer Kunst, welche tiefer ist, als die des Phidias und des Praxiteles, Städte und Tempel, die an Glanz noch Babylon und Hekatompylos überstrahlen; und aus dem Chaos eines traumerfüllten Schlummers beschwörst du ans Sonnenlicht die Gesichter der längst begrabenen Schönheiten und so manches traute, gesegnete Antlitz, unberührt von den Schäden des Grabes. Du, du allein gibst dem Menschen diese Schätze und besitzt den Schlüssel des Paradieses, o gerechtes, feines und mächtiges Opium!“

Diese begeisterten Dankesbezeugungen, die er hier dem Opium spendet, bilden den Ausklang des Kapitels „Wonnen des Opiums“, als seine physische Gesundheit und sein Geist sich noch des ungestörten Gleichgewichts erfreuten, und man spürt hier noch deutlich aus diesem Freudenrausch die reine Atmosphäre der Wahrheithaftigkeit seiner Schilderungen.

Bis zu diesem Zeitpunkt (1812) war er nach seiner Ansicht nur ein dilettantischer, ein Amateur-Opiumesser und das Opium war ihm in den acht Jahren durchaus noch nicht unentbehrlich geworden, aber jetzt begann ein neues Stadium — ein Magenleiden befahl ihm und er nahm während der nächsten drei Jahre täglich Opium. 320 Gran (das heißt also 8000 Tropfen Opiumtinktur) pro Tag war seine gewohnte Dosis. Diese gelang es ihm im Jahre 1816 ohne besondere Anstrengung mit einem Mal auf 40 Gran, also ein Achtel des bisherigen Quantum herabzudrücken, als er sich eines Tages plötzlich wohl fühlte und die ihn sonst plagende Melancholie wie durch einen Zauber in einem Augenblick verschwand. Dieser glückliche Zustand dauerte bis Mitte 1817, von da ab begann eine lange und schwere Leidenszeit für unseren Opiumesser, eine Iliade von Schmerzen — die Leiden des Opiums förderten jetzt in furchtbaren Qualen ihren Tribut — er wurde zum Sklaven seiner Leidenschaft!

Diese düstere Epoche, in der er sein vom Opium gequältes Gehirn freizumachen versuchte, beschreibt de Quincey ohne jede chronologische Ordnung, da er unfähig ist, aus dem Wirrwarr ihn bedrückender Erinnerungen einen regelrechten Bericht zu formen, er ist bestrebt, den Eindruck zu erwecken, daß er sich von dem höllischen Einfluß ganz freigemacht habe. Wir werden später sehen, wie weit wir ihm hierin Glauben schenken können.

Er hatte schon längst seine Studien unterbrechen müssen, hatte schon seit zwei Jahren fast kein Buch mehr gelesen, er war unfähig zum Schaffen geworden. Sein Geist wimmelte von Ideen, aber seine Willenskraft war erlahmt, und hiermit begannen seine Leiden —: der Opiumesser fühlt sich nicht etwa geistig geschwächt oder gar verummt, er verliert nicht eine seiner geistigen Bestrebungen, er sieht die Pflicht, er liebt sie, aber irgend eine Handlung zu vollbringen oder auch nur den Versuch dazu zu machen, ist für ihn eine absolute Unmöglichkeit. Dazu kommen noch die physischen Schmerzen und die Traumbilder, die nicht er sich heraufholt, sondern die sich ihm ungerufen aufdrängen.

Bis auf eine gewisse Dosis konnte er den Verbrauch des Opiums herabsetzen, aber darunter durfte er nicht gehen, jede weitere Enthaltensamkeit bereitete ihm furchtbare Qualen. Diese bestanden vor allem in einer nicht zu beschreibenden Irritation des Magens, in furchtbaren Schweißausbrüchen, sodaß er fünf bis sechs Mal am Tage baden mußte; beständige Geschwulst des Unterkiefers, Mundgeschwüre, mehrere Stunden andauernde Niesanfalle, Kältegefühl und schließlich ein fürchterlicher Rheumatismus und eine Aufgeregtheit, die ihn Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen ließ, stellten sich ein. Dazu der Mangel an Schlaf, der höchstens drei Stunden von vierundzwanzig zu erreichen und so leicht war, daß er die geringsten Geräusche in seiner Umgebung hörte. Seine Energie, mit der er die Reduzierung der täglichen Dosis auf ein Minimum von 200 Tropfen durchführte und schließlich sich ganz davon frei machte (nach seinen eigenen Schilderungen?) ist bewundernswert, — aber der Schluß seiner Bekenntnisse befriedigt nicht. In der Einleitung zu den „*Suspiria de Profundis*“, die 1845 erschienen und die Fortsetzung zu den Bekenntnissen (1822) bilden, gibt er selbst zu, daß er bei seinen Lesern den Eindruck hervorbringen wollte, es sei ihm vollständig gelungen, auf den Genuß des Narkotikums zu verzichten, aber kurze Zeit nach Beendigung dieses Werkes habe er erkannt, daß die Kämpfe, die

ihm noch bevorständen, noch viel größere Anstrengungen erfordern würden. „Neunzig Stunden verharrte ich in der Enthaltbarkeit — seit 10 Jahren das erste Mal ohne Opium — dann nahm ich — o, fragen sie nicht wieviel, wieviel! Dann enthielt ich mich wieder gänzlich, dann nahm ich 25 Tropfen, dann enthielt ich mich wieder: und so weiter und so weiter —“. Drei Mal machte er den Versuch, sich freizumachen von der Tyrannei des Opiumgenusses, jedes Mal unter erhöhten Qualen, — „das dritte Mal fiel ich aus Gründen, mit deren Aufzählung ich den Leser nicht langweilen möchte“.

In einem furchtbaren Traum erkennt er, daß ein dritter Sieg unmöglich ist: er erblickt durch lange düstervolle Alleen die turmgleichen Eingangstore, die ihm bisher immer noch zum Rückzug aus dem Reich des Opiums offen gestanden, — geschlossen, zugemauert, mit schwarzem Totentuch ausgeschlagen; — „ich zuckte nicht zusammen, noch sprach oder stöhnte ich, nur ein einziger Seufzer stieg aus meinem Herzen auf und dann blieb ich stumm für lange Tage“.

In seinen Träumen sehen wir ganz geringfügige Ereignisse aus seiner Kindheit oder aus späteren Jahren wieder lebendig werden, aber ins Ungeheuere umgeformt durch sein mit Opium gesättigtes Gehirn, besonders auffällig erscheint jedoch die zwischen dem wachen und dem Traumzustand sich entwickelnde Sympathie — was er in der Dunkelheit zufällig dachte, das übertrug sich auf seine Träume. Dabei verlor er jede Empfindung für Raum und Zeit, ja er besaß die Kraft, die Zeit, die Ausdehnung der Zeit zu vergrößern, das Zeitempfinden würde dimensionslos. Hierzu tritt noch ein neues Moment. Unter seinen qualvollen Träumen nehmen eine besondere Stellung die orientalischen ein und in diesen finden wir mit aller Deutlichkeit die Schilderung einer Spaltung des Ichs, und zwar die Spaltung in Idol, Priester und Opfer. Den Anstoß hierzu gab ihm das Zusammentreffen mit einem Malaien, der sich einmal in sein einsames Haus verirrt und dem er beim Abschied ein Stück Opium schenkte. Dieser Malaie erscheint ihm jetzt häufig in seinen Träumen und führt ihn in das ihm von jeher verhaßte China, wo er Szenen von unvergleichlicher Schönheit schaut, aber ihn auch Situationen von nicht zu überbietender Furchtbarkeit erleben läßt. (Wird fortges.)

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen

über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: Verlag Magische Blätter. Monatsschrift Dr. Richard Hummel. Schriftleitung: Dr. Richard Hummel.

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang

Leipzig, August 1924

Heft 8

Der Ruf des Geistes.

Von Bô Yin Râ. *(Asiatische Zeitf. 9)*

Es war nicht klügliches Ersinnen, was die alten Weisen immer wieder zu der Mahnung drängte, den Geist in der Stille zu suchen, bei „verschlossenen Türen“ des Geistes Ruf zu erwarten. —

Was dann im Inneren vernommen werden kann, wird nur der Seele hörbar sein, und fühlend nur wird sie vernehmen können, was niemals sich in Worte einer Menschensprache fassen läßt . . .

Wohl dem, der solcherart fühlend zu hören weiß!

*

Nicht allein wird es gegeben sein, den Ruf des Geistes so gleich zu vernehmen.

Sie werden oft lange im „Gebete“ verharren müssen, ehe ihr Inneres also aufgetan wird, daß sie in sich selbst den Ruf erfassen . . .

Wie fernes Saitenspiel nur das geschärfte, kundige Ohr die Melodie erkennen läßt, indessen sie anderen Ohren nur undeutbares Klingen bleibt, so wird der sanfte Ruf des Geistes nur von denen vernommen, die ihr inneres Gehör zu schärfen wußten und die Seele geistiger Dinge also kundig werden ließen, daß sie auch deuten kann, was ihrem Hören klingt. — — —

*

Im Lärm des überlauten Tages taub geworden, irrt so mancher durch die Wüste, — harrend des Rufes, der ihn erreichen könne, und seiner Taubheit nicht bewußt.

Vergeblich wird der Ruf des Geistes ihn zu bewegen suchen . . .

Erst muß der Lärmbetörte seiner Taubheit inne werden, um dann in der Stille wieder sein Gehör zu erlangen.

Erreicht dann/wieder Geistiges sein Ohr, dann wird er lernen müssen, sich dem Lärm der Außenwelt beharrlich zu verschließen und dennoch nicht vor ihm zu fliehen. —

Was immer ihn umgeben mag, — stets muß er sich selbst in der Stille erhalten!

Der Lärm des Tages darf nicht in sein Inneres dringen, auch wenn er sein Äußeres mit aller Macht umtost. —

*

Wer den Ruf des Geistes hören will, muß sein Gehör allein nach Innen kehren.

Nur in seinem Inneren wird er vernehmen lernen können, was nie zum Worte ward . . .

Lärm und Getöse wird ihn nicht betäuben, wenn er im Inneren zu hören weiß!

Inmitten der Außenwelt, die ihn umbrandet, wird er sich selbst eine Insel der Stille sein.

Der Wogen Toben und des Sturmes Heulen wird er überhören lernen, und aus der Stille in ihm selbst wird ihm des Geistes hoher Ruf erklingen! —

*

Durch Tat und Wirken wird die Stille nicht gestört, die hier vonnöten ist!

Nicht dort, wo nur des Todes Stille herrscht, kann je der Ruf vernommen werden!

Nur wo das Leben seine Wogen wirft, wird auch die innere Stille noch voll des Lebens sein, aus dem der Geist das Geistige im Menschen zeugen kann.

Nur solche Geisteszeugung hört den Ruf des Geistes! Durch sie nur kann dem Menschen Wissen werden — um sich selbst! — — —

Wer anders je sich selbst bei „Namen“ nennen hören will, wird stets vergeblich warten können . . .

Der Ruf, den er ersehnt, kann nur von Innen kommen, wenn das Innerste bereits erwachte durch des Geistes zeugende Ge-

walt, die in der Stille nur zur Wirkung kommt. Nur aus dem Innersten des Innern läßt sich Geistiges vernehmen!

*

Die Lehre, die von außen her gegeben wird, soll dir nur zur Vorbereitung dienen.

Sie soll dein Inneres des Geistes kundig werden lassen, damit dereinst der Ruf aus deinem Allerinnersten dir faßbar werden kann.

Die Lehre wird dir immer nur vom Geiste zu sagen wissen, was sich sagen läßt. Des Geistes Wirklichkeit kann dir jedoch nur nahen im Erleben!

Du kannst des Geistes Leben anders nicht erfassen, als durch Innewerden. — — —

So kehre dich denn mit aller Kraft deinem Inneren zu und bitte den Geist in dir selbst, daß er dein Allerinnerstes erwecken möge!

Verharre in solchem „Gebete“, bis du Erhörung findest!

Erhalte dich in der Stille und in sicherer Zuversicht!

Selbst dein „Gebet“ darf nicht die Stille stören! —

— Noch weniger aber darfst du heischen und fordern, was sich dir von selbst ergibt, sobald dein Inneres durch die Stille bereitet ist. —

Erwarte in heiterer Ruhe deinen Tag!

Sei tätig mit all deinen äußeren Kräften in der Außenwelt, doch lasse den Tabernakel deines Innern niemals durch die Sorgen dieser Außenwelt entweihen!

In deinem Innern mußt du, unbeirrt durch alle äußeren Stürme, stets die Stille bewahren!

Kein Geräusch der Außenwelt darf dieses Innere in dir erreichen!

So wirst du dereinst — an deinem Tage — deine tiefste Tiefe ergründen und zu deiner höchsten Höhe erhoben werden!

So wirst du dereinst den Ruf des Geistes in dir selbst vernehmen und dich selbst im Geiste erkennen! —

Im Leben des Geistes wirst du dann selbst dich im ewigen Leben finden! — — —

Das verschleierte Isisbild.

Ein Lehrbrief

Von Dr. Ludwig Klages.

Es scheint geraten, sich bei Beantwortung der Frage: Warum bringt es Verderben, den Schleier des Isisbildes zu heben? zunächst an die Schillersche Ballade zu halten. Wenn auch deren Schluß eine stark moralistische Wendung bringt, die dem Altertum sicherlich fremd war, so dürfte doch der wesentliche Teil der Antwort beides treffen: die Auffassung des Altertums und diejenige Schillers.

Die schon vorliegende Deutung — ich meine die Ihrige — könnte ich auch dann nicht als eine solche anerkennen, wenn der darin ausgesprochene Gedanke an und für sich richtig wäre, was er tatsächlich nicht ist. — Isis, so sagen Sie, sei die „schöpferisch webende Mutter Natur“, und wer gewaltsam ihren Schleier hebe, der werde von „der Fülle entfesselter Traumwelt überflutet“ und dadurch geistig in Stücke gerissen. Ohne den Ausdruck „schöpferisch webende Mutter Natur“ verwerfen zu wollen, darf ich doch darauf hinweisen, daß er etwas Bedenkliches und Gefährliches hat. Er sagt nämlich sowohl alles als auch wiederum beinahe nichts! „Natur“ ist in solchem Zusammenhange einer jener vagen Begriffe, bei denen jeder denken mag, was ihm beliebt. Unter „schöpferischer Fülle“ wird der eine sich einen Urwald vorstellen, der zweite eine Liebesleidenschaft, der dritte einen Taifun, der vierte den Sternenhimmel, während die noch weniger philosophischen Ephesier dabei an ein Weib mit hundert nährenden Brüsten dachten! Die naturalistische Begriffsbildung huldigt einer Vorliebe für Allgemeinheiten, die, je mehr sie in die Physik hineinführt, um so mehr vom Erlebnis wegführt. „Die Fülle entfesselter Traumwelt“ kann zwar gedacht werden, nicht aber angeschaut, wohingegen sich träumen, phantasieren und sogar vorstellen läßt ein ganz bestimmtes Bild der Isis oder der Sphinx oder der ephesischen Artemis.

Sieht man nun aber auch von der Unbestimmtheit des Satzträgerwortes ab, so halte ich es doch für ganz undenkbar und glaube, daß es noch niemals ernstlich vertreten wurde, das Überflutetwerden von der Fülle der Natur führe lebenslängliches Siechtum herbei. Besagtes Überflutetwerden wäre nämlich jedenfalls etwas Ekstatisches und, wiewohl nun allerdings in der ekstatischen

Wallung mit höchster Seligkeit tiefstes Grauen vermischt ist, so ließe sich doch aus zahlreichen Zeugnissen der verschiedensten Völker und Zeiten belegen, daß im Zustande erinnernder Wachheit den Augenblick widerfahrener Ekstasis als einen der Gnade unfehlbar jeder zurückwünscht, dem jemals die Wandlung zuteil geworden. Apulejus, der Geweihte der Isismysterien, schildert die Gefühle, die ihm nach geschehener Erleuchtung der Anblick des Bildes der Göttin im Isistempel erregte, mit folgenden Worten (nach der Übertragung von De Jong, dem auch die anderen Zitate dieses Briefes entnommen sind): „Noch einige Tage blieb ich da, und in unbeschreiblicher Wonne genoß ich den Anblick des göttlichen Bildes, durch eine unvergeßliche Wohltat ihr verpflichtet . . . Vor dem Angesichte der Göttin werfe ich mich nieder und drücke lange mein Antlitz auf ihre Füße und breche unter Tränen in diese von häufigem Schluchzen unterbrochenen, fast erstickten Worte aus: ‚Du Heilige, du ewige Erhalterin des Menschengeschlechtes, immer freigebig, um die Sterblichen zu erquickern, die du den Unglücklichen süße Zärtlichkeit einer Mutter bezeigst! Kein Tag, keine einzige Ruhestunde, ja selbst kein winziger Augenblick geht leer an deinen Wohltaten vorbei, ohne daß du zu Wasser und zu Lande die Menschen beschützezt, die Stürme des Lebens vertreibst, die rettende Hand darreichst, mit der du selbst die unentwirrbar verschlungenen Fäden des Schicksals lösezt, des Geschickes Toben mäßigst und der Sterne verderblichen Lauf hemmst! Dich ehren die Himmlischen, dir dienen die Götter der Unterwelt, du drehst die Erde im Kreise herum, entzündest das Licht der Sonne, beherrschest die Welt, trittst auf den Tartaros! Dir antworten die Gestirne, wechseln die Jahreszeiten, jauchzen die Götter, dienen die Elemente. Auf deinen Wink atmen die Lüfte, nähren die Wolken, keimen die Samen, sprießen die Keime. Vor deiner Hoheit schauern die Vögel, die den Himmel durchfliegen; die wilden Tiere, die im Gebirge umherirren; die Schlangen, die versteckt am Boden liegen, die Ungetüme, die auf dem Meere sich wiegen. Doch ich, zu schwach an Geist, dein Lob zu singen, zu arm an Gut, dir würdig Opfer zu bringen; Fülle der Worte gebietet mir zu sagen, was ich von deiner Hoheit empfinde; und dazu würden auch nicht tausend Mänder, nicht tausend Zungen, nicht ein ewiger Fluß unermüdlicher Rede genügen. So will ich denn nur das, was ein zwar Frommer, doch sonst Armer vermag, zu vollführen suchen; ewig werde ich dein göttliches Antlitz und

deine allerheiligste Macht im Innern meines Herzens bewahren und ewig vor Augen behalten.“ —

Solche Sätze atmen Entzücken und ewiges Angedenken. Und das in der Beziehung unvergleichlich verschwommenere Fühlen des neuzeitlichen Menschen dürfte sich am ehesten an die Wagnerverse in „Tristan und Isolde“ erinnert finden:

In des Weltatems
Wehendem All —
Versinken —
Ertrinken —
Unbewußt —
Höchste Lust!

Zu der mir kaum verständlichen Meinung, dem fürwitzigen Jüngling von Sais habe eben dies Erlebnis vorzeitiges Welktum gebracht, hat vielleicht irreführend beigetragen meine frühere Darlegung über die ekstatische Selbsterreißung, worauf ich unten flüchtig zurückkomme.

Wenn ich dergestalt den Satz, auf Grundlage dessen Ihre Deutung unternommen wurde, überhaupt nicht für richtig anerkennen kann, so sehe ich vollends nicht seine Anwendbarkeit auf den Inhalt der Schillerschen Ballade. Das Gedicht beginnt:

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Ägypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durchweilt;
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden.

Damit wird nun von vornherein unzweideutig gesagt, daß es sich um die Erlangung geheimen Wissens handle. Streng genommen, haben wir gar keinen Anlaß zu der Frage mehr, worin das Wesen der Isis bestehe oder was hinter dem Schleier ihres Bildes stecke. Denn das sagt uns der Dichter selbst. Nach dem Zeugnis des Hierophanten verbirgt sich nämlich dahinter, was dem Jüngling die Erfüllung seiner Wißbegierde brächte, wofern es ihm gegeben wäre, den Schleier zu heben; die Wahrheit! Wir mögen immerhin die Nebenfrage stellen: worin besteht denn eigentlich diese Wahrheit? Unsere Hauptfrage aber muß sein: warum bringt es Verderben, den Schleier der sich selbst verbergenden Wahrheit heben zu wollen?

Wir bleiben unstreitig der Eingebung des Dichters treu, wenn wir eine Wahrheit, die sich, sei es vermöge zauberischer Beseeltheit, sei es, weil sie von der mächtigsten Göttin behütet wird, der menschlichen Forschbegierde entzieht, vorläufig das Weltgeheimnis nennen; und haben daher im Geiste der Ballade festzustellen: wer das Weltgeheimnis zu ergründen trachtet, frevelt an den Rechten der Göttin und hat die heillosen Folgen dieses Frevels zu tragen.

Schiller sagt, wer den Schleier der Göttin hebe, sehe das Weltgeheimnis. Wenn nun hinter dem Schleier sich das Numen der Isis befindet, so muß entweder die Göttin selber jenes Geheimnis sein oder sie muß es anschaulich zu offenbaren vermögen. Unzweifelhaft jedenfalls würde demjenigen das Geheimnis sichtbar werden, der den verhüllenden Schleier höbe. Da tritt uns denn sofort die Frage nahe, ob das Anschauen des Mysteriums dem Menschen an und für sich verderbenbringend sei. Ehe wir nachforschen, welche Fingerzeige zu deren Beantwortung uns die Schillersche Ballade gibt, prüfen wir die Meinung des Altertums, und da stoßen wir auf zwei einander aufschlußreich ergänzende Befunde.

Erstens ist nach der Ansicht der gesamten Antike (wie übrigens auch der meisten „Naturvölker“) der Anblick der Götter für den Menschen gefährlich. In den orph. Argonautika heißt es von Artemis-Hekate (einer anderen Form der Isis):

Schrecklich den Menschen zu sehen und schrecklich den
Menschen zu hören,
Schützt man die Weißen nicht vor und bringt nicht Opfer
zur Sühnung.

Im achten Buch Moses wird gesagt: „Wenn der Gott eintritt, so sehe nicht mit unverwandten Blicken hin, sondern schaue zu deinen Füßen.“ Vollends aber, wer ungeweiht Zeuge der heiligen Zeremonien wird, den trifft zeitlicher und ewiger Untergang. So wird uns von einem Manne erzählt, der sich aus Neugierde eingeschlichen habe und von dem Fürchterlichen, das sich ihm zeigte, irrsinnig wurde, um bald hernach zu sterben; und von zwei akarnanischen Jünglingen berichtet uns in seinen „Römischen Geschichten“ Livius, daß sie, obwohl nur aus verzeihlichem Irrtum zugegen, ihre unfreiwillige Teilnahme sofort mit dem Leben büßen mußten.

Zweitens nun aber wissen wir ja und haben es soeben durch Apulejus bestätigt gefunden, daß jede Einweihung sich vollendete

in der „Epoptie“, d. i. Schauung. Dem schauenden Mysterien also entschleierte sich die Gottheit und damit eben dasjenige Mysterium, das sich dem Blick des Ungeweihten so drohend entzog! Apulejus äußert darüber: „Ich habe die Pforten des Todes durchschritten. Ich habe mich den unteren und den oberen Göttern genahet und habe sie angebetet von Angesicht zu Angesicht.“ Auch bestand ja darin die unterscheidende Gabe der Magier, Nekromanten und Theurgen, den Anblick der dämonischen Mächte zu ertragen, ja mit ihrer Hilfe Tote zum Reden zu bringen und sonstige Wunder zu wirken. Durchaus also nicht schlechthin ist der Anblick des Mysteriums schädlich, sondern allein dem Uneingeweihten! Worin aber bestand die Einweihung?

Schiller läßt den Hierophanten verkünden, „kein Sterblicher“, habe die Gottheit gesagt, „rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.“ Jede Weihe nun empfängt man, und das will sagen, die Gottheit selbst ist es, die sie dem Initianden verleiht. Und zwar wird solches Empfangen in allen Geheimdiensten der Welt als echte Empfängnis, als Gamos mit der Gottheit vorgestellt, wobei die Seele des Mysterien die weibliche Hälfte ist. Ich habe es teils in den „Mythologischen Briefen“, teils im „Kosmogonischen Eros“ ausgeführt, daß die heilige Hochzeit eine mystische Wandlung bedeute: der Schauende, den Gott in sich aufnehmend (gewöhnlich unter dem Sinnbild des rituellen Essens), wird selber Gott, und das Geheimnis ist fortan nicht mehr außer ihm. Dergestalt verstehen wir es auch, wenn in den ägyptischen Zauberpapyri der Theurg von sich selber sagt: „Ich bin Osiris, der das Wasser, ich bin Isis, die Tau genannt wird.“ Schauung des Geheimnisses findet nur auf Grund jener Einswerdung mit der Gottheit statt, die im Gegensatz zur profanen Begattung die Zweiheit der Pole dennoch nicht aufhebt! Der aber wird der Mensch nur teilhaftig und zwar im Zustande äußerster Pathik; in einem Zustande, der gemessen am Tatsinn des tagwachen Ichs als dessen Vernichtung und darum als Tod erscheint. „Ich habe die Pforten des Todes durchschritten . . .“

Erinnern wir uns einen Augenblick, daß die ganze Überlieferung der geheimen Weihen von der frühchristlichen Kirche aufgesogen werden mußte, damit die Propaganda der Judenreligion unter den Heiden erfolversprechend werde. „Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet Ihr das Leben

nicht in Euch haben.“ (Joh. Ev. 6, 53.) Ferner: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleib in mir und ich in ihm.“ (Joh. 6, 56.) Ferner: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben.“ (Joh. 6, 54.) Ist doch Kommunion = Vereinigung, d. h. Vereinigung mit der Gottheit! Hier aber gedenken wir auch der folgenden Worte: „Wer unwürdig dieses Brot ißt oder den Kelch des Herrn trinkt . . ., der ißt und trinkt sich das Gericht.“ (1. Kor. 11, 27—29.) Ganz ebenso also wie in den heidnischen Geheimdiensten bringt im christlichen Abendmahl das heilige Fleisch und Blut dem Berufenen das ewige Leben, dem Unberufenen ein ewiges Gericht. — Kehren wir nun zur Schillerschen Ballade zurück und suchen wir uns klarzumachen, worin nach ihren Weisungen die Unwürdigkeit des Ungeweihten bestehe.

Weshalb will eigentlich der Jüngling den Schleier heben? Aus Forschbegierde oder, ganz nüchtern gesprochen, aus Neugier. Zwischen Forschtrieb und Neugierde besteht kein essentieller Unterschied. Jener wie diese entspringt aus einer Beunruhigung des Verstandes, und den Verstand beunruhigt alles, was er noch nicht besitzt. Erkenntnistrieb ist Aneignungstrieb, wenn auch Aneignungstrieb des Geistes in uns. Wer das Weltgeheimnis erforschen will, der will sich seiner bemächtigen (entgegen gesetzt dem Mysterien, der sich hingibt und bemächtigt wird); und wessen der Geist sich bemächtigt, das ist unfehlbar entzaubert, und es ist mithin zerstört, wenn es dem Wesen nach ein Geheimnis war. Der geistige Bemächtigungswille ist Frevel am Leben, und darum trifft den Frevler der rächerische Rückschlag des Lebens. Dieser Satz wird wahr bleiben, solange es eine Menschheit gibt, und er wird sich furchtbar bewährt haben, wenn die entartete Menschheit an der rationalistischen Entzauberung des Lebens schließlich verendete.

Damit hätten wir unsere Hauptfrage beantwortet, und nun mögen wir auch noch die zweite Frage stellen: was sah denn eigentlich der Jüngling? Schiller war geschmackvoll genug, das nicht etwa auszumalen, obwohl es, wie sich zeigen wird, möglich, wenn auch schwerlich überzeugend gewesen wäre. Aber das ganze Gedicht läßt nur eine Antwort über den Sinn des vom Jüngling Gesehenen zu. Der Jüngling sah mit einem Schlage die Wahrheit, die sich dem forschenden Verstande als letzte und äußerste bietet. Was ist das für eine Wahrheit?

Nun, man verfolge die Geschichte des Geistes und insbesondere

der Wissenschaften durch alle Zeiten und Völker; oder man denke auch nur ein Problem zu Ende, so wie es uns die späteste Wissenschaft, diejenige von heute, darlegt: etwa was ist der Stoff, was die Kraft, was die Außenwelt, was die Seele usw., und man endet zuletzt unweigerlich beim absoluten Nichts. Alle Richtungen des Erkenntnistriebes konvergieren auf das Nichts (d. i. auf die Projektion des aktiven Nichts, des Geistes), und das Erkenntnisstreben in seiner Gesamtheit beschloß nach kühnen Bauversuchen leidenschaftlicher Anfänge seine Laufbahn noch je und je im — universellen Zweifel. Der Wille zur verstandesmäßigen Wahrheit ist der Wille zur Entwirklichung der Welt. Der Jüngling, der mit einem einzigen Sprunge das Ziel erstürmte, das die Neubegier des Verstandes einzig erstürmen kann, sah den ewigen Tod, das welt- und raumverschlingende Nichts!

Wie aber könnte ihm das die Gottheit des Lebens zeigen? So wunderbar es auch auf den ersten Augenblick klingen mag: sie und nur sie kann es dem Menschen zeigen. Der Geist als solcher steht außerhalb des Lebens; für ihn ist das Nichts Position und darum eines und dasselbe mit dem „Alles“. Erst, wenn zurückgeworfen vom Leben, stellt es sich dar: nämlich als Zwecklosigkeit, Sinnlosigkeit, Fruchtlosigkeit, Zerstörung und ewige Nichtigkeit in jeder Beziehung. Das Leben selbst erscheint nun in der Gestalt eines anfangs- und endlosen Sichselbstvernichtens. Überlegen wir doch nur, was sogar ohne wissenschaftliche Problematik die Wirklichkeit uns entgegenhält, wenn wir ihr mit den Forderungen des Geistes nahen!

Ein Glück ist erreicht, nun soll es dauern; aber Dauer und Glück schließen sich aus! Und wäre es auch nicht ein Glück: welches Ziel könnte ein Sterblicher sich setzen, von dem nicht mit voller Sicherheit feststände, daß es in kürzester Frist werde untergegangen sein! Und er selbst, der Ziele Setzende und Strebende — über ein kleines ist er bewußtloser Staub. Oder Sorge für die Familie, für die Kinder? Auch Kinder und Kindeskinde werden zu Staub, und das größte „Vermögen“ von heute ist morgen ein Raub der Motten und des Rostes! Oder Beglückung und Verbesserung der Menschheit? Aber wozu? Das Unglück, das war, wird dadurch nicht mehr abgewendet, die Kommenden aber werden verfluchen und als Fesseln zerreißen, womit die Gegenwärtigen sie zu beschenken gedachten. Ja, Leid und Not sind seit fünftausend Jahren in der Menschheit unermeßlich gewachsen! Und wäre es

selbst anders: die ganze Menschheit wird eines Tages nicht mehr vorhanden sein! Und mit ihr werden ausgelöscht sein alle menschlichen Meisterwerke, auch die Pyramiden, auch die Gesänge Homers, auch die Tondichtungen Beethovens. Oder Naturschutz treiben? Man wird die Reservate in höchstens zwei Menschenaltern kapitalisieren; und wäre es auch anders: alles Leben wird dereinst auf der Erde erlöschen, die Erde selber wird vermutlich in die Sonne stürzen und dort verbrennen oder denn auf andere Weise untergehen. Unser ganzes Sonnensystem, wie es einmal begann, wird einmal wieder enden; ja, das gesamte Weltall, inbegriffen die äußersten Nebelringe in Lichtjahrtausenden Ferne, die nur noch die empfindliche Platte der Riesenteleskope spiegelt, ist von begrenzter Dauer. Hinter allem „Spielen nach lockenden Zielen“, hinter dem tobenden Tagesgeräusch des menschlichen wie des kosmischen Lebens harret, letzten Sieges gewiß, die Nacht des Todes. Mit den Worten eines Mystikers gesagt: „Ein Schattenring verfließt das Leben; tief hinter seinen roten Wirbeln ist Schlaf und Finsternis.“

Es ist die Wahrheit des sich vollendenden, das heißt aber des verzweifelnden Verstandes, die ich hiermit, wenn auch nur notdürftig andeutend, zum Ausdruck bringe; und sie hat mehr als einmal auf Erden schon ihre Jünger gehabt, so zur Zeit des Buddha, so im verflornten Jahrhundert, wo ein Schopenhauer, Byron, Leopardi (im Grunde nach Shakespeares Vorangang) die Nirwanaüberlieferung mit Erfolg wieder aufnehmen konnte. Diese Wahrheit war es, die das frevelhaft angetastete Leben dem Jüngling von Sais in Gestalt eines furchtbaren Symbols entgegentarren ließ. Er sah den ewigen Tod, die ewige Sinnlosigkeit, das ewige Umsonst! Und das wird gleich ihm am Ende jeder finden, der sich, statt der Gottheit ihn zu opfern, den Fürwitz des eigenmächtigen Verstandes zum Führer erkor.

Will man sich schließlich auch noch eine Vorstellung machen, wie das Symbol beschaffen war, das solches mit Blitzesschnelle vermitteln konnte, so suche man sich die Vorlage dazu auf dem packendsten Blatte von Holbeins Totentanz! Im übrigen ist es ja im Grunde eben dieses Symbol, das die weltfeindliche Religion des Christentums seit zweitausend Jahren zu gestalten sich bemüht: der Sinn des Lebens als Selbstkreuzigung der Kreatur! Wer sich davon recht augenfällig überzeugen will, vertiefe sich in das berühmte Kreuzigungsbild des mittelalterlichen Malers Grünwald.

Die Stimmung des sinnlos zu Tode Torturierten als Stimmung des Lebens überhaupt, das ist sein tief pessimistischer Gehalt. Der „Weltkrieg“ von gestern mit den Millionen gräßlich an ihm verbluteter Menschen dürfte es uns erleichtern, den furchtbaren Visionen eines Grünewald näherzutreten. Alsdann aber sind wir auch in der Nähe dessen, was der Jüngling von Saïs erblickte.

Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.

Für den, der ihr geistig erfassend gegenübersteht, ist die Wirklichkeit nicht sowohl tragisch als vielmehr von unausdenklicher Entsetzlichkeit: Gorgo-Medusa!

Soweit gekommen, darf ich nun wohl noch einen erläuternden Rückblick werfen auf die besondere Wendung, die ich der Deutung des fröventlich entwendeten Isisbildes im „Kosmogonischen Eros“ gegeben hatte. — Was leistet der Verstand an allem, das er sich wirklich zu eigen macht? Man hat es ja oft gesagt: er zähle, wäge und messe. Was aber geschieht dadurch dem Leben? Eben die — Entzauberung! Im Märchen und für Kinder gibt es unergründliche Teiche und Brunnen; der Verstand findet Grund in — dreißig Faden Tiefe; und um die Unergründlichkeit ist es geschehen. Im Mythos und für „Naturvölker“ reiten Dämonenhäere im Sturm auf den Wolken: für den Verstand schwebender Wasserdampf, mechanisch-seellos dem wiederum berechenbaren Mechanismus der Luftströmung folgend; und so durch die ganze äußere und durch die ganze innere Welt! Statt „entzaubern“ können wir auch positiv sagen „verdinglichen“. Was aber verdinglicht ist, das läßt sich in die Nähe deutlichster Sehweite bringen, das kann betastet, umfaßt, ergriffen werden; daher „begreifen“ und „erfassen“ für die Verstandesfunktion; daher aus frömmen Zeiten das Fröveln als „Antasten“ der geheiligten Bilder! Und so wird es denn auch anschaulich klar, daß die Entzauberung der Welt bestehe in der Tilgung ihres Gehalts an Ferne. Menschliche Triebe sind Eros, soweit sie teilhaben am kosmischen Eros; kosmischer Eros aber ist Eros der Ferne. Darum, indem er die Fernheit verneint, tötet der Besitztrieb den Eros, mit ihm den Nimbus der Welt; mit ihm die Wirklichkeit selbst. — Das aber bleibt das Geheimnis und beglückende Wissen des Mysten: das heilige Bild in seiner Fernheit zu schauen, obwohl er mit ihm verschmilzt. Er sieht „die Sonne strahlen um Mitternacht“. —

(Diesen Beitrag entnahmen wir mit Bewilligung des Verf. seinem preisgekrönten Werk: „Vom kosmogonischen Eros“. [Geörg Müller, München, 1922]).

Meister Eckehart: Vom Fernsein Gottes. — Vom Vertrauen und vom ewigen Leben.

Vom Fernsein Gottes.

Gottes leuchtende Liebe geht nie verloren. Freilich, dein Gefühl vermißt ihn zuweilen und meint oft, Gott habe dich verlassen. Was kannst du da tun?

Genau das Gleiche, was du getan hast, als die große Durchleuchtung in dir war: genau so lerne dich innerlich zu verhalten, wenn du im bittersten Leiden bist, genau wie damals im Licht.

Kein Rat ist so gut, den lebendigen Gott in sich zu finden, als der: ihn nicht zu suchen. Wie du dich verhieltest, als er zuletzt in dir leuchtete, so verhalte dich nun, da du verlassen bist, so wirst du ihn finden. Aber der ganz bereitete Wille verliert den lebendigen Gott niemals und vermißt ihn nie. Viele Leute sagen: wir haben guten Willen. Aber sie haben den ewigen Willen nicht. Sie wollen ihren vergänglichen Willen haben und wollen Gott lehren, so solle er handeln oder so. Das ist kein guter Wille.

Du aber sollst Gottes ewigen Willen vertrauen.

Gott lehrt uns in allen Dingen, daß wir unsere vergänglichen Wünsche lassen sollen. Als St. Paulus viel mit unserem Herrn redete und unser Herr mit ihm, da half alles nichts, bis er seinen Sonderwillen aufgab und sagte: „Was willst du, Herr, das ich tun soll? Da wußte unser Herr wohl, wozu er ihn brauchte. Und ebenso, als der Engel unserer Frau erschien: alle Rede hin und her hätte sie nie zur Mutter Gottes erhoben. Aber sobald sie ihren persönlichen Willen ließ, wurde sie des ewigen Wortes wahre Mutter und empfing Gott in sich als ihren natürlichen Sohn. Keine Macht der Welt kann dich zum Leben im Ewigen führen, ohne daß du dein Vergängliches aufgibst. Ehe du nicht in wünschloser Stille bist, wirkt Gottes ewiger Wille nicht aus dir. Vollbringst du's, daß du alle Wünsche deines Vergänglichen und alles Hängen am Vergänglichen läßt aus Liebe zu Gott (im Außen und Innen), so hast du's vollendet — doch eher nicht. Das erlangen nur wenige.

Aber es ist ein Nichts und eitler, vergänglicher Wille, wenn Menschen die Erlösung und das Schauen ewiger Welten wollen, aber — bewußt oder unbewußt — in bestimmter Art und mit be-

sonderen Kräften. Du sollst dich Gott ganz und gar hingeben und dich nicht darum kümmern, was er dann anfängt mit seinem Eigen. Millionen Menschen starben dahin und leben im Geist, die nie ganz von ihrer Person ließen. Aber das erst ist völlig geeinter Wille, wenn alle Kräfte zu Gott emporgehoben sind und alles Wünschen des Vergänglichen bezwungen. Wem das am besten gelungen ist, der hat sich am besten für Gott bereitet. Ein Ave Maria dann, in solcher Überwindung des Vergänglichen gesprochen, beflügelt dich mehr als tausend Psalter, die du zerfahren liest. Und ein einziger Schrift ist dann nützlicher als eine ganze Wallfahrt übers Meer in Eitelkeit.

Wenn du deine vergängliche Person so ganz überwunden hast, bist du so von Gott umfangen und durchleuchtet, daß man erst Gott berührt, wenn man dich berühren will. Denn der lebendige Gott ist in dir geboren und umküllt dich, wie meine Kapuze mein Haupt umhüllt. Wer mich anfassen will, der muß zuerst meine Kutte berühren. Wenn ich trinken will, muß das Getränk erst über meine Zunge gehen, damit ich seinen Geschmack empfinde. Ist aber meine Zunge bitter, wird auch der Wein mir bitter durch sie und wenn er noch so süß ist. Ja, wenn du deine Person ganz überwunden hast, bist du so ganz von Gott umhüllt, daß kein Wesen dich berühren könnte ohne Gott zuerst zu berühren, und was zu dir herkommt, das muß zuerst durch Gott hindurch, so daß es seine Art annimmt und sein Leuchten.

Mag ein Leid noch so groß sein: Gott leidet zuerst daran, wenn es aus ihm kommt. Bei der Wahrheit, die Gott ist, kein Leid, das über dich kommt und das du zu Gott emporhebst, ist so gering (es sei Neid oder Widerwärtigkeit), das Ihn nicht tiefer ergreift als dich und das Er nicht stärker bekämpft als du. Doch Gott erträgt dieses Leid um des hohen Zieles willen, das er für dich darin verbarg, und nimmst du das Leid an, das Gott leidet und das er dir sendet, so wird es durchleuchtet von seinem Leuchten: Schmach wird zu Ehre, Bitterkeit wird süß und tiefe Finsternis wird reinste Helle. Alles kündet dir Gott und wird göttlich, alles formt sich nach Ihm, was über dich kommt. Denn Gott ist all dein Meinen und dein Sein und so erlebst du Gott in aller Not wie in höchster Durchglühung.

Das Licht leuchtet in der Finsternis, da erst erkennt man seine Helligkeit. Was soll den Menschen das Licht der Lehre, als das sie es leben? Bist du im Dunkel oder bist du im Leid, dann zeige

das Licht, das in dir ist! Je mehr du dich anklammerst an dein Vergängliches, um so weniger gehörst du dem Ewigen in dir. Doch wenn du deine Person überwunden hast, wirst du Gott nimmer verlieren noch missen. Wenn du aber irrst in Wort oder Werk oder sonst irgend ein Unrecht begingst, während du Gott dienen wolltest dabei, so wird Er den Schaden auf sich nehmen und du sollst nicht ablassen von deinem Tun. Von solchen Flecken wirst du im Leben nie ganz frei. Weil Ratten über dein Korn kamen, sollst du das edle Gut noch nicht fortwerfen. Wer recht bereitet ist und durchleuchtet von Gott, dem wird jede Heimsuchung und jede Prüfung zu großem Heil. Denn dem, der Gottes ist, werden alle Dinge zum Segen — selbst die Sünden.

Denn gesündigt haben ist nichts, wenn du dich kraftvoll wieder daraus erhebst. Natürlich sollst du — weder im Großen noch im Kleinen — nicht den Willen haben, Böses zu tun, nicht um den Preis des Lebens und der Ewigkeit. Denn wenn du dich dem lebendigen Gott bereitest, mußt du wohl bedenken, daß der getreue Gott in seiner Liebe dir den Weg aus der Vergänglichkeit ins Licht geschenkt hat, daß er dich nach deinem Fall wieder emporheben will in sein Leuchten, und dies ist mehr als das Erschaffen einer neuen Welt. Hast du dies ganz in dich aufgenommen, so gibt es nichts, was dein Vertrauen zu Gott stärker befestigt, und deine Seele wird von hohem Liebesfeuer so durchglüht, daß all dein Vergängliches darin verbrennt.

Wenn du Gott ganz vertraust, sollst du nicht wünschen, daß deine Sünde nicht geschehen wäre. Nicht deshalb, weil du dich dadurch von Gott abtrenntest, sondern weil deine Liebe zu Gott dadurch beflügelt und dein Vergängliches dadurch gedemütigt und erniedrigt wird. Das kommt allein dadurch, daß du dich gegen Gott stelltest. Denn aus deinem Vertrauen zu dem Ewigen mußt du erkennen, daß er dir die Prüfung nicht gesandt hat, ohne dein Bestes damit zu wollen. Hebst du dich mit Kraft aus deiner Sünde und läßt du sie eilends hinter dir, so ist es für den getreuen Gott, als seist du nie gefallen und er rechnet dir all deine Irren nicht zu. Hättest du selbst so viel Schuld auf dir, als die ganze Menschheit zusammen, er läßt es dich nicht entgelten, sondern offenbart dir seinen Glanz in dir wie allen Seinen. Findet er dich bereitet, so sieht er nicht an, was früher war, denn Gott ist ein Gott der Gegenwart. Wie er dich findet, so nimmt er dich auf, nicht als was du warst, sondern als das, was du in diesem

Augenblick bist. Alles Unrecht und alle Schmach, durch die du Gott mit deinen Sünden kränkest, die will er gerne leiden jahrelang, wenn du nur dann sein Lieben ganz erkennst und dein eigenes Lieben und demütiges Danken glühender wird, vollkommener wird deine Zukehr. So fügt es sich leicht nach der Sünde.

Deshalb leidet Gott gerne die Not der Sünde, hat sie oft gelitten und oft und oft über Menschen gesandt, die er zu Großem ausersehen. Wer war unserm Herrn vertrauter und lieber als die Apostel? Keiner von ihnen war sündelos, alle gingen durch größtes Irren. Gott hat dies im alten und neuen Bunde oft an denen gezeigt, die seinem Herzen später die Nächsten und Liebsten wurden. Noch heute erlebst du es selten, daß einer zum Licht kommt, der nicht zuvor durch Irren ging. Das sendet der Herr, damit wir seine Gnade erkennen und um uns zu wahrer Demut und Andacht zu mahnen. Wenn deine Reue so vertieft wird, so wächst und mehrt sich mächtig auch dein Lieben. Diese Reue ist zweifach: die eine bleibt im Zeitlich-Vergänglichen stecken, die andere wird von Oben eingegeben. Die erste bohrt sich fort und fort in immer tieferes Leid und überhängt dich mit Dunkelheit, als ob du auf Erden verzweifeln müßtest. So bleibt sie in der Nacht und kommt nicht weiter. Flügel wachsen nicht und nicht Vertrauen.

Aber die Reue von Oben ist ganz anders. Sobald du zur Einsicht deines Irrs kommst, beginnst du deinen Weg zum lebendigen Gott, indem du deinen Willen einst zu ewiger Abkehr von deinem Fall. Da wächst völliges Vertrauen zu Gott in dir und große Sicherheit kommt über dich. Freude ganz von Innen her glüht in dir auf, flügelt dich auf aus Jammer und Leid und eint deine Seele in Gott. Je mehr du deine Schwachheit im Fleisch erkennst und je mehr du geirrt hast, um so mehr mußst du deine ganze glühende Liebe zu Gott erheben, in dem kein Irren und Ermatten ist. Willst du dich zu Gott in tiefster Andacht heben, so ist der beste Weg dazu, wenn du alles Irren kraftvoll hinter dir läßt im Vertrauen auf Gott.

Je kleiner du dich machst, um so mehr ist Gott bereit, dir dein Irren zu vergeben, deine Seele zu überleuchten und deine Schuld auszulöschen. Denn jeder ist am meisten bemüht, das abzuschütteln, was ihm am meisten zuwider ist. Je mehr und je größer deine Sünden sind, desto machtvoller, eiliger und liebender vergibt sie der lebendige Gott, da sie sein Leuchten verdunkeln.

Ja, wenn dein Wille ganz in Gott geeint ist, dann ist alle deine Missetat rascher im Feuerlichte Gottes verbrannt, als ich mit meiner Wimper zucken kann. Alle werden getilgt, als seien sie nie geschehen, wenn du nur deinen Willen einst in Gott.

Vom Vertrauen und vom ewigen Leben.

Ob du ganz zu Liebe geworden bist, kannst du daran erkennen, daß dein Vertrauen groß ist und stark dein Hoffen auf Gott. Nichts gibt es auf der Welt, woran du klarer sehen kannst, ob du ganz in der Liebe bist, als eben dein Vertrauen, denn treues, herzliches Lieben schafft Vertrauen.

Wenn du Gott restlos vertraust, findest du alle Erfüllung und tausendmal mehr in Ihm. Nie kann deine Liebe zu Gott, nie dein Vertrauen auf ihn zu groß sein, und nichts auf dieser Welt steht dir so völlig zu, als ganzes Gottvertrauen. Allen blieb Gott getreu, die diese große Zuversicht zu ihm erlangten, und große Werke wirkte er mit ihnen. An allen diesen Menschen hat er klar gezeigt, daß dies Vertrauen aus Liebe kommt, denn Liebe schenkt nicht Vertrauen allein, sondern auch erkennendes Schauen und ganze Gewißheit.

Es gibt zweierlei Wissen vom ewigen Leben in diesem Dasein: Gott kann es den Menschen selber offenbaren oder durch einen Engel ihm sagen lassen oder durch unsägliche Erleuchtung ihm beweisen.

Doch das geschieht selten und wenigen.

Das andere Wissen ist viel besser und nützlicher und alle erleben es oft, die ganz in der Liebe sind. Wenn deine Liebe und dein Erfühlen so groß und so voll Vertrauen sind, daß du Gott in allen Wesen ohne Unterschied liebst, dann kommt es. Und leugneten es alle Wesen und schwüren es ab, ja trennte sich Gott selber von dir, so zweifle nicht, denn Liebe kann nicht zweifeln, sie vertraut dem Guten. Einem Liebenden brauchst du nichts zu sagen, denn aus seinem Fühlen weiß er sofort, was den Geliebten fördert und beglückt. Wenn du Gott so liebst, dann weißt du mit gewissem Wissen, daß Er dich tausendmal mehr liebt als du Ihn und daß Er dir unendlich mehr vertraut. Denn Er ist selber die Treue, des sei du gewiß und alle sind es, die Ihn ganz lieben.

Diese Gewißheit ist viel vollkommener und wahrer als die andere und keine Täuschung kommt durch sie. Denn jene Offen-

barung könnte ein Trug sein und nur zu leicht ein falsches Licht. Doch diese Gewißheit durchschauert dich durch deine ganze Seele, die kann dich nicht täuschen, wenn du ganz in der Liebe bist. Daran zweifelst du so wenig, als an Gott selber, denn Liebe vertreibt alle Furcht, kennt keine Furcht, wie St. Paulus sagt und die Schrift.

Liebe löscht all deine Sünden aus, denn wo das Bewußtsein der Schuld hemmt, kann weder ganze Liebe leuchten, noch reines Vertrauen sein. Die Liebe Gottes löscht alle Schuld, denn sie kann nicht bestehen vor ihr. Das ist nun nicht, als hättest du nie gefehlt, sondern deine Schuld ist ausgetilgt, als wäre sie nie gewesen. Denn alle Werke Gottes sind ganz und strömen über von Gnade: wem er vergibt, dem vergibt er ganz, und lieber schenkt er dir Großes als Kleines. Das wächst aus großem Vertrauen. Ich glaube, diese Gewißheit ist höher und herrlicher als jene andere, denn weder Schuld noch Fehle hemmen sie. Gott beurteilt dich nach der Kraft deiner Liebe, ob du nun schuld-beladen bist oder nicht.

Der aber, dem mehr vergeben wird, soll auch mehr in der Liebe sein, wie unser Herr Jesus lehrte.

(H. Ch. Ade.)

Mein Lebensretter.

(Bô Yin Râ zugeeignet).

Die Stunde der Andacht zog in mein Innerstes. Ich betrachte das Bild, dessen Träger meine Seele mit tiefster Dankbarkeit erfüllt und werde eins mit seinem Geiste. Die unergründlichen, nächtlichen Augen, welche vom Glanze der wahren Erkenntnis leuchten, blicken ganz in mich hinein. Was sie sehen, das weiß ich, aber ich vermag es nicht mit den Worten der Sprache auszudrücken. Aber ich weiß auch, daß sie mehr sehen, denn ich selbst. Doch seine Lippen öffnen sich zur Rede nur, wenn ich meine irdischen Augen schließe. Und in dem Reiche meiner Seele trafen unsere Blicke zusammen. Seit diesem Augenblicke ward ich fühlend — sehend . . .

Es pochte an meiner Türe. Als ich aufschaute, stand mein Bruder vor mir. Er gewährte das Bild und fragte:

„Wessen irdische Schale hältst du in deinen Händen? Wen stellt dieses Bild dar? Ich sah ihn nie und dennoch ist mir der Blick nicht fremd.“

Da antwortete ich:

„Es ist das Bild meines Lebensretters!“

Und er bat mich:

„Willst du mir nicht mitteilen, in welcher Lebensgefahr du dich befandest?“

„Gern, mein Bruder,“ rief ich aus, „höre nur recht aufmerksam zu: An einem wunderschönen Sommertage empfand ich ein Sehnen, in die Gefilde der Natur zu wandern, um ihre Geheimnisse zu ergründen. Und ich nahm auf meine Wanderung viele Bücher mit, die von großen Naturforschern verfaßt wurden.“

Ich mochte lange unterwegs gewesen sein, als ich von ferne einer unfaßbar-schönen Landschaft ansichtig wurde. Um die Müdigkeit meiner schmerzenden Füße durfte ich mich nicht kümmern, wenn ich die Landschaft erreichen wollte. Die Sonne leuchtete und ihre Strahlen durchdrangen das Bild der Natur. Aber die weite Ferne konnte ich nicht erschauen, denn undurchbrechbarer Nebel lagerte weithin. Da nahm ich meine Bücher hervor und vertiefte mich in die Worte so sehr, daß ich an einem Flecke stehen blieb. Es wurde dunkel. Immer dichter zog der Nebel seine Schleier zu und verleidete mir den klaren Ausblick. Plötzlich hörte ich eine Stimme dicht an meinem Ohre; leise, aber deutlich vernahm ich ihre Worte: Merkst du nicht, daß du an einem Orte haften bleibst? Und du hast einen weiten Weg zurückzulegen, wenn du dein Ziel erreichen willst! Ist es denn nötig, die Geheimnisse der Natur aus Büchern zu erforschen? Du kannst ja nur mit deinen eigenen Augen erschauen! Siehe, vor dir liegt die wunderreiche Landschaft! Wandere weiter, ehe die Sonne den Schatten der alles umhüllenden Nacht gewichen und der Nebel deinen Ausblick unter seinen Florflügeln verbirgt!“

Die Stimme erlosch. Und vor Ergriffenheit vergaß ich, mich nach ihrem Träger umzuwenden. Nun las ich nicht mehr in meinen Büchern. Ich weitete meine Augen, um mit geschärften Blicken den Dunstkreis der Nebel zu zerstören. Und ehe ich es gewahrte, fingen meine Füße an zu laufen, während meine Augen sich immer mehr und mehr weiteten, bis sie endlich, wie leblos, in die Landschaft starrten. „Halt!“ rief plötzlich die Stimme wieder. „Gefahrvoll ist der Weg zu deinem Ziele, und wer nicht vorsichtig ist,

kann stolpern. Du sperrst deine Augen weit auf und blickst starr in die Ferne. Siehe, das Nächste aber hast du nicht wahrgenommen. Vor deinen Füßen gähnt ein tiefer Abgrund, der dich vom anderen Ufer trennt. Beim nächsten Schritte wärest du ihm rettungslos zum willigen Opfer gefallen. Lerne sehen — mit geschlossenen Augen! Verbrenne deine Bücher in der Flamme deines Lichtes, diese Bücher, die dich nur in Abgründe locken können! Und wenn du die Lider deiner Augen gesenkt, wirst du die Brücke finden, die dich über diesen Abgrund an das andere Ufer geleitet! Achte darauf, daß du deine Schritte nicht beschleunigst! Denn an das Ziel gelangt man nur durch langsames Schreiten — auf geebneten Wegen wandernd. Auf diese Weise werden deine Füße nie ermüden und du bist eines Tages dort angelangt, wohin dich dein Sehnen führte. Und mit jedem Schritte werden sich deine Füße stärken. — Nun kehre um, denn für heute ist die Sonne untergegangen. Morgen leuchtet sie dir vielleicht wieder. Und sie wird dann nimmer untergehen!

Ich sah den weitgeöffneten Rachen des Abgrundes, von dem ich nur eine Fußlänge weit entfernt war. Ich stammelte ergriffen:

Dank dir, mein Lebensretter! Ich werde den Weg antreten, auf den du mich gewiesen! Aber ich könnte mich wieder in Gefahr begeben! Verweile an meiner Seite und sei mein Führer!

Und er entgegnete:

„Gehe ohne Furcht, sonst wirst du das Ziel nie erreichen! Ich bin bei dir und werde gerne dein Führer sein! Die Furcht aber ist dir ein unüberbrückbares Hindernis auf deinem Wege, — gleich dem Abgrunde zu deinen Füßen! Bedenke dies!“

Ich kehrte um. Daheim angelangt, fühlte ich zum ersten Male, wie grenzenlos das Reich meiner Seele sei, und eine nie geahnte Freude erfüllte mich. Seit diesem Tage weiß ich, was wahres Leben ist

Und nun, mein Bruder, kennst du die Lebensgefahr, in der ich mich befand!“

Wortlos verließ mein Bruder den Raum. Ich aber ging, um das Bild meines Lebensretters sorgfältig zu verwahren. Dann schloß ich die Augen, um wach zu werden

Renata Porgé.

Rausch und Rauschmittel.

Ein Beitrag zur Psychologie der Narkotiker.

Von R. H. Laarß.

(Fortsetzung)

Nun hatte de Quincey von Jugend auf einen angeborenen Widerwillen gegen alles, was mit China zusammenhängt und hatte stets schon im Wachen das Gefühl, er würde wahnsinnig werden, wenn er gezwungen wäre, mit Chinesen zusammen zu leben. Hieraus läßt sich erst einigermaßen verstehen, mit welchem Entsetzen ihn seine Träume mit orientalischen Szenerien und sagenhaften Torturen erfüllen mußten. Lassen wir ihn hier einen solchen schildern und zwar einen, in dem nicht nur die Spaltung der Persönlichkeit besonders markant hervortritt, sondern der gleichzeitig seinen charakteristischen Hang zum Orientalismus deutlich macht.

Nachdem de Quincey das Geheimnis, das über Asien liegt, geschildert hat, fährt er fort: „Von einem Gefühl tropischer Hitze und vertikaler Sonnenstrahlen gepeinigt, erschuf sich mein Geist alle Kreaturen, Vögel, Säugetiere, Reptilien, alle Bäume und Pflanzen, war aller Gebräuche und Sitten gewärtig, die je in den tropischen Regionen Asiens gefunden wurden. Doch aus Verwandtschaftsgefühlen vergaß er auch nicht Ägypten und seine Götter. Affen, Papageien, Kakadus starrten mich an, pfauchten nach mir, grinsten zu mir herüber, schnatterten mich an. Ich stürzte in eine Pagode und wurde jahrhundertlang in der Kuppel oder in geheimen Räumen gefangengehalten oder hing auf Turmspitzen aufgespießt. Bald war ich der Götze, bald der Priester, bald betete man mich an, bald opferte man mich. Ich floh vor dem Zorn Brahmas durch alle Wälder Asiens. Wischnu haßte mich, Schiwa stellte mir nach. Plötzlich stieß ich auf Isis und Osiris. Sie sagten, ich hätte eine Tat begangen, über die der Ibis und das Krokodil erzitterten. Man begrub mich für ein Jahrtausend in Steinsärgen mit Mumien und Sphinxen, in engen Kammern im Herzen der ewigen Pyramiden. Krokodile gaben mir pesthäuende Küsse und ich lag unter unaussprechlich häßlichen, weichen Massen zwischen Urschilf im Schlamme des Nil.“

Diese Vision zeigt uns eine geradezu dramatisch anmutende Spaltung der Persönlichkeit wie wir sie mit ähnlicher Klarheit

später. nur noch bei Edgar Allan Poe antreffen, verbunden mit Martern, die uns das Gruseln lehren könnten.

Wenn das Schaudern der Menschheit bestes Teil ist, so hat es unser Quincey gleich den anderen Opiophagen bis zur Übersättigung und bis zu den furchtbarsten Qualen auskosten müssen. Es erging ihm ähnlich wie dem Zauberlehrling; solange er der Herrscher war und bestimmen konnte, wann und welche Dosis „Vergessenheit“ er einnehmen wollte, solange blieb er auch der Beherrscher seiner Träume; d. h. er träumte nur das, was er träumen wollte, was in ihm schlummerte an Wünschen und Vorstellungen, die dann unter dem Einfluß der Droge in der von ihm ersehnten Weise phantastische Formen annahmen. Von dem Tage an aber als er willenlos dem Opium verfallen war, von diesem Zeitpunkt ab mußte er die unerwünschten Traumbilder annehmen und er leiden, die er nicht gerufen hatte und die er nun nicht mehr loswerden konnte. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, anzunehmen, daß der Opiumraucher immer von wollüstigen Träumen mit wunderschönen Houris umgaukelt wird, und stets ins Höchstmaß gesteigerte sexuelle Genüsse erlebe; nur was er in sich trägt, nur was er als phantastisches Vorstellungsbild sich formen kann, nur das kann den Inhalt seiner Visionen im Opiumrausch bestimmen. Er kann aus dem Kreis seiner Anschauungen nicht plötzlich herauspringen, in diesem werden sich auch seine durch narkotische Betäubung erzeugten Träume abspielen. Ein Spieler, dessen ganze Gedankenwelt nur von dieser Leidenschaft beherrscht wird, muß unfehlbar auch im Opiumtraum vom Spiel verfolgt werden und wird, sobald er dem Rauschmittel so versklavt ist, daß er es nehmen muß, alle Qualen des leidenschaftlichen Spielers erleiden. Ein Ochsenhändler wird, wenn er im Leben sich nicht aus dem Gedankenkreis des Handelns mit Ochsen herausheben konnte, ganz sicher vom Handel mit Ochsen träumen, ein Roué wird seiner schmutzigen Phantasie entsprechende Träume haben, jedem wird auch im Opiumrausch seine Welt — auch dem Dichter — so lange, bis das Gift ihn unterjocht hat, dann beginnt, wie uns Quinceys Schilderung zeigt, die Zeit der entsetzlichsten Qualen.

Dabei bezeichnet der Autor die vorstehende Schilderung nur als eine blasse Abstraktion seiner orientalischen Träume! —

Wir möchten uns mit dieser einen Wiedergabe begnügen, unsere Leser werden nun hinreichend über das Für und Wider dieses Narkotikums unterrichtet sein, sie werden aber auch über-

zeugt sein, daß unser Thomas de Quincey bis zu seinem Tode ein Opiumesser blieb. Charles de Beaudelaire, der Quinceys Bekenntnisse ins Französische übertragen hat und als leidenschaftlicher Opiumraucher ein großer Verehrer seines englischen Opiumliebhabers war, rief aus, als er las, daß der Opiumesser „die verfluchte Kette, die ihn fesselte, Ring für Ring bis zu ihrem letzten Gliede gesprengt habe“: „Robinson kann seine Insel verlassen, ein verirrtes Fahrzeug könnte ja immerhin einmal an seine Insel kommen und den Verbannten in die Heimat zurückführen, doch welcher Mensch könnte sich je wieder der Herrschaft des Opiums entziehen?!“

Baudelaire, der geradezu als der klassische Dichter des Opiums gilt und mit Begeisterung für Quincey, Poe, und seine gleichfalls den Narkotica fröhnenden Freunde Coleridge, Wainwright, Gautier u. a. mit denen er im Hotel Pimodan Zusammenkünfte hatte, um Opium und Haschisch zu rauchen, trat dieser Kenner auf dem Gebiete der narkotischen Visionen ist uns ein besserer Gewährsmann als einige Zeitgenossen Quinceys, die uns glauben machen wollen, er habe sich in späteren Jahren von dem Gift freimachen können, — er blieb dem Opium bis zu seinem Tode ausgeliefert. Er war zeitlebens ein Sonderling und ein selten guter Mensch, der Grundzug seines Wesens war grenzenlose Güte.

Ein gleichvornehmer Charakter war sein Zeit- und Leidensgenosse Edgar Allan Poe, der nicht nur der genialste Visionär, sondern ein Genie allerersten Ranges war und heute als der bedeutendste Dichter Amerikas überhaupt erkannt und anerkannt ist.

Poe hatte eine tagscheue Seele, er ist der Dichter des Unheimlichen, „der verlorenen Seele“, der Kunst des Grauenhaften, der Dichter des Todes in allen seinen Formen.

Daß er zu den „Dichtern des Opiums“ gehört, wird jetzt von seinen größten Verehrern zugestanden; viele seiner Schöpfungen tragen so deutlich die charakteristischen Merkmale der Opiumvisionen an sich, daß man leicht erkennt, in wie hohem Grade er vom Genusse des Opiums abhängig war.

Sein Leben war das eines Träumers aus dem alten Mutterlande Europa, aus dem seine Familie stammte; er selbst ist am 19. Januar 1809 in Boston geboren. Bereits 1811 starben seine jugendlichen Eltern und ein Freund der Familie nahm den verwaisten Edgar an Kindesstatt an. Nach diesem nannte er sich dann Edgar Allan Poe. Er überwarf sich später mit seinem Adoptiv-

vater und versuchte, sich durch literarische Tätigkeit eine Existenz zu begründen.

Sein ganzes Leben war fortan ein Kampf mit der Armut, dem Hunger und der — Versuchung bis an sein unglückliches Lebensende. 1831 erschien eine Sammlung seiner Gedichte und machte ihn sofort zum bedeutendsten Lyriker seines Heimatlandes, brachte ihm aber keinen klingenden Lohn. Einer seiner Gönner, ein Herr Kennedy, brachte Poe als Mitarbeiter an die Zeitschrift „Messenger“ und unter seiner Redaktion stieg die Auflage innerhalb Jahresfrist von siebenhundert auf fast fünftausend.

Ein noch größerer Erfolg war ihm späterhin als Herausgeber von „Grahams Magazine“ beschieden, dessen Abonnentenzahl in zwei Jahren von fünftausend auf zweiundfünfzigtausend wuchs. So stark wirkten seine in dieser Zeitschrift veröffentlichten Gedichte, seine seltsamen phantastischen Erzählungen, seine analytischen Essays und seine kühnen Kritiken.

Seine gewaltige poetische Phantasie, seine fruchtbare Erfindungsgabe läßt ihn nie zur Ruhe, nie zur Erlösung kommen. Auf der einen Seite ist er schönheitsdurstig, auf der andern liebt er das Grauen, Mord, Tod. Um eine schauerliche Wirkung hervorzubringen, schildert er seine Personen immer als etwas außer ihnen Seiendes, er spaltet den inneren Menschen, läßt ihn alles doppelt empfinden, mit sich selbst reden, läßt ihn sich begegnen oder versetzt ihn in die verschiedensten Gegenstände.

Wir wollen seine berühmten Erzählungen, die Bände füllen, hier nicht im einzelnen aufzählen, nur ein Beispiel aus seinen Gedichten sei hier angeführt; aus dem Nachtstück „Der Rabe“ (The Raven), das ihn populär machte, wollen wir einige besonders typische Zeilen wiedergeben. Dieses poetische Meisterwerk, das beständig in den Seufzer „Nevermore“ (nie wieder, nimmer) ausklingt, erschien zuerst 1845 in Coltons American Review und war „Quarles“ unterzeichnet. Es wurde sofort im „Evening Mirror“ nachgedruckt und war in kurzer Zeit über ganz Amerika verbreitet, wo es bald als das wirkungsvollste Dichtwerk, das je in Amerika veröffentlicht wurde, bezeichnet wurde.

Poe symbolisiert hier seine innere Stimme in dem Gekrächz eines Raben, der nur das eine Wort „nevermore“ sprechen kann, mit dem er immer wieder auf die Klage des Dichters um die tote Geliebte antwortet: „Nimmer!“ „Nimmer!“ — Es beginnt:

Eines Nachts aus gelben Blättern mit verblichnen Runenlettern
Tote Mären suchend, sammelnd von des Zeitenmeers Gestaden,
Müde in die Zeilen blickend und zuletzt im Schlafe nickend,
Hört' ich plötzlich leise klopfen, leise, doch vernehmlich klopfen . . .

(Der Dichter glaubt erst „sicher sind es Regentropfen“, öffnet aber dann das Fenster) und

. . . bedächtig schritt ein Rabe, groß und mächtig,
Mit verwildertem Gefieder ins Gemach und gravitätisch
Mit dem ernsten Kopfe nickend, flüchtig durch das Zimmer blickend,
Flog er auf das Türgerüste, und auf einer Pallasbüste
Ließ er sich gemächlich nieder, saß dort stolz und majestätisch . . .

(Der Dichter setzt sich nun dem Raben gegenüber, seine Phantasie schweift in die Gefilde, wo die tote Geliebte weilt und er glaubt nun der Rabe bringe ihm Botschaft von ihr. Jetzt kommt der Höhepunkt der Dichtung in dem Zwiegespräch mit dem Raben, der auf alle Fragen nur sein: nimmer, nimmer krächzt.)

„Nachtprophet, erzeugt vom Zweifel, seist du Vogel oder Teufel,
Triumphierend ob der Sünder Zähneklappern und Gewimmer
Hier, aus dieser dürren Wüste, dieser Stätte geiler Lüste,
Hoffnungslos, doch ungebrochen und noch rein und unbestochen,
Frag' ich dich, du Schicksalskünder: Ist in Gilead Balsam? —

„Nimmer!“

Krächzte da der Rabe, „nimmer“.

Nachtprophet, erzeugt vom Zweifel, seist du Vogel oder Teufel —
Bei dem göttlichen Erbarmen, löscht' nicht diesen letzten
Schimmer!

Sag' mir, find' ich nach dem trüben Erdenwallen einst dort drüben
Sie, die von dem Engelschore wird geheißnen Leonore?

Werd' ich sie einst?

Dort umarmen, meine Leonore? — „Nimmer!“

Krächzte da der Rabe — „nimmer!“

Feind, du lügst, heb' dich von hinnen, schrie ich auf, beinah' von
Sinnen,

Dorthin zieh', wo Schatten wandeln unter Winseln und Gewimmer,
Kehr' zurück zum dunklen Strande, laß kein Federchen zum Pfande
Dessen, was du prophezeitest, daß du diesen Ort entweihtest,
Nimm aus meiner Brust die Krallen, hebe dich von hinnen! —

„Nimmer!“

Krächzte da der Rabe — „nimmer!“

(Wird fortgesetzt)

B Ü C H E R S C H A U

Jedes hier besprochene Buch kann vom Verlag dieser Zeitschrift zum Originalpreis bezogen werden.

Im **Volkserzieher-Verlag, Berlin-Schlachtensee**, ist soeben ein Buch erschienen, das besondere Beachtung verdient, denn es bringt vieles gerade für uns Deutsche recht Wertvolles. Der Titel lautet: **Die Botschaft des Mahatma Gandhi**. — Außer dem klaren Einführungskapitel (Der Weg zur Freiheit) von Zakir Husain enthält es eine Anzahl von Alfred Ehrenteich sachkundig ausgewählter Übertragungen aus den Schriften, Briefen und Reden Gandhis aus den Jahren 1908—1924, die uns in angenehmem Deutsch ein übersichtliches Bild der indischen Freiheitsbewegung vor Augen führen.

Gandhi verkündet nicht nur eine neue Lehre, er lebt sie, von tiefer Liebe zu seinem Volke durchdrungen, diesem auch vor, und darin liegt auch das Geheimnis seiner Erfolge.

Wir wollen die Grundzüge seines Strebens hier kurz zeichnen: Gandhi geht von der Überzeugung aus, daß das heutige Europa nicht den Geist Gottes oder des Christentums, sondern den Geist Satans verkörpere. „Und Satans Erfolge sind stets am größten, wenn er mit dem Namen Gottes auf den Lippen auftritt. Europa ist nur dem Namen nach christlich, in Wirklichkeit dient es dem Mammon, und die sogenannten Nachfolger Christi messen ihren sittlichen Fortschritt an ihrem materiellen Besitz.“

Indiens Führer — auch Gandhi — hielten in der Not England die Treue und halfen im europäischen Krieg mit Soldaten, Munition und Geld in dem Glauben, daß des Reiches Not für Indien den Weg zur Freiheit öffnen — wie die königliche Proklamation es aussprach — und die Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes bringen würde.

Aber wie Wilson die gutgläubigen Deutschen mit seinen 14 Punkten betrog, so belog auch die königliche Proklamation die Inder. Nur eine heuchlerische Reform — die sogenannte Montagu-Chelmsford-Reform — wurde verkündet, die nicht nur die versprochene Selbstverwaltung nicht brachte, sondern — ein echtes Stück macchiavellischer Politik — in Wirklichkeit darauf hinausging, die indischen Politiker für die Ausbeutungsmethoden Englands zu erziehen und für immer von der Masse des Volkes zu trennen. Gleichzeitig erschien noch eine Verordnung, die, unter dem Vorwand, gewaltsame revolutionäre Attentate zu unterdrücken, den Indern den Rest persönlicher Freiheit abzusprechen suchte.

Jetzt, als das betrogene Indien sich zu dem unterirdisch längst flackernden Aufstande bereit machte, der ja England den erwünschten

Grund zu weiterem Massenmord gegeben hätte, jetzt stand Gandhi auf und verkündete seine bisher nur im kleinen Kreise erprobte Methode: die Methode des Satyagraha, frei übersetzt etwa: Festhalten an der Wahrheit, Bekämpfen des Bösen durch Gutes, der Falschheit mit Wahrheit, der Gewalt durch überlegenes Leiden, — allein durch diese Methode, die den Kämpfenden und seinen Gegner segnet, will Gandhi sein Volk zur Freiheit führen.

Auf den ersten Blick mutet uns diese Methode direkt utopisch an; daß es so etwas wie geistige Kräfte gibt, die zur Befreiung unterdrückter Völker mehr vermögen als die bisher beliebten Mittel — größte Heere und die besten Kanonen — das müssen sich unsere weisen Staatsleiter jetzt nicht nur von einem Inder predigen lassen, sondern sie müssen erleben, daß Gandhi mit seinem Aufruf die richtige Saite in den Tiefen des Volkes berührt hatte. Reich und arm, hoch und niedrig, Dorf und Stadt, alles einte sich, die indische Seele erwachte zum Bewußtsein ihrer verborgenen Macht. Satyagraha erwies sich als ein wirksames Mittel, sein Prinzip des vorsätzlichen Leidens, der Ablehnung der Gewalt, des Erweckens der schlafenden Fähigkeiten der Seele durch eisernes Festhalten an der Wahrheit zeigte sich als „der Pfad der Wahrheit, der für den Feigen unerreichbar ist.“

Als Symbol wählte Gandhi in kluger Weise das alte indische Spinnrad! Die Spinn- und Webindustrie war in Indien vordem als Heimarbeit hoch entwickelt und die indischen Mousseline waren der Stolz der europäischen Modedamen. Die Bauern Indiens brauchten diese Hausindustrie, die ihnen einen notwendigen Teil ihres Einkommens bedeutete. Aber England ruinierte systematisch diese Privatindustrie, da sie ihrem Freihandel Abbruch tun könnte und ging in seiner Brutalität so weit, daß den indischen Webern die Finger abgeschnitten wurden, wenn sie von dem Verbrechen der privaten Handweberei nicht lassen wollten!

Die Folge waren katastrophale Hungersnöte — denn man nahm ja dem indischen Bauer sein Brot weg — und Zerstörung des Selbstversorgungssystems der Dörfer; gleichzeitig nahm man dem Inder die heimische Selbstverwaltung, die in den sogenannten Dorfrepubliken als althergebrachte Institution gepflegt wurde, und wollte ihn zwingen, sein Recht bei den Fremden zu suchen.

Gandhi begann mit der Wiedererweckung des Dorflebens; er führte das Volk zur Ignorierung der englischen Autorität, zur Umgehung der britischen Gerichtshöfe; er setzte die Dorfgemeinschaften, Dorfkomitees, wieder in ihre alten Rechte ein und wie zu Buddhas Zeiten

die wandernden Bhikkus, so sandte er durch seine Freiwilligen die Botschaft der Liebe und Selbsthilfe in jede ~~englische~~ Hütte.

Er überzeugte sein Volk von der Notwendigkeit, das Handspinnen und -weben wieder aufzunehmen, wobei er freilich manchen Spott auszustehen hatte. Auch Tagore, mit dem er einen Meinungs austausch hatte, lehnte ihn ab, aber Gandhi blieb sich treu. „Sollen die Millionen vom Hungertod gerettet werden, so müssen sie befähigt werden, wieder im eigenen Heim zu spinnen, und jedes Dorf muß wieder seinen eigenen Webër besitzen. Wir sollten alle die Arbeit verrichten,“ sagte er; „die der Arme auf sich nehmen muß, und uns dadurch mit ihm und durch ihn mit der Menschheit identifizieren. Ich kann mir keinen besseren Gottesdienst vorstellen, als in seinem Namen für den Armen zu arbeiten.“ —

Die Regierung war „verblüfft und verwirrt“, die Gefängnisse füllten sich und alle beliebten Gewaltmaßregeln wurden angewendet, aber Indien ist sich seiner geistigen Größe bewußt geworden, das Volk hat sich tatsächlich gewandelt, es hat einen Jahrhunderte alten Fluch abgeschüttelt. Wer hätte es je für möglich gehalten, daß man den höchsten Brahmanen Seite an Seite mit dem niedrigsten Paria essen sehen würde, dessen Schatten früher schon genügt hätte, um den einer höheren Kaste Angehörenden zu verunreinigen!

Auch Gandhi wurde ins Gefängnis geworfen, und seine in der Haft geschriebenen Briefe bilden einen besonders lehrreichen Teil des vorliegenden Buches.

Jedenfalls — wie man sich auch zu Gandhis Botschaft stellen mag — bedeutet seine Lehre für uns Europäer ein Ereignis, das, auf unsere Verhältnisse umgestellt, unseren Regierenden und nicht zuletzt unseren eintentischen Sklavenhaltern zu denken geben sollte, beide können aus diesem Prinzip des gewaltlosen Kampfes mit seinem wundergleichen Erfolg — wenn man den bisherigen Zustand des indischen Volkes in Betracht zieht — bedeutsame Schlüsse für ihr Verhalten ableiten.

Kein geringerer als Romain Rolland erkannte sie an „als die größte seelische Bewegung der letzten zwei Jahrtausende in der Geschichte der menschlichen Politik!“ Lange Zeit mag vergehen, ehe das Gesetz der Liebe in den internationalen Angelegenheiten anerkannt wird — aber der Anfang ist geschehen, und immer noch mußte eine Idee durch den Hohn der Welt schreiten, ehe sie sich Anerkennung und Ehrfurcht erzwang. —

Wir können dieses Buch unseren Lesern aus vollster Überzeugung empfehlen, es wird es keiner ohne inneren Gewinn aus der Hand legen, und wir sollten alle den „Volkserzieherverlag“ in der Verbreitung dieses wertvollen Buches unterstützen, es „setzt uns Spreizen in die Seele“ und das haben wir Deutschen jetzt alle recht nötig! —

Aus dem Tagebuch eines Gottsuchers von Dr. Arthur Liebernckel, Johannes Baum-Verlag, Pfullingen. Preis 0,60 Gm. Hier schildert ein Wahrheitssucher in eindringlichen Worten seine inneren Kämpfe auf dem Wege zum Licht, die er durch tiefe Versenkung in die Schriften Bô Yín Râs, siegreich bestanden hat. „Du magst des öfteren unterliegen und doch wird der Sieg dir gewißlich nicht verloren sein, so lange dir der Wille zum Siege, der da ein Glaube ist an deinen Sieg, nicht unwiederbringlich verloren geht!“ Diese Worte Bô Yín Râs hat der Gottsucher in sich erfüllt, er weiß, daß es höchstes Erdenglück bedeutet, den lebendigen Gott in sich zu finden. „Gedankenkraft und Willensstärke“ waren seine Stützen, um Gottesfinder zu werden. — Möchten viele dieses Tagebuch mit dem hohen Genuß lesen, den es uns bereitet hat, er ist das Bekenntnis eines ehrlichen Suchers, an dem das Wort der Schrift Wahrheit geworden ist: Suchet, so werdet ihr finden! —

Das so überaus heikle Gebiet des Fakirismus behandelt **Arthur Grobe-Wutischky** in seinem neuesten Buch: **Fakirwunder und moderne Wissenschaft**, im **Linser-Verlag, Berlin-Pankow**. Der Verfasser ist kein Neuling auf dem Gebiet des Okkultismus, er weiß klar zu scheiden zwischen Phantastereien und realen Begebenheiten, dadurch gewinnt die vorliegende Arbeit eine grundlegende Bedeutung für dieses Forschungsgebiet. Mit kühler Sachlichkeit wiegt er die Leistungen der Fakire und die Meinungen ihrer bisherigen Beurteiler gegeneinander ab, sucht die glaubwürdigsten Erklärungen der bekanntesten Fakirkunststücke in Einklang mit den Resultaten der wissenschaftlichen Forschungen zu bringen und zieht geschickt die sich daraus ergebenden wissenschaftlichen Perspektiven. Er kommt zu dem vorläufigen Schluß, daß tatsächliche Fakirwunder nicht mehr Wunderbares bedeuten als die der Wissenschaft geläufigen Naturerscheinungen und möchte sie auch als solche gewertet sehen, ein Standpunkt, mit dem sich jeder vorurteilslos Prüfende ohne Bedenken einverstanden erklären kann. — Das Buch gehört infolge seiner wohlthuenden unparteiischen Darstellung, die sich auf ein reiches Wissen und umfassendes Studium der einschlägigen Gebiete stützt, zu denen, die wir gern empfehlen. (Preis 1 Gm.)

An der Schwelle des Jenseits betitelt **Adolf Lindemann** seinen neuesten Roman, der im **Arkana-Verlag, Cassel**, erschienen ist. Er spielt auf Island und schildert in packender Weise das Suchen und Finden zweier für einander bestimmter Menschenherzen, die durch ihren Hang zum Übersinnlichen zusammengeführt werden. Wir gehen nicht in allem, was der Verfasser vom Spiritismus bringt, mit ihm einig, doch ist der Roman trotzdem, da Island ja das Land der Seher ist und mediale Kundgebungen dort nichts Seltenes sind, anzuerkennen und als in flottem Stil geschrieben, wird er auch bei den Lesern Anklang finden, obwohl der Konflikt nicht vollkommen gelöst erscheint und eigentlich eine Fortsetzung erwarten läßt. (Preis 3 Gm.).

Als weitere begrüßenswerte Neuerscheinung auf dem Büchermarkt möchten wir ein Werk des **Theosophischen Verlagshauses, Leipzig**, bezeichnen, das lange vergriffen war und jetzt in veränderter und wesentlich erweiterter Neubearbeitung erschien: **Hermetische Lehrbriefe über Sternenweistum und Alchemie**, mit Verwertung französischer und englischer Quellenwerke neu bearbeitet und herausgegeben von **Raphaël**. (Preis broschiert 10.—, gebunden 12.— Gm.).

Die erste Auflage erschien 1908 im gleichen Verlag unter dem Titel: „Hermetische Lehrbriefe für die große und die kleine Welt, Licht Egyptens“ und war eine möglichst getreue Nachbildung des 'The Light of Egypt', das den Gründer der 'Hermetical Brotherhood of Luxor' zum Verfasser hatte, der darin das Resultat seiner zwanzigjährigen Forschungen niedergelegt hatte.

Die neue Auflage ist ebenfalls von „Raphaël“ bearbeitet, der diesmal sein Pseudonym lüftet und das Vorwort mit seinem bürgerlichen Namen Dr. phil. Paul Köthner, unterzeichnet, da die Gründe, die ihn s. Z. zur Annahme des Decknamens nötigten, weggefallen sind.

Wir möchten von vornherein feststellen, daß hier ein Werk geschaffen wurde, das vollste Anerkennung und Hochschätzung verdient und sicher auch von den Kennern als ein wirklich hermetisches Lehrbuch freudig aufgenommen werden wird. Der Verfasser hält, was er im Vorwort verspricht: er bringt Urschöpferisches aus reinen Quellen. Für den ersten Teil: „Die Wissenschaft der Seele und der Sterne“ benutzt er seiner Angabe nach u. a. Oswald Wirths originales Werk „Les Signes du Zodiaque“ und für den zweiten Abschnitt: „Hermetische Alchemie“ des gleichen Verfassers als grundlegend anerkanntes Buch: „L'Imposition des Mains“.

Das ganze Werk ist in 33 Lehrbriefe eingeteilt und verlangt, das sei hier gleich bemerkt, liebevolle und tiefe Versenkung von dem, der die

hier gebotenen Schätze heben will. Mit dem ersten Teil werden viele noch glauben mitgehen zu können, besonders Liebhaber der Wissenschaft von den Sternen, aber hier schon werden die meisten ihre Anschauung sehr läutern müssen, wenn sie die Lehre von den Entsprechungen, die in Verbindung mit der Symbolik des Tarot in reichlich klarer Beleuchtung gegeben wird, so in sich aufnehmen wollen, wie es Vorbedingung für das Folgenkönnen bei dem nächsten Abschnitt sein muß. Die Zusammenhänge zwischen Astrologie — Alchemie — Magie werden hier in meisterhafter Darstellung aufgedeckt, hier zeigt es sich, „ob der Weise dem Stein mangelt“, wer hören will und kann, dem wird hier Erkenntnis von innersten Beziehungen aus lauterer Quelle. Es wäre zwecklos, im Rahmen dieser Besprechung Einzelheiten aufzuführen, wirksam kann nur an dem deutlich sich durch das ganze Werk ziehenden Faden — dem nach aufwärts und in die Tiefe führenden — der Weg zur Entwicklung beschritten werden. Wer diesem mit wahrer Hingebung folgt, der ist im Gleichgewicht und reif für den 33. Lehrbrief, Oram, den Orden der Ordnung, „eine Gemeinschaft der Geister“, dessen Hochziel ist: der Sieg der Ordnung in der Menschheit.

Was der Verfasser hier anstrebt, kann unendlich viel Gutes wirken; wer reinen Herzens und mit ausgezogenen Schuhen auf den Weg zum wahren Urquell sich aufmacht, dem werden sich liebevoll Helferhände entgegenstrecken und ihn in rechter Weise führen. Es gibt der Wege viele, aber nur ein Ziel, beides wird in diesem Lehrbrief enthüllt in zeitgemäßer Form, — die Berufenen werden sich ihr anzu-passen wissen. Mögen alle im Zeichen des Amethystes bestehen können und dem Verfasser dieses hervorragenden Werkes und seinen Helfern möge für den reinen Diamanten, den sie hier allen Suchenden als Licht auf den Weg gezeigt haben, reicher Dank zuteil werden. —

Einen sichtbaren Aufschwung nimmt bei uns jetzt die Astrologie, wie die letzterschienenen Hefte der **„Astrologischen Rundschau“ (Theosophisches Verlagshaus Leipzig)** zeigen, die vor allem sehr viel Lehrreiches für die Praxis des Astrologen enthalten. Wenn die Organisation in der „Astrologischen Gesellschaft in Deutschland“ zur Vereinigung aller jetzt für sich arbeitenden Freunde der Astrologie führt, so können wir aus ihrer Zusammenarbeit unzweifelhaft auch eine gedeihliche Förderung dieser Wissenschaft erwarten. Von besonderem Wert erscheinen von den durchweg instruktiven Beiträgen die Arbeiten: „Die Planeten in ihrer Beziehung zur menschlichen Psyche“ von Dr. med. Baronin von Ungern-Sternberg, die

der Astrologie von der psycho-analytischen Forschung aus näher zu kommen sucht und die Abhandlungen von A. Witte: Jahr, Monat und Stunde, sowie seine unter dem Rubrum: Astrologische Forschungsergebnisse erscheinenden Aufsätze: 1. Die Differenzierung der Radixsonne und die des unteren Geburtsmeridians, 2. die Differenzierung der Planeten. — Da die Zeitschrift außerdem über die ganze ästrologische Bewegung auf dem Laufenden erhält, sollte sie von jedem, der als Fachastrologe oder aus Liebhaberei daran Interesse hat, gelesen werden, zumal ja auch der Anfänger durch die Artikelserie: »Die Grundelemente der Astrologie« von Frhr. v. Klöckler eine wertvolle Basis und Anregung zur Weiterarbeit erhält. (Preis des Jahrganges Gm. 4.—)

Die schon mehrfach von uns empfohlene französische Monatschrift **Le Voile d'Isis (Verlag Chacornac, Paris)** bringt im Juliheft, das der Astrologie einen besonders breiten Raum gewährt, einen Beitrag von G. Tamos: *Le signe du taureau et Vénus-Aphrodite* und das Horoskop der neuen französischen Kammer (von Marc) gestellt auf den 11. Mai 5 Uhr nachmittags (Sommerszeit). Der Verfasser stellt dieser Kammer kein freundliches Prognostikon, er prophezeit ihr *„vraisemblément une fin brusque et rapide avant le terme qui lui semble normalement et légalement assigné.* Auch der Artikel über Nostradamus (v. F. Pignatel) sowie die Abhandlung Dr. Vergnes' über das Eisenkraut, *La verveine*, als magische Pflanze erster Ordnung und des Chiromanten Prof. Henri Rems. Beschreibung der Hand eines Mörders, der bald zum Selbstmörder werden soll, dürften besonderes Interesse für unsere Leser haben. — In den letzten Heften der Zeitschrift **„Le Symbolisme“**, Organ d'Initiation à la philosophie du Grand Art de la construction universelle, herausgegeben und geleitet von **Oswald Wirth**, Paris, 16 rue Ernest-Renan, finden wir einige besonders aktuelle Beiträge, von denen wir erwähnen möchten *„Le Grand Evénement maçonnique de 1923“*, *„Le Dieu de la théologie et le Grand Architecte des Francs-Maçons und Le Germano-Christianisme des Grandes Loges prussiennes*, alle drei vom Herausgeber Oswald Wirth und alle sehr beachtenswert; außerdem wollen wir noch auf den Beitrag von Pierre Orletz: *„Le symbolisme chez les anciens et les primitifs“* hinweisen, der recht aufmerksam gelesen zu werden verdient. H.

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis.
 Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen
 über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: Verlag Magische Blätter. Monatsschrift Schriftleitung: Dr. Richard Hummel.

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang Leipzig, September 1924 Heft 9

Gebet.

Ich fühle Dich, Du „Ich“, das ewig war und ewig bleibt, Du ew'ges Selbst in mir. Tiefheiße Sehnsucht sucht den Weg zu Dir, der Schatten müde, die es rings umgeben — das andre Tod, nur Du allein bist Leben. — Ich füh' es, glaub' es, weiß es, daß ich Dich erreichen kann in strebend heil'gem Ernst, Erlösung findend erst in Deinem Frieden als gottgeanter, sel'ger Geistesmensch, dem ew'ges Leben erst in Dir beschieden.

Und doch! Der Weg ist schwer; das andre noch, das Ird'sche, hält mit tausendfachen Banden des heißen Bluts und Erdentums mich fest, hindaubernd Bilder, die den Sinnen schmeicheln; es will nicht dulden, daß zum Sonnenflug die Kräfte meiner Seele sich vereinen, — — drum heißt es Kampf! Du willst ihn, Erdentier, wohlan! Tauch' Aug' in Auge, stelle Dich! — Und eher sollen ruhen nicht die Waffen, bis daß den siegreich-strahlend-hellen Geist ergebungsvoll Du um Dein Leben flehst!

Dann ist's erreicht. — In heil'gen Schauern einst wird „Gottes Sohn“ verkündigt und geboren von einer „Jungfrau“! — — Heute Ahnung nur, wird einst es strahlende Gewißheit sein, durchleuchtend Sieger den besiegten Leib, nun beide eins als ew'ger „Menschensohn“. —

Mit diesem Wissen füh' die Kraft in mir ich unter hoher Hilfe mächtig wachsen — — — Ihr Leuchtenden, o helft, daß es gelinge, daß Geist vom Geist das Irdische bezwinge! — — —

Hans Scheibert.

Wer ist Bô Yin Râ?

Obwohl alles, was nötig sein kann, um einen Menschen zu rubrizieren, längst dort verzeichnet steht, wo man nach derlei Dingen, soweit sie Bücherautoren betreffen, zu suchen pflegt, dürfte ich doch selbst am besten über mich Bescheid wissen. Das wäre mir aber noch lange kein Grund dafür, von mir selbst hier zu reden, wenn nicht Schweigen zu allem, was als Legende umläuft, als Billigung ausgelegt werden könnte.

Daß ich nicht ein „chinesischer Dichter“ bin, als den man mich allen Ernstes in einer Wiener Zeitung feierte — und Gustav Meyrink, der einst ein Vorwort zu meinem „Buch vom lebendigen Gott“ geschrieben hat, daneben als „Entdecker“ dieses Zeitgenossen aus dem Reiche der Mitte —, hätte dem freundlichen Rezensenten ein Blick in den „Kürschner“ allerdings sagen können.

Bedenklicher wird schon die Lesart, ich sei von „buddhistischen Mönchen“ erzogen und „von Fakiren ausgebildet“ worden.

Dagegen läßt es sich immerhin verstehen, wenn Buchrezensenten mit wichtiger Betonung verkünden, daß ihr Wissen um meinen deutschen Familiennamen: Schneiderfranken ihr günstiges Urteil weiter nicht behindern könne.

Dem allem gegenüber glaube ich doch die Pflicht zu haben, einmal auszusprechen, daß ich meinen Namen Bô Yin Râ mit mindestens der gleichen Berechtigung trage, wie ein anderer etwa sein Adelsprädikat. Es handelt sich hier nicht um ein frei gewähltes „Pseudonym“, sondern um den Namen, der mir einst von Menschen gegeben wurde, denen ich enger als allen anderen — ja enger selbst als meiner Familie — verbunden bin, so daß er denn auch ohne jeden weiteren Zusatz in meinen wichtigsten behördlichen Papieren ganz in gleicher Weise wie der Familienname erscheint.

Wie jene Menschen in mein Leben traten, habe ich selbst in meinem Buch der Gespräche mit aller hier erlaubten Deutlichkeit erzählt. Ich spreche dort gewiß von asiatischen Ariern und Mongolen, aber weder von „Fakiren“ noch von „buddhistischen Mönchen“!

Ich sprach in meinen Büchern so oft von der Art dieser geistigen Vereinigung, daß ich hier wohl mich damit begnügen darf, zu sagen: — es handelt sich keineswegs um die Vertreter irgend-

einer östlichen Religion, Theo- oder Philosophie, sondern um nichts Geringeres als den seit der Urzeit stets verborgenen und streng gehüteten geistigen Tempel, der, von Weisen aller Zeiten stets vermutet, aber nur von Seltenen gekannt, in Verbindung mit allen geistigen Strömungen in der Menschheitsgeschichte stand, soweit sie, über dieses Erdenleben hinaus, die Rätsel der Ewigkeit zu erforschen suchten.

Daß ich ein Glied dieses geistigen Kreises wurde, ist wahrlich nicht mein Verdienst. Ich hatte nie den sonderbaren Ehrgeiz, ein „Heiliger“ zu sein und wäre auch als ein solcher keinesfalls diesem Kreise nahegekommen. Mit ihm verbunden aber ward mir die Pflicht, in diesen Tagen allen Suchenden zu künden von dem, was sich mir auf eine Art enthüllte, die jenseits von allem intellektuellen Erschließen ist. So entstanden die Bücher, die meinen Namen tragen und die ich nur unter diesem Namen geben durfte, da wahrlich meine bürgerliche Herkunft nichts damit zu tun hat, daß ich sichere Kunde von den Dingen bringen kann, die in diesen Schriften behandelt werden.

Literarischer Ehrgeiz lag mir von Anfang an fern, und Broterwerb brachte mir seit Jahrzehnten eine andere Tätigkeit, die sich genugsam auch heute warmer Anteilnahme erfreut.

Wenn ich auch dort, wo es nicht unerläßlich geboten ist, mit dem mir gewordenen Namen zeichne, so drückt dies nichts anderes aus, als daß ich mich ihm weit enger als meinem Familiennamen verbunden weiß, was wieder Folge innerer Einheit ist, die in dem nur eigene Geistesart nach uralten Lautwertgesetzen bezeichnenden Namen allein sich selbst erkennt.

Denen, die auch um meine äußere Herkunft wissen wollen, aber sei gesagt, daß ich vom Vater wie von der Mutter her aus alter, christlicher Bauernfamilie Mitteldeutschlands stamme.

Ich wünschte aber, daß die Tausende, die meine Bücher lesen, mehr nach dem Inhalt als nach dem Autor fragten.

Bô Yin Râ.

Drei Dichtungen

Von Johannes Schlaf.

I. Frei.

Wo ich gehe, zwischen Büschen und Bäumen beim Fluß, ist es dunkel. Es ist Abendzeit, und wochenlang hat es geregnet; noch der Himmel regentäub, dick, grau verhangen, aber nun will's aufhören, sich klären.

Der Fluß, reißend geschwollen, ist seit vorigem Tag wieder gefallen. Unten am äußersten Uferstrand hin aber zieht sich ein breiter Streif dunkelbraunen Schlammes.

Es müssen da solche lang, schön, magisch gezogenen, elliptischen Linien sein.

Die ziehen mich an, ein Bedürfnis überkommt mich, sie zu sehen, zu betrachten.

Zwischen den abenddunklen Bäumen — sie tropfen noch — und den noch nassen Büschen schlag' ich mich hindurch, die Böschung hinab, tu' einen Blick auf die Wassermasse.

Dunkel strudelt sie dahin.

Ich hocke nieder, starre im graulichen Abendlicht auf den braunschwarz dunklen Schlammstreifen, diese sonderbaren magischen Kurven.

Es wittert sehr feucht, dumpf-frisch, laulich, ich glaube — fruchtbar.

*

Bannen sie mich, oder bin ich frei?

Ist dies Schauen, dies Bedürfnis freie Willkür?

Ich tue diese Frage; zugleich aber starren meine Augen, empfind' ich die Suggestion eines stummen Wohlgefallens.

Das tut gut; ich denke nichts weiter; ganz bin ich Hingabe, Schauen; aber ich weiß —: was könnte das Gefühl töten, das ich von mir selbst habe?

Ja, ja, es ist weit mehr als das!

*

Zoll für Zoll, wie mählich das Wasser gefallen ist, einander parallel ziehen sich diese schönen Kurven die Länge des Ufers hin im sauber satten, tiefen Schwarzbraun.

In einer von ihnen aber rinnselt graulich blinkend ein feiner, schmaler Wasserfaden.

Und über ihr, gegen mich her, gewahr ich, wie, genau ihr parallel, eine neue Kurve sich bildet durch eine langsam vorwärts sickernde Bewegung, die ganz vorn wie ein immer weiter, langsam ruckend sich weiterschiebender dunkler, kleiner Tropfen ist.

Ganz geb ich mich diesen beiden Bewegungen hin, gespannt gehen meine Sinne in ihnen auf.

Hingabe ist es und krille Spannung, eine unbeschreibliche Anteilnahme; aber ich fühle: mehr als das, mehr, viel mehr.

Doch da, da! — Könnst' ich dir den Blick dieses Grausens mitteilen, der mich zurückzucken machte! Ich möcht' es, damit du ganz teil hättest, das, das zu leben! —

Da! — Der langsam, unverbrüchlich parallel vorwärtsrückende Tropfen verläßt — unerhörter Bruch von Naturgesetz! — die Richtung, macht eine Kurve aufwärts, bewegt sich langsam nach oben, gegen mich her.

Wasser fließt aufwärts, aufwärts!

Könnst' ich dir den Blick dieses Grauens und dieses Verstehens ganz mitteilen!

Vermöcht' ich, dich das erleben zu machen!

*

Nun, als ich näher hinsah, mich besann, war's zum Lachen.

Der Tropfen war gar kein Wassertropfen, war eine kleine, graue Wasserspinne, ein lebend Wesen, Willkür eines lebendigen Seelchens.

Doch steil fuhr ich auf, erhob mich, hatte genug gesehen.

Freude flammte mein Auge, meine gelichtete Seele strahlte aus, was sie wußte.

*

Was wäre, das mich beschränkte?

Ich, ich bin dies dunkle Spinnlein!

Alle diese Linien hab' ich gezogen und ziehe sie beständig.

Ewige, göttliche, elliptische Wiegenlinie, in der ich frei, als Freies, unverlierbares Ich, schaukle.

Ziehe, zog sie, alle und alles!

Gestirnbahnen, heilig diamantene Schnüre ewiger Lichtheit bis hinauf zur äußersten Grenze und Gestalt meines rund sicher in sich geschlossenen Umfangs, Außmaßes, Alls und Ichs!

Mein ist dies Gesetz, Gott, und all mein heilig dunkelsicher, frei
in mir beschlossen Ausmaß!

Ich, Gestalter und Zerbrecher allen „Naturgesetzes“, ja: ich sah
die Freiheit, in der ich ganz Gottes bin, erkannte das, was
selbst eine Möglichkeit meiner verwegenen Willkür noch
frevelfrei macht!

Ah, von nun an, morgen, wird viel, viel Sonne, wird immer Sonne sein!

(Dichtung II und III folgen.)

Nur Liebe Daschy Freifrau von Gagern

Von dem Stamme verklagt,
Vor den Richter gejagt,
Vom Apostel verneint
Und verschächert vom Freund —
Trug Er im Herzen — nur Liebe.

Zum König gewählt,
Verspottet, gequält,
Mit Dornen gekrönt,
Im Purpur verhöhnt —
Trug Er im Herzen — nur Liebe.

Auf den steinigen Pfaden
Mit dem Kreuze beladen,
Bespien, getreten,
Vereinsamt in Nöten,
Trug Er im Herzen — nur Liebe.

An das Kreuz geheftet,
Von den Wunden entkräftet,
In Martern versunken
Und Galle getrunken,
Trug Er im Herzen — nur Liebe.

In der Kehle ein Röcheln,
Seine Augen im Brechen,
In der Seele den Schrei:
„Deinem Feinde verzeih!“
Denn Er trug im Herzen — nur Liebe.

Das Märchen der Seele.

Von Dora May.

Nacht. Schwer lastet die Dunkelheit. Suchend irrt die junge
Seele durch den Wald. So jung und scheu — zag tastend im
Gewirr verschlungener Pfade. „Welches ist das Ziel?“ — Scheu
fragen es die Augen, leise haucht es der ängstliche Mund.

Eine fremde Seele antwortet: „Glück!“

Doch andere nahen und nennen andere Namen: „Genuß“ —
„Herrschen“ — „Gold“ — „Ruhm“ — „Ehre“ . . . Sie streiten.

Keinem kann die Seele glauben. Weiß denn niemand Rat? Sie
lachen höhnisch: „So hilf dir selbst!“ und lassen sie allein im Dunkel.

Hilflos suchend irrt sie. Da — eine Lichtgestalt. Da fleht
die Seele noch einmal, beschwörend: „Welches ist das Ziel?“

Und Antwort wird ihr: „Das Höchste.“

„Was ist das Höchste?“ — „Gott!“ — Tief atmet Seele auf:
„Du sagst es.“ Sie ist wieder allein. Doch das Dunkel weicht
lichten Morgenstrahlen. Und Seele wandert sonnentegen.

Und wandert viele Pfade — aber keiner ist der Rechte.

Mittagsglut brennt herab — sie sucht — und irrt — und fragt.
— Abend wird.

Und wieder kommen die Vielen und weisen ihr Pfade und
nennen die Namen der Pfade: „Streben“. — „Kämpfen“. — „Freuen“.
— „Leiden“.

„Es sind Nebenpfade,“ widerspricht die Seele, „nennt mir den,
der sie alle vereint.“ Da lachen sie wieder höhnisch, gellend:
„Was fragst du, wenn du es besser zu wissen glaubst, als wir.“

Und abermals ist Seele von Nachtdunkel umhüllt und irrt
suchend zwischen Abgründen und Felswänden, versinkt in Moräste,
blutet aus wunden Füßen und wunderem Herzen und sinkt end-
lich ermattet nieder.

Traumwellen überfluten sie, und aus den Wirrnissen entwindet
sich zum andern Mal strahlend, sieghaft der Zielweiser.

Und wieder fragt die Seele: „Wie heißt der eine Weg, der
zum Ziel führt, von dem alle anderen ausgehen und in den sie
alle münden?“

Schon durchstrahlt die junge Sonne das Nachtdunkel — da
erklingt, wie aus tausend schwingenden Glocken das erlösende
Wort: „Lieben“.

Und Seele wandert ihren Pfad „Lieben“.

Die Dornenrosenstraße. Die Straße der singenden Freuden und blutenden Leiden — die Straße der Sonnengipfel und der Tränentäler — die wunderwehheilige Gottesstraße.

Und Seele fühlt Gottes Nähe. Fühlt ihn nicht mehr als fern geahntes Ziel — nein — als wegweisenden Führer. Fühlt seinen lindernden Trost, wenn Wunden bluten, fühlt sein strenges, unbittliches Weiterweisen, wenn sie ruhend verweilen will oder zagend zurückweicht, fühlt sich behütet und verteidigt, wenn Schmutz ihre lichte Reinheit bedroht — und Seele wird immer beschwingter — freudebeseelter — sonnedurchleuchteter. Aber ihre Augen sehen Gott nicht.

Nach langen Wanderzeiten steht die Seele auf einem hochragenden Bergesgipfel. Sie weiß, daß sie das Ende ihrer Wanderschaft erreicht hat. Sie ist so klar und lichterfüllt. Eine tiefe Ruhe ist in ihr — Frieden.

Zwei ungelöste Fragen noch umschweben sie als letzte, zarteste Schleier. Und zum letztenmal steht sie der Lichtgestalt gegenüber. Tief senken sich ihrer Augen Strahlen ineinander..

Und Seele fragt: „Wer bist du?“ Und leise schwingend singt es: „Du selbst!“ und löst sich verschwimmend, verschwindend im flutenden Licht.

Heiliges Schweigen schwingt segnend im All. Da tut die Seele ihre letzte Frage: „Wo ist der Gott, der mein Ziel und mein Suchen war und der um mich war auf meiner Wanderschaft?“

Da hebt ein unendliches, brausendes, klingendes Tönen an, anschwellend, wachsend und erfüllend alle Nähen und Weiten:

„Gott ist in dir!“

Kniend im Glutlichtschein empfängt die Seele letzte Offenbarung.

Vom Licht.

In meinem Innern ist Licht.

Und Gott in mir spricht:

„Sei gut!“

Und wenn du's bist

Und deine Seele licht ist

Wie am Anfang,

Wirst du Licht,

Wie Ich Licht bin!“

Von Beatrix Hauck (8 Jahre alt).

Meister Eckehart: Von rechter Buße. — Von der Nachfolge Christi. — Vom schenkenden Gott.

Von rechter Buße.

Viele Menschen glauben, daß sie in äußerlichen Dingen viel große Last als Buße auf sich nehmen müssen. Aber die einzige und beste Buße, die alle Sünde von Grund aus überwindet, die ist, daß du dich völlig von allem abkehrst, was nicht Gott und göttlich ist in dir und allem Sein, daß du dich ohne Rückhalt in Liebe und Stetigkeit deinem lebendigen Gott anbietest, daß glühend ist deine Andacht, freudig dein Bereitsein. Das ist dein bestes Tun, in dem dir deine Zu-kehr ganz gelingt. Je vollkommener deine Zu-kehr ist, desto innerlicher ist deine Buße und desto freier wirst du von der Reue des Sündigseins. Ja, wolltest du dich in einem Augenblick kraftvoll mit geeintem Willen von deinen Sünden wenden und dich mit ganzer Seele Gott zukehren: hättest du alle Sünde getan seit Adams Zeit und bis zu der Welt Ende, das würde dir alles vergeben samt der Reuequal, und wenn du dann stirbst, führst du auf vor Gottes leuchtendes Antlitz.

Das ist die wahre Buße, die einzig durch die hohe, weltüberwindende Liebestat unseres Herrn Jesu Christi möglich ist. Je mehr du dich nach ihm formst, desto mehr fallen alle Sünde und Qualen der Sünde ab von dir. Übe dich, daß dich in allem deinen Handeln das Leben und Tun unseres Herrn Jesu überforme, all dein Tun und Lassen, all dein Leiden und Leben. Halte ihn allezeit in deinem Herzen, wie er uns in seinem Herzen hielt.

Vollkommene Buße ist ein Herz, das leer von allen Dingen ist, weil Gott in ihm leuchtet. Die Werke aber, in denen du das am reinsten erlebst, die tu vor allen andern in tiefer Freude. Hindert dich aber ein äußerlich Werk daran, Fasten, Wachen, Lesen, oder was es sein mag, das laß fröhlich und sorge dich nicht, daß du da etwas an Buße versäumest. Gott sieht nicht das Werk an, sondern die Liebe, die Andacht und den Geist in deinem Werk. Ihm ist unser Werk ein Nichts, alles aber der Geist in unserem Tun, und daß wir Ihn in allen Dingen lieben. Der Mensch wäre allzu verschwenderisch, dem Gott nicht genügte. All dein Werk hat seinen Lohn darin, daß Gott es kennt und daß du Ihn damit

preisen willst. Das laß dir genügen. Je reiner und kindlicher du ihn ehrst, desto reiner zahlst du alle deine Schuld ab durch dein Tun.

Jesus war ein Erlöser aller Welt und dafür muß ich ihm in- niger danken, als hätte er nur mich allein erlöst. So sollst auch du all das erlösen, was du durch Sünde in dir verdunkelt hast. Wirf alles auf Ihn, denn du hast alles durch Sünde verdunkelt in dir. Herz, Sinne, Leib und Seele und was an dir und in dir ist, alles ist krank und dünnel. Das hebe empor zu Ihm, an dem kein Fehl ist, sondern alles Licht, daß er all deine Dunkelheit leuchtend erlöse, innen und außen.

Von der Nachfolge Christi.

Ängstlich bist du und verzagt, weil unseres Herrn Jesu Leben so hart und schwer war, während du selber nicht viel vermagst und wenig dazu bereit bist. Wegen dieser Schwachheit glaubst du dich oft von Jesus so fern und meinst, du könntest ihm nicht folgen. Glaube das ja nicht! Unter keinen Umständen glaube dich fern von Gott, wegen Sünde nicht und nicht wegen Schwachheit. Und wenn dich so große Sünden verdunkeln, daß du dich Gott nicht zu nahen wagst, so glaube doch, daß Gott dir nah ist. Du hinderst dich sehr, wenn du dich abtrennst von Gott. Denn du magst fern oder nahe sein, Gott ist niemals fern. Er bleibt nahe, und will er nicht bleiben, so kommt er doch nicht weiter, als vor die Türe.

So ist es auch mit dem Ernst deiner Nachfolge. Achte darauf und erfühle, wohin dich Gott am meisten drängt, denn nicht alle Menschen haben den gleichen Weg zu Gott, wie St. Paulus lehrt. Findest du nun, daß dein nächster Weg zu Gott nicht in viel äußerlichem Tun, nicht in großer Mühe und im Ertragen von Armut besteht (woran schließlich auch nicht viel liegt, wenn du von Gott nicht besonders dazu getrieben wirst und du die Kraft hast, es zu ertragen, ohne deinem Innersten zu schaden), so sei zufrieden und mach' dir keine Sorgen deshalb.

Da fragst du: „Wenn nichts daran liegt, warum haben es dann so viele Heilige vor uns getan?“

Bedenke, unser Herr hat ihnen diesen Weg gegeben, aber auch die Kraft, ihn zu gehen, wie er es wollte. So sollten sie zu ihren höchsten Zielen kommen. Gott hat die Erlösung des Menschen nicht an einen einzigen Weg gebunden. Was der eine Weg

hat, hat der andere nicht, aber das letzte hohe Ziel des Lichts hat Gott allen seinen Wegen gegeben, und keinem ist es versagt, wenn nur der Weg von Gott ist. Denn was von Gott ist, streitet nicht wider anderes Göttliches.

Daraus erkenne, daß du Unrecht tust, wenn du einen guten Menschen siehst, oder von ihm hörst und nun gleich meinst, daß er verloren sei, weil er nicht deine Wege wandelt. Es ist unrecht, eines Menschenbruders aufrichtiges Herz und lauterer Leben zu mißachten, nur weil sein Weg dir nicht gefällt. Ehre der anderen Menschenbrüder Weg zu Gott und mißachte niemandes Art! Ein jeglicher halte fest an seinem eigenen Weg zu Gott und eine aller Wege Art und Erhebung in ihm. Wandel im Weg macht dein Gehen unsicher und auch dein Herz. Das Licht, das dir auf einem Wege leuchtet, kannst du auch auf dem anderen erringen, wenn er nur gut und rein ist und Gott als einziges Ziel hat. Nicht alle Menschen können einen Weg gehen. So ist es auch mit der Nachfolge auf dem steilen Wege der Heiligen.

Nun fragst du wieder: „Unser Herr Jesus hatte den höchsten Weg. Ihm nachzufolgen ist doch hohe Pflicht?“

Freilich, Ihm soll man immer nachfolgen. Aber doch nicht in allem, denn unser Herr hat vierzig Tage gefastet, und das braucht keiner auf sich zu nehmen. Jesus hat viele Werke vollbracht, denen wir im Herzen folgen sollen, nicht in der äußeren Tat. Darum prüfe deine Nachfolge mit Ernst, denn Er sieht auf die Liebe in deinem Herzen, nicht auf den Schein deines Tuns. Im Geiste sollen wir ihm nachfolgen.

„Was heißt das?“

Prüfe in allen Dingen, wie und auf welchem Wege du folgen sollst. Ich habe schon oft gelehrt, daß ich ein wohlbedachtes inneres Tun viel höher achte, als ein äußeres. Versteh mich recht.

Jesus hat vierzig Tage gefastet. Darin folge ihm so, daß du dich prüfst, wozu du am meisten Hang und Neigung hast. Darauf verzichte und behalte dich dann fest im Auge deiner Seele. Tu das oft mit freudigem Herzen. Das ist dann mehr, als wenn du tausendmal fastest. Manchmal mag es dir schwerer sein, ein Wort nicht zu sagen, als ganz zu schweigen. Oder es kann dir schwerer werden eine Stichelei zu ertragen, als einen schweren Schlag, auf den du gefaßt warst. Oder es ist schwerer, in Gesellschaft allein zu sein, als in der Einsamkeit. Oft ist eine Kleinigkeit schwerer zu lassen, als etwas Großes und oft eine kleine Pflicht schwerer

zu erfüllen; als eine Heldentat, die Ruhm bringt. So kannst du in deiner Schwachheit recht wohl dem Herrn nachfolgen und sollst und darfst dich nicht zu schwach dafür halten.

Glaube ja nicht, daß dir auf deinem Wege bestimmte Speise oder besonderes Gewand nötig seien. Fliehe vor allem jede Absonderlichkeit in Kleidung, Nahrung und Rede (wie etwa hohe Worte zu gebrauchen) oder auffällendes Betragen, denn da liegt kein Heil darin. Gewöhne deine Seele und dein Herz, daß sie frei von solchem Irren sind. Laß dich nicht ableiten zu vergänglichlicher Lust und Liebe. Einzig auf Gott muß dein Lieben sich richten, über alle anderen Dinge muß es erhaben sein.

Warum?

Das wäre ein ärmliches Bereitsein, dem ein äußerliches Gewand nachhelfen müßte! Von innen her sollst du das Äußere formen, soweit das in deiner Macht steht. Doch vernimm auch, daß dir nicht alle Besonderheit verboten ist. Vieles Besondere muß man sich oft im Kreise der Menschen bewahren, und wer Gottes ist, muß auch oft viel Dinge tun, die im Alltag nicht üblich sind.

Was dir gegeben wird, das nimm in deinem Herzen willig an, sei es Freude oder sei es Leid. So ist es auch mit deinem Aufwand, mit Freundschaft und Nächsten und alle dem, was Gott dir sendet oder nimmt.

Immer erkannte ich es als das Beste, daß der Mensch Gott mit ganzer Seele vertraut, wenn Er ihn mit etwas prüfen will. Mag es Demütigung sein, Mühsal oder Leid, nimm es mit Freuden und Dank an und laß dich leiten von Gott. Das ist besser, als daß dein eitler eigener Wille dich dahin führe. Lerne von Gott und folge ihm, so durchleuchtet er dich. Ebenso kannst du Bequemlichkeit und Ehre annehmen, doch so, daß du gelassen und willig auch Schande und Last erträgst, wenn sie über dich kommen. Deshalb ist es nur recht, daß die es sich wohl sein lassen, die ebenso willig wären zu fasten,

Deshalb hat wohl auch Gott den Seinen viel Leiden erspart, denn sie empfinden sein leuchtendes Lieben trotzdem nicht weniger. Viel großer Segen liegt im Leid, und Gott will und kann die Seinen nicht versäumen auf dem Weg des Lichts. Doch ihm genügt das Bereitsein, sonst häufte er alle Not auf sie um des Guten willen, das auf dem Grunde des Leides liegt.

Wenn es Gott genügt, so sei auch du zufrieden. Gefällt es ihm anders mit dir, so freue dich auch. Dein du sollst dem lebendigen Gott in dir so ganz zu eigen sein, daß weder Werk noch Weise dich ablenken können von ihm.

Forme dich so ganz nach unserem Herrn Jesus, daß man den Abglanz aller seiner Werke und seines hohen Leuchtens in dir findet. So gut du kannst, trage alle seine Werke in dir, als hättest du sie selbst getan. Du sollst dich bereiten und Er soll annehmen. Tu' du dein Werk mit deiner tiefsten Andacht und mit reinstem Willen. Gewöhne dich in jedem Augenblick, daß du in deinem Tun dich überformst in Ihn!

Vom schenkenden Gott.

Gott gibt es oft in seiner Liebe zu, daß die Seinen in Schwachheit fallen, damit aller Halt und aller Trost ihnen fehle, auf die sie sich neigen und stützen wollen. Denn wenn ein Mensch in der Liebe ist, ist es ihm eine innige Freude, wenn er viel große Dinge kann, hohe Übungen und ganz, besondere und schwere Dinge. Das ist dann eine große Freude und eine Erregung und ein Hoffen, so daß die Werke Halt, Mahnung und Zuflucht werden. Aber gerade das will Gott von ihnen abnehmen, denn Er will, daß Er allein ihnen Halt sei und Zuflucht. Das tut er einzig aus seiner reinen Güte und Barmherzigkeit, denn Gott will kein äußeres Werk, nur seine eigene Liebe. All unser Tun besticht ihn nicht, daß er uns etwas gebe oder tue. Er will, daß die Seinen das Angenommene lassen, er will ihnen schenken und wieder schenken, doch nur aus seiner freien Güte. Er will ihr Stab und ihr Trost sein, sie aber sollen, die Vergänglichlichen, in Gottes großem Schenken sich als Nichts erkennen. Denn je reiner sich ein Herz Gott öffnet und an ihn klammert, desto leuchtender gebiert sich der lebendige Gott in ihm und desto bereiter wird es für seine herrliche Gnade.

Denn der Mensch soll einzig vertrauen auf Gott.

(H. Ch. Ade.)

Bô Yin Râ: „Psalmen“.

Überblickt man die literarische Produktion Bô Yin Râs, so kann man nur ehrfürchtig und bewundernd staunen über die große Kunst, mit der die Lehre in immer neuer Form den vielen Suchenden nahegebracht wird.

Es ist wahrlich nicht Autoren-Ehrgeiz, was ihn treibt, unermüdlich in neuer Weise seine Lehre zu verkünden. Was ihn treibt, also zu tun, ist nur Eines: die ewige, unermesslich große Liebe zu den Menschen, das liebevolle, aufopfernde Bestreben, all den vielen ringenden und suchenden Menschenseelen zu helfen. Aus dieser kosmisch begründeten Liebe heraus wird dieselbe Lehre in immer neuer Form den Menschen gegeben, damit unter den Tausenden ernsthaft Suchender jeder das finde, was besonders zu seiner Seele spricht.

Mir sind viele Suchenden begegnet, welche reif waren für diese Lehre und durch sie zu Findern wurden, aber fast jeder bezeichnete mir ein anderes Buch des Meisters als dasjenige, das ihm am meisten geholfen habe, auf den „Weg“ zu kommen. —

„Psalmen“¹ nennt Bô Yin Râ das neue Buch, das er den Freunden seiner Lehre soeben geschenkt hat. Schon der Titel deutet an, daß hier in erhabenen Tönen von dem Wege gesprochen wird, den der Suchende zu durchwandern hat.

Hier spricht der Suchende selbst zu uns durch den Mund des Lehrers, und wir durchlaufen mit ihm alle Stufen des Weges, aus abgrundtiefer Finsternis bis hinauf zur lichten Höhe des letzten Zieles.

Aus dem „Inferno“ der Finsternis des Verstandes, für den es in seiner Sphäre kein Licht des Geistes, keinen lebendigen Gott gibt, aus dieser Höllentiefe kann nur die Liebe die Seele des Suchenden emporführen. Wer nicht vermag, die Lichte in sich umzustellen, an die Stelle des Denkens das Fühlen zu setzen, den werden die erlösenden Strahlen der ewigen kosmischen Liebe nie erreichen, denn ihm fehlt das Empfangsorgan für diese Strahlen. Hat er sich aber innerlich so bereitet, daß ihn die Liebe erreichen kann, dann beginnt für ihn die innere Wandlung der „Erlösung“.

Noch ist er freilich von Dunkel umhüllt, aber er fühlt bereits den Einfluß des Helfers, welchen der Ewige, der die Liebe selber

¹ Im Verlag der Weißen Bücher, München. Brosch. 2.—, geb. 3.— Gm.

ist, ihm gesandt hat. Alles Wissenwollen hat er verlernt, die Qual des Willens zur verstandesmäßigen Erkenntnis fällt von ihm ab und nur eine Sorge hat er: in der Liebe zu bleiben, damit ihm einst durch die Liebe die wahre, ewige Erkenntnis werde. Und nun wird dem Suchenden „Erkenntnis“. Der lebendige Gott ist in ihm geboren. Was vordem nur Ahnen und Fühlen war, ist nun gewisses Wissen und Erleben geworden, herausgeboren aus ewiger Liebe. Diese Liebe weiß nichts von quietistischer Tatlosigkeit, sie drängt und treibt vielmehr zu Tat und Wirken. „Was nicht in Liebe sich dem Ganzen einen will, läuft seinen leeren Lauf; — im Reiche des Geistes wird seine Spur nicht gefunden!“ Nichts vermag mir die Wahrheit und Echtheit dieser Lehre besser zu bezeugen, als dieses: daß sie uns unablässig zu Tat und Wirken aus der ewigen Liebe heraus aufruft und befähigt.

„Verheißung“ kündigt die Morgenröte einer neuen Zeit. Die Zeiten der Finsternis, da man im Dunkeln tastend und „begreifend“ zu erkennen wähnte, weichen einer neuen Zeit des Lichtes. Dieses Erdenlebens Dunkel wird sich für jeden hellen, „der in der Liebe ist und in der Liebe Lichterkenntnis fand.“

„Befreiung“ kann aber nur denen werden, die in die Liebe und in ihr zum Lichte fanden. Man soll nicht wähnen, daß auf dieser Erde jemals alle Finsternis besiegt wäre. Immer wird es Menschen geben, „die mehr der Nacht vertrauen als dem lichten Tag!“ Wer aber in der Liebe zum Lichte fand, der wird auch andere zum Lichte führen können. So wird nach und nach eine neue Menschheit entstehen, „alles, was da in der Liebe seine Geltung nicht erweist, wird dieser neuen Menschheit Unwert heißen!“

Der letzte Psalm kündigt in hohen Tönen die „Erfüllung“. Rückschauend überblickt der nun am Ziel Angelangte noch einmal den Weg: aus tiefster Finsternis zur lichten Höhe. „Im Lichte erlebt er sich selbst als des Lichtes Zeugung; — das Innerste des Geistes wird seinem Geiste erschlossen! Gewißheit wird ihm seines ewigen Bestehens: — das Ende dieser Erdentage ist ihm kein Ende seines Lebens mehr! . . .“

Was mir dieses Buch so köstlich macht, das ist die Unmittelbarkeit seiner Wirkung. Ein Grundakkord durchtönt diese Psalmen: die Liebe und die Mahnung, in der Liebe zu bleiben! So ist gerade dieses Buch schönsten Zeugnis für die ewige Liebe, aus der heraus Bô Yin Râ allen Suchenden und Ringenden Hilfe bringt.

Das ägyptische Totenbuch.

Der Geist ist das Lebensschaffende,
das Fleisch nützt nichts.

Johannes VI, 63.)

Unter diesem Titel hat Franz Spunda, der unseren Lesern bereits durch seine magischen Romane „Devachan“ und „Der gelbe und der weiße Papst“ zur Genüge als Kenner auf dem Gebiete des Übersinnlichen bekannt ist, ein neues Werk geschrieben, das als weiterer Band in der von Gustav Meyrink im Rikola-Verlag, München-Wien, herausgegebenen Bücherreihe „Romane und Bücher der Magie“ soeben zur Ausgabe gelangt ist¹.

Das neue Werk zeugt von einer weiteren Entwicklung der Begabung des Verfassers und steht ungleich höher als seine ersten Romane, sowohl inhaltlich als auch seiner literarischen Gestaltung nach. Es ist geradezu erstaunlich, welche Fülle von Kenntnissen auf dem Gesamtgebiet der Geheimwissenschaften Spunda in diesem Roman niedergelegt hat. Die geschickt aufgebaute Handlung, die diesmal in wirksamer Steigerung zu einem geschlossenen Ganzen, sich zusammenfügt, hält den Leser bis zum Schluß in Spannung.

Obgleich die gesamte schwarze Magie der alten ägyptischen Nekromanten mit ihren Beschwörungsformeln, ihrer Blutmagie und ihrem zauberischen Rituale aufgerollt wird und in unerhört grausigen Schilderungen das Leiden ihrer betörten Opfer dem Leser vorgeführt wird, ist das Buch doch von tiefreligiösem Gefühl durchstrahlt und zeigt, wie die durch nichts wankend zu machende reine Liebe als Waffe der weißen Magie alle Ränke der Schwarzmagier überwindet. Dieses Problem als solches ist ja schon oft behandelt worden, hier aber erhält es eine besondere Note durch das Einbeziehen theologischer Spekulationen, durch einen Einblick in die Zusammenhänge ältester und modernster Anschauungen über die Wertschätzung magischer Handlungen von seiten der kirchlichen Würdenträger. Manches, was dem Leser an kirchlichen Zeremonien und Wirken der geistlichen Führer bisher belanglos erschien, gewinnt hier ein anderes Gesicht, und wer diesen Roman vom ethischen Standpunkt aus durcharbeitet, wird die okkulten Kräfte des Blutes und ihre Wirkungen aus dem Diesseits im Jenenseits erschauernd erkennen, und seine Lehren daraus ziehen.

¹ Preis geheftet Gm. 4.50, gebunden 5.50.

Wir machen gern Gebrauch von der uns vom Verfasser und Verlag gegebenen Ermächtigung und bringen nachstehend einen Abschnitt aus dem 420 Seiten starken Roman zur Kenntnis unserer Leser. Zur Orientierung mögen einige Vorbemerkungen dienen.

Lord Collins, dessen Braut Sibilla von dem Schwarzmagier Ferrari mittels der Blutmagie, deren Rituale er in dem ägyptischen Totenbuch gefunden, das Astrale und die Lebenskraft entzogen wurde, befindet sich auf der Reise nach einem im Sudan gelegenen Kloster. Dort soll der sagenhafte Henoch (das Symbol des besiehten Todes) leben, der als einziger die Macht besitzt, die magischen Experimente Ferraris unwirksam zu machen.

Ein abessinischer Bube, der ebenfalls von Henoch Erlösung erhofft, Genèni, begleitet den Lord; an der Grenze von Sudan treffen die Reisenden mit dem Abt des Klosters, Ras Tschokka, zusammen, und es entspinnt sich am Lagerfeuer eine Unterhaltung über die bevorstehende Wandlung, die alle Völker ergreifen soll. Spunda schreibt hier:

Von den schneebedeckten Bergespitzen strich ein scharfer Wind, der alle enger an die Feuerstätte zusammenzwang. Ras Tschokka sprach mit gefalteten Händen ein Abendgebet und setzte sich dann zu den beiden Fremden. Nach der Mahlzeit, die brüderlich geteilt wurde, nahm der Abendfrost empfindlich zu und die Männer hüllten sich in ihre wollenen Mäntel.

Der Mond stieg hinter den schimmernden Schneebergen auf und tauchte das frierende Bild der stillen Landschaft in ein unwirkliches Licht. „Sieh da!“ rief der Engländer aus und zeigte mit dem Finger gegen den nördlichen Himmel. Der Araber schaute auf: im Sternbild des Schwans flammte es mattweiß, fast wie ein Dreieck, von dem flimmernde Fäden nach allen Richtungen ausgingen.

„Zodiakallicht!“ rief Collins aus. „So rein habe ich es noch niemals gesehen! Und diese regelmäßige Figur eines Dreiecks! Welch ein prächtiger Anblick! — Was wollen die Himmel uns sagen?“

„Die Spitze ist nach oben,“ sprach Ras Tschokka, „Es hat sich zum erstenmal in der Nacht gezeigt, als der Prophet bei uns auftrat. Es besteht ein Zusammenhang zwischen allem.“

„Erzähle uns von dem Hochheiligen!“ bat der Engländer.

Ihr, die ihr im nördlichen Land wohnt, euch sind noch deutlichere Zeichen gesandt worden als dieses und doch habt ihr sie

nicht verstanden: Darum hat sich Gott von Eurer Verblendung abgewandt und spricht jetzt zu den Völkern, die seine Stimme verstehen.“

„Du deutest es auf Untergang?“ fragte Genèni.

„Ich deute es auf eine durchgreifende Wandlung, die alle Völker erfassen wird. — Auch ich habe im Lande der Franken gelebt und seine Errungenschaften kennen gelernt. — Ach, dieses Volk ist verloren, es gibt keine Rettung mehr! Welche Menschen! Mit Abscheu denke ich daran. In keinem glüht mehr die Inbrunst, die Liebe zu Gott. Welch ein jämmerliches Pack!

Vom Nordcap bis zur Straße von Gibraltar, nichts als Gesindel! Sage, kennst du einen Europäer, der so inbrünstig beten kann wie der niedrigste Muselman? Ich kenne keinen.“

„Ich kenne einen,“ mischte sich Collins ins Gespräch. „Wohl hast du im allgemeinen recht, Ras Tschokka, aber um eines einzigen Heiligen willen verschont uns der Herr trotz unserer Missetaten. Wirf auf die eine Wagschale die stündlichen Frevel der Millionen und auf die andere das Gebet des Gottgleichen und die Wage schwebt im Gleichgewicht.“

Ras Tschokka blickte ihm tiefforschend an: „Fremder, dein Glaube ist so groß wie deine Liebe. Ich achte dich um deines Glaubens willen. Wären alle so wie du, dann würden wir Männer des Ostens uns gern vor euch beugen.“

„Du überschätzt mich, Freund. So wie ich — und viel besser, sind viele. Aber ein jeder verschließt sich in sich selbst und die Öffentlichkeit weiß nichts von dem wirklichen Wesen. Wie bei uns die kalte Natur zur Verhüllung des Körpers zwingt, so treibt uns die Kälte des Geistes ringsum zur Verhüllung dessen, was uns das Teuerste ist. Ein jeder trägt in sich sein Tabernakel, von dem der andere nichts weiß; der Vater nichts vom Sohn, der Gatte nichts von der Gattin. Wir leben einer an dem andern vorüber, ihr aber lebt ineinander, ihr habt die Gemeinschaft der Heiligen unter euch. Wohl hütet jeder von uns den ihm anvertrauten Schatz fast eifersüchtig — aber dennoch strahlt das innen gefesselte Licht nach außen und schwingt von Herz zu Herz, von Geist zu Geist: die Liebe, Bruder die alles Ewige bindet und alles Irdische löst.“ — Begeistert strahlte sein Sinn, ganz von der Geliebten erfüllt.

„Verzeih, wenn ich euch unrecht getan habe. Ich kenne Europa nur aus der Zeit vor dem großen Kriege. Wenn nur zehn

Herzen ebenso schwingen wie deines, so ist das Blut der Millionen Opfer nicht umsonst geflossen. Das war vielleicht der Sinn des großen Sterbens: die gefesselte Liebe in seiner Brust zu befreien und das Tote im Menschen zum Leben wiederzuerwecken.

Collins konnte sich kaum mehr fassen: „Wer bist du, Ras Tschokka, daß du Erkenntnisse aussprichst, die wie Donner in meinem Herzen wiedertönen? — Ich hielt dich für einen einfachen Krieger und du sprichst Worte eines Erleuchteten. Wie kannst du, Fremder, in meiner Seele lesen und an das tiefste Geheimnis rühren, das ich nicht auszusprechen wage?“

„Franke, ich bewundere dich wegen deiner Liebe und wegen deines Glaubens, durch den du lebst. Aber in dir ist noch viel Totes. Erst dann bist du im wahren Leben, wenn du alles in dir beseelt und belebt hast,“ sagte der Abessinier.

„Ich verstehe dich nicht, rede klarer!“, bat Collins.

„Mit Worten läßt es sich nicht sagen, auch der größte Prophet vermöchte ihm nicht Sprache zu geben. Es muß dir von selbst als Erkenntnis kommen. Bitte Gott um Gnade!“

„Du erschreckst mich, Ras Tschokka. — So bin ich nicht würdig, vor den Hochheiligen zu treten! So ist die Reise zu ihm vergeblich gewesen!“

„Sie ist es, wenn du zuvor nicht das Wesentliche erfaßt, das über Glaube und Liebe noch hinausgeht.“

„Ach, ich ahne es von fern: damals, als der Benediktiner auf der Straße plötzlich verschwand und dann, als mir Sibilla erschien! — O Gnade der immer näher brausenden Himmel! — Ach, ich will still sein. Rede du, belehre mich, Vater. Wie kann ich mich reinigen?“

„Ehe du zu Henoeh gehst, überlege es nochmals: was ist der Tod, was ist das Leben? Warum willst du beide vertauschen? Was ist jenseits von Tod und Leben? — Das, Franke, mußt du zuvor innerlich erlebt haben, sonst ist Henoeh für dich nur eine Erscheinung und keine Erfüllung.“

„Wer das wirklich erfüllt hat, wovon du sprichst, der sucht nicht mehr den auf, der vom Tode auferstanden ist, denn er ist selbst dann auferstanden,“ fügte Genèni hinzu. „Ach, habe doch Mitleid mit uns! Wir sind sündige Menschen, die des Zuspruches bedürfen, sonst gehen wir zugrunde. Soll ich bis an mein unseliges Ende leiden? Und doch könnte ein Blick des Hochheiligen meine Seele gesund machen.“

Da konnte Ras Tschokka sein Amt vor ihnen nicht länger verbergen. Er fiel vor den beiden Fremden in die Knie und entblößte seine Brust, die von Geißelhieben blutete und narbte: Ehrwürdige, verzeiht meine Lüge! Ich selbst bin der Abt des Klosters. Es war eine Prüfung, der ich euch unterziehen wollte. Ihr seid die Meister, laßt mich euren Schüler sein! — Mein Sinn erfüllte gestern, daß außerordentliche Pilger von Westen kommen, aber die Sündigkeit hatte mein Schauen getrübt, daß ich nicht allsogleich eure Heiligkeit erkennen konnte. Gebt mir eine Buße auf, damit ich euren Schutzgeist versöhne!“

„Ras Tschokka, du hast gut getan, uns auf die Probe zu stellen. Wir danken dir, daß wir durch dich Einkehr in uns selbst gehalten haben. Und wenn du uns auch die Erlaubnis nicht gegeben, zum Propheten zu reisen, so ist doch die Reise bis an die Grenze für uns reicher Gewinn. — In deiner Hand liegt alle Entscheidung: was du uns zuteilst, wir nehmen es an,“ sprach Collins.

„So höret, ihr Pilger, was noch kein Fremder erfahren durfte: Henoch ist und ist gleichzeitig nicht. Er lebt und ist gleichzeitig tot, er ist in dem dritten Zustand, jenseits von Tod und Leben,“ sagte gewichtig der Abt.

„Sprich, daß es mein schwacher Sinn erfasse!“

„Was ich euch sage, müßt ihr mit den Sinnen des Geistes aufnehmen. — Für die, welche nur ihren Sinnen leben, ist er eine Erscheinung und wie jedes sinnliche Bild: tot. Auf die aber, die im Lichte des Geistes leben, wirkt er als lebendige Kraft über das Grab hinaus. — Doch ihr selbst werdet es erleben und besser verstehen, als ich es durch Worte auszudrücken vermag. Wessen Körper gestorben ist und wessen Seele noch weiter rein im Leben schwingen will, um den ärmeren Brüdern zu helfen, dem gibt er das entflozene Leben wieder. Wessen Geist aber tot ist und wer nur das Leben des Körpers will, dem ist sein Anblick auch Tod des Körpers. Deshalb mußte ich euch prüfen; ob ihr seinen Anblick verträgt und ob es nicht frevle Neugier ist, die euch zu ihm führt.

Henoch ist der Prüfstein unserer Zeit, die Entscheidung. Was das Volk als Anzeichen des nahenden Weltendes bezeichnet, ist nichts anderes als eine dringende Mahnung an jeden einzelnen, sich zu entscheiden, ehedem es zu spät wird.

Deshalb lebt Henoch seit den Tagen des ersten Menschen bis zu den Tagen des letzten Menschen. Henoch ist jede entscheidende Stunde.“ —

„Ehrwürdiger, deine Worte überfliegen mich wie Funken einer feurigen Wolke. So glaubst du nicht daran, daß das Weltende nahe ist?“ fragte der Araber.

„Es gibt sicher ein Ende der sichtbaren und unsichtbaren Welt, aber das Ende wird wie der Anfang sein: göttlich. Was aus Gott ausgeströmt ist, will in den Schoß des Unerschaffenen heimkehren, befreit von der Wandlung. Doch den Tag und die Stunde, wann es geschehen soll, weiß niemand als Gott selbst. Vielleicht ist das Ende erst in Jahrmillionen, vielleicht schon in der nächsten Stunde,“ sagte der Abt.

„Und doch stehen in der Heiligen Schrift die Anzeichen aufgeschrieben, damit die Gottesfürchtigen die Vorboten der Zeit erkennen und sich auf das Ende vorbereiten können,“ warf Collins ein.

„Ganz richtig, Franke,“ erwiderte der Abt, „die Vorzeichen sind angegeben und die meisten deuten auf unsere Zeit, ich kenne die Prophezeihungen des Daniels, des Malachias und die Worte der geheimen Offenbarung Johannis. Doch sie gelten nur, wenn man ihren äußeren Sinn erfaßt, für unser Jahrhundert. Wer aber kann mit Sicherheit erkennen, was ihr eigentlicher bedeutet? Wer ist so erleuchtet? — Es ist ein vorschneller Schluß der Weißen, wenn sie von ihrem baldigen Ende auf das Untergehen des ganzen Planeten Erde schließen. Vielleicht gibt es mehrere Untergänge, welche nur die einzelnen Völkerrassen betreffen. Vielleicht gilt der äußere Sinn der heiligen Prophezeihungen nur für die Völker, die der mittelländischen Kultur entsprossen sind. Und wäre es nicht denkbar, daß alle diese Teilkatastrophen nur verkleinerte Vorbilder für den späteren allgemeinen Untergang, das große Armageddon, sind? Das ungeheure Reich Atlantis ist zugrunde gegangen. Kontinente tauchen auf und verschwinden im Weltmeer, doch die Erde besteht und wird alle Untergänge überstehen, bis sie das Wort des Schöpfers zurückruft ins Nichts. — Freunde, es ist müßig, darüber zu forschen und zu sinnern, wir alle sind unzulänglichen Geistes. Aber das eine lebt als geheime Offenbarung: in jeder Rasse lebt zu allen Zeiten ein Träger des letzten Wissens, in Europa sowohl wie in Tibet, unter den Rothäuten, den Negern und Malayen. Das sind fünf Rassen; dazu kommen noch zwei

Träger der verschollenen früheren Geschlechter. Aus sieben Klängen ertönt das Weltgeheimnis“.

„Ras Tschokka“, fuhr Collins auf, mit welchen Gesichtern glühst du mich an! Der Träger unserer Rasse — o, ich bin begnadet worden! Es ist der Mönch von Santa Maria sopra Minerva, der Mönch Irenäus! Durch ihn bin ich an Henoeh gebunden, der größte Meister selbst hat mich geleitet! Ich elender Mensch im Schutze des Höchsten, der meinem Geschlecht entstammt!“

„Sprich weiter“, bat Genëni den Abt, „von den Trägern der Welt! Wie wirken sie untereinander?“

„Alle heiligen Sieben“, fuhr der äthiopische Abt fort, „stehen zu allen Zeiten in Zusammenhang miteinander und leiten die Geschichte der Welt. Sie sind nicht unsterblich, doch sie können nicht früher abberufen werden, bevor nicht ein Erbe ihres Geistes geboren wurde. Sie sind der großen Menge verborgen, nicht immer in Schluchten und Höhlen, oft auch im tobenden Lärm der Städte. Niemals treten sie aus ihrer Verborgenheit hervor. Um die Tat der Ordnung und des Gesetzes zu vollführen, bedienen sie sich anderer, die ihre Werke tun; denn sie sind schon jenseits der Tat“. —

„Um Gott; wie erkenne ich jetzt alles!“ rief Collins hingerissen aus. „Und ich bin mit in das Geheimnis verwoben!“

„Ich kenne nicht den Namen dessen, den du meinst. Doch es dürfte so sein wie du sagst“, sprach der Abt.

„Doch rede weiter von Henoeh und den Trägern der beiden verschollenen Rassen!“ bat Genëni.

„Henoeh ist von der Rasse, die nicht stirbt, von der Rasse, aus der die übrigen sechs entstanden sind. Er schließt alle anderen in sich ein und ist der Mittelpunkt der sechs anderen Träger.“

„Du nimmst also an“, sprach der Araber, „daß es statt der fünf Rassen sechs gibt? Welches wäre die sechste?“

„Die sechste enthält die Reste der untergegangenen Bevölkerung aus der lemürischen Rasse. Es wird berichtet, daß dieses Geschlecht wieder aufersteht und die Weltherrschaft von der weißen Rasse übernehmen wird. Naturgewalten werden den größten Teil Europas und Amerikas vernichten. Als Vorzeichen davon ist die Osterinsel vor kurzem im Stillen Ozean erschüttert worden. — Doch grübelt darüber nicht weiter! All das betrifft nur Tod und Leben, aber nicht das, was du suchst, Franke“, sprach der Abt.

Sie versanken in tiefstem Schweigen. Das Tierkreislicht brannte in verklärter Glut, die obere Spitze flammte in hell schimmernden Feuern. Die großen Gedanken lösten sich in Mattigkeit auf, der kalte Nachtwind zauste ihr Haar.

„Es ist zuviel, ich will es nicht wissen“, sagte Collins. „Es erschüttert mich, doch das Herz bleibt leer. Ich will in niederen Kreisen schweben und nur fühlen, was Sibilla auch fühlt.“

„Franke“, fuhr Ras Tschokka aus seiner Träumerei auf, „ein jeder Mensch soll Träger im kleinen sein wie die sieben Erhabenen im großen . . . Auf einem jedem Menschen lastet schwer das Geheimnis der Welt, ein jeder muß Träger des Joches sein in Gemeinschaft der anderen.“

„Wer sein Joch auf sich nimmt und folget mir nach — so spricht der Herr.“ —

„Joch heißt im Indischen Yoga, der Träger des Joches ist ein Yogi“, sprach Genëni leise für sich.

Die Kohlenglut war erloschen, der Wind zerkrümelte die weiße Asche. Hoch stand der Mond, die Nacht schauerte auf. Ein großes Staunen erschütterte die drei sinnenden Männer und das Geheimnis ihrer Brust erschwig vor dem Geheimnis, das sie von obenher durchflutete. Ihr irdischer Atem wehte im Atem des Sternewinds und er war für Collins die Liebe, für Genëni die Hoffnung und für Ras Tschokka der Glaube. — — — —

Von blutenden Hostien und Heiligenbildern.

Von Charlotte Fraenkel-Eisner.

Möge es einer Leserin der „Magischen Blätter“ erlaubt sein, auch ohne „geeignetes Material“ im wertwörtlichen Sinne herbeibringen zu können, zu dem Aufsatz des Herrn Dr. H. Birven Stellung zu nehmen. Es geschieht dies vom Geistigen her, dem einzigen Standort der erlebenden Seele, denn wo wäre irgend etwas in der Welt der Wunder, das geistig nicht belebbar wäre? — In einem Satz des Prof. Resch aus der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“, den Herr Dr. Birven uns vermittelt, warf ich aufhorchend gleichsam Anker: „In der Praxis wird es am angezeigtesten sein, sich vor jedem Extrem zu hüten, weder überall gleich ein Wunder

zu wittern, noch alles sofort rein natürlich zu erklären.“ Hier schien mir verborgene Weisheit entgegenzukommen, und ich möchte gleich zum Voraus sagen, daß ich es in einem Punkte nicht mit dem Verfasser des objektiv gehaltenen und daher so vertrauenerweckenden Aufsatzes halte. Er sagt: „Entweder handelt es sich um eine naturwissenschaftlich exakt darzustellende Erscheinung, oder wir haben ein okkultes Phänomen vor uns.“ — Meine Grenzen kennend, wird von mir aus nirgends der Versuch einer Lösung der Frage gewagt, andererseits handelt es sich bei mir aber um mehr als um ein Meinen; eher um die Freude der Gewißheit, mit dem wenigen Zusagenden wegweisend sein zu dürfen wie jeder, der willig der Stimme der Wahrheit folgt. —

Das uns Gegebene scheint mir inmitten aller Fragwürdigkeit zu sein, daß zwischen dem katholischen Priester Vachère und dem Ereignis des Blutwunders ein kausaler Zusammenhang besteht, es sei denn, daß die Phänomene noch fortbestanden, nachdem der Abbé gestorben war, was in der Abhandlung nirgends gesagt ist, auch nicht von den Priestern früherer Zeiten und von „Rosette“. Also, daß wohl die Annahme berechtigt ist, daß ohne Vachère das Blutwunder nicht stattgefunden hätte: Ja, wir dürfen allgemein behaupten: ohne ein sich anbietendes Medium ist kein Naturphänomen möglich. Im Priester Vachère muß eine Kraft wirksam gewesen sein, die der Kraft zur Hervorbringung des Wunders entspricht, denn wir empfinden ja das lebendige Leben in all seinen Ausdrucksformen in uns. Die Kraft in Vachère äußert sich in einer Tätigkeit, die er nur aus ihrer Wirkung her kennt; erklären kann er sie sich selbst nicht. Was wir aber nicht bewußt benutzen, was latent in uns ruht, kann von Wesenheiten benutzt werden, die den unsichtbaren Teil der Erde bevölkern und die besser um die Gesetze in uns wissen, als bislang noch wir. Zwischen unseren Kräften und jenen Wesenheiten besteht ein Zusammenhang, den wir freilich mehr fühlen als beweisen, den wir aber erfahren können. In jedem Leid, das uns hat, so daß wir die Herrschaft verlieren, nisten und lüsten gleichsam jene Unholden, die sich von uns nähren, was wir an unserer Entkräftung spüren. Es kann kaum ein Zweifel bestehen darüber, daß zwischen Vachère, den unsichtbaren Wesen und den Dingen (Hostien und Heiligenbilder) ein magnetisch-magisches Verhältnis bestand, daß also ein oder mehrere unsichtbare Wesen es vermochten, mit den Kräften des Priesters ein Phänomen hervorzubringen mittels eines Natur-

gesetzes, das in jenem verborgenen Teil der Erde, vielleicht ebenso bekannt ist, wie bei uns im Sichtbaren das Gesetz der sogenannten Elektrizität. Etwas vom Blitzartigen lebt gewiß im Menschen wie in den Dingen, und nur Sekunden mögen erforderlich sein, um aus den Kräften des Menschen und den mit ihm verbundenen Dingen Wirkungen zu erzielen. Vachère aber hatte sich ein Leben lang durch seinen Glauben zu Hostien und Heiligenbildern in Beziehung gesetzt. Sein Blut, dieser „ganz besondere Saft“, war mit der Wunderglaubenskraft einer jahrtausendalten Religion gleichsam imprägniert und so „geladen“, daß er als einzelner für viele auch Hostien und Heiligenbilder, also gleichsam symbolmagische Dinge laden konnte. Allzu häufig mag freilich im Menschen jene unbekanntere Fähigkeit nicht liegen, sein Herzblut auf Hostien, Bildern und Statuen lebendig werden zu lassen, sonst würde es wohl öfter vorkommen. Aber jene Wiederholung des gleichen Phänomens in Jahrabständen und Zeitläuften unterstreicht gleichsam die im Menschen verborgene Fähigkeit, die mit der Fähigkeit zu träumen verwandt zu sein scheint und gleich ihr schöpferischer Natur ist. Nur daß der mediale Mensch wie der Träumende allen möglichen Einflüssen unterworfen ist, so daß er, gebunden an diese, nicht frei schöpferisch zu sein vermag! Träumen aber kann jeder, rinnende Bluttränen an Heiligenbildern hervorlocken anscheinend nur wenige, hierfür eigens zubereitete Menschen einer ganz besonderen Art. Daß sich in hierfür geeigneten Menschen solches wiederholen kann, ist für uns Heutige bedeutungsvoll. Wir wissen ja von Kräften, aus denen unsere Seele während unseres Erdlebens gebildet ist, ja, wir wissen, daß sie einzig aus „Myriaden von krafterfüllten Wesen“ besteht! Fast könnte man nun fragen, ob diese beseelten Kräfte, aus denen wir uns formen, von sich aus auf die Ströme und Kräfte des Kosmos reagieren können, die in der äußeren Natur noch gebunden sich finden und erst im Menschen sich zur strahlenförmigen Seele wechselvoll gestalten. So aber kann im Grunde nur der Intellekt fragen, im Grunde des Herzens dagegen erfahren wir, wie der Wille im Menschen es ist, der über alle Kräfte zu herrschen vermag, sei es nach innen oder nach außen, also daß eine Machtfrage zwischen Mensch und Kräften besteht; dafür aber, daß alle Kräfte des Universums zu beleben sind, liegt der Beweis einzig in der Natur der Dinge und Menschen selbst. Denn alles, alles ist lebendig! Die Natur ist überall und überallhin magisch-

magnetisch verknüpft und nur wo unser Wille aus Mangel an Erkenntnis fehlt, ist dem Mißbrauch unserer Kräfte von Seiten der „Wirkenden des Grundes“, jener „Schmarotzerwesen“ Tür und Tor geöffnet, welche Dinge vollbringen, „die dem Menschen im Fleische niemals möglich sind“. Sie können ebenso wie Formen, auch „Stoffe“ bilden . . . und Blut ist ein Stoff.

Von noch umfassenderer Bedeutung wird uns Heutigen die mitgeteilte Tatsache der Wiederholung des Blutwunders dadurch, daß wir wissen, daß Seelenkräfte, die sich in einem Menschen während seines Erdenlebens nicht dem göttlichen Wesenskerne einten, frei werden und als ungelöste Impulse weiterleben.

In der Seele Vachères lebte ein noch ungelöster Impuls, eine Kraft, die einst an der Seele eines früheren Menschen mitbildet half. Seltsam ist es, daß stets Priester der katholischen Kirche mit dem „Blutwunder“ in Verbindung gerieten. Vachère trat gleich seinen Vorgängern ein Erbe an. Ja, mehr noch! Immer waren es „außerhalb der Kirche“ stehende Priester. Wir entnehmen aber, gleichfalls im Juliheft dem Aufsatz „Magie der Zeichen“, daß gewiß alle Mysterien noch ihre schützende Macht und Wirkung dann nicht verlieren, wenn ein Priester sie unwissend ausübt oder eine Menge sie unwissend auf sich wirken läßt. Diesem Schützenden waren jene sicher starken und empfänglichen Priesterseelen nicht mehr verpflichtet, also, daß Geister geringerer Zonen leichtes Spiel mit ihren Kräften hatten. Von hier aus begreift man die ablehnende Haltung der katholischen Kirche dem „Blutwunder“ gegenüber, von dem kein Mensch Segen gewinnt, der Kirche, die sonst das „Wunder“ wohl zu schätzen weiß. Vorgreifend möchte ich behaupten, daß Vachères Schicksal, willenloses Medium statt schöpferischer Mensch zu sein von der Tatsache herrührt, daß seine erdenmenschlichen Vorgänger starben, ohne ihre phänomenale Fähigkeit bewußt beherrscht zu haben, weil sie sie nicht geistig durchschauten. Das ist ja gerade der Wert unserer neugeschenkten Erkenntnis, daß ein Mensch über den „Tod“ hinaus sich und andere erlösen kann, wenn er seine Seelenkräfte zu einen vermag. Denn so will es die Liebe, daß auch jene, die starben und auf dem Wege zur Heimat noch irren, gleichsam in idealer Verbindung mit den lebenden Trägern der einst besessenen Kräfte stehen, also daß sie dem erlösenden Ziele näher kommen durch die Tat der kämpfenden Erdenmenschen, die die Kräfte ihrer Seele einten! An eine „Seelenwanderung“ im kindhaften Sinne derer zu glauben,

die meinen, öfter geboren zu werden, erübrigt sich uns auf diese Weise. Im Menschheitsganzen ist viel zu eng eins mit dem anderen verbunden, als daß ein irdisches Wiederkommen auch nur nötig wäre! Göttliche Gerechtigkeit sorgt für den Ausgleich in weit geistigerer Art. Die Triebe, Neigungen, Fähigkeiten kommen in Menschen und Handlungen, einander ähnelnd, wieder, bis der Impuls, der sie schuf, erschöpft ist! Und so wird auch in Zukunft das „Blutwunder“ wiederkommen, nämlich der Impuls hierfür, so lange es nicht gelingt, in Erkenntnis der inneren Gesetzlichkeit, diese den blinden Mächten zu entreißen, diesen Schmarotzerkräften, die in Spiel und blutigem Ernst die Seelen der Menschen mißbrauchen. Hier gibt es kein: entweder Wissenschaft oder Okkultismus. Unbekannte Naturgesetze in uns werden von Wesenheiten benutzt, also daß Okkultes und Natürliches in der Macht oder Ohnmacht des Menschen geeint beschlossen liegt! Sollte die katholische Kirche um diese Tatsachen nicht wissen? Sie macht es sich gewißlich nur gar zu leicht, indem sie den Mysterien in der Menschenseele aus dem Wege geht, den Bann über „Besessene“ verhängt, statt sie und alle ihre Schutzbefohlenen zu höherer Einsicht zu führen. Zum Glück wird dieses hohe Amt heute von einer Seite her geübt, die es erlaubt, alle Menschen emporzuführen, die sich dem Schutze höchster Einsicht anvertrauen. —

„Wir wollen wissen,“ so heißt es im Aufsatz des Herrn Dr. Birven, „ob hier Betrug vorliegt oder ein echtes okkultes Phänomen“. Vielleicht erhalten wir ein erstes schwaches Licht von der dämmernden Erkenntnis her, daß hier der Betrug okkulten Wesenheiten vorliegt. Hostien und Heiligenbilder bluten; Symbole also, an denen die Suggestionskraft Tausender von Menschen, fast möchte man sagen, katholischer Völker hängen. „Geladene“ Dinge werden von unsichtbaren Kräften mit Seelenkräften des Menschen in Verbindung gebracht etwa wie Drähte, die der Sturm miteinander verknötet. Warum muß gerade das „Blutwunder“ sich wiederholen? Warum ist es von allem Anfang nicht ein harmonieauslösendes „Wunder etwa in Gestalt eines blauen, oder goldenen Feuers? Liegt im Blutwunder nicht allzuviel des heiliggesprochenen Leides, des blutenden Heilandes?! Wie gut kennen die „Wirkenden des Grundes“ die Gedanken der Menschen, mit denen sie sich gewiß selber „laden“, um ihresgleichen zu sein. Diese Geister niederer Art treiben ihr Spiel, doch noch ihr Spiel kann dem Geiste dienen wie alles, was geschieht. Vor dem Phänomen des

Blutwunders stehend, trübt allzu schwerer Ernst das Auge des Forschenden, der das Lustspielartige der Erscheinungen übersieht, das sich den „Hühnermarkt“ aussucht, um großes Aufsehen zu erregen, Wallfahrten hervorzulocken, Glocken zu läuten, Forschende eine Weile zu beschäftigen, um schließlich im Winkel eines Winkels im Sande zu verlaufen. Dies Komödienhafte sollte aber nicht übersehen werden, das sich tragischerweise ein Menschenleben ausersieht, um es gutgläubig zu machen, dann in Acht und Bann und endlich in den Tod zu treiben. Wirklich, ein Shakespeare müßte neu erstehen, um das Dramatische zu gestalten, das uns im „Wunder vom Hühnermarkt“ entgegenkommt. Vielleicht würde das allein schon genügen, um das zukünftige Blutwunder entlarven zu helfen und in ihm das zu erkennen, was es ist, ein Zeichen von vielen tausend magischen Zeichen, eines das dem Geiste dienend zu sagen scheint: Ihr werdet eher nicht das „Blutwunder“ ergründen, bis ihr — der materialistischen und okkulten Forschungsmethode entronnen — bewußt den Weg zum Geiste sucht. Von oben müßt ihr forschend in das Gebiet des Phänomens eindringen, nicht von unten. Ihr müßt forschen, nicht um der Forschung willen, sondern um eurer selbst willen. Ihr selbst erst müßt euch finden, weil ihr es müde seid, euch von Geistern benutzen und mißbrauchen zu lassen, die einzig von euren Gnaden leben. Dann wird es einst keine verborgene Naturkraft geben, die nicht dem schöpferischen Menschen untertan wäre. An Stelle des Mediums wird der Schaffende treten! Und wolltet ihr auf chemischem Wege versuchen, das „Blutwunder“ hervorzubringen, um dessen „Natürlichkeit“ darzutun, so müßtet ihr zuvor wissen, warum ihr dies dartun wollt, allein nämlich, um wieder die Herrschaft über die Erde zu gewinnen: Des Menschen geistige Einstellung allen Wundern gegenüber wird jenes kraftvolle Sichregen hervorbringen, von dem der Dichter sagt, es rufe die Arme der Götter herbei. —

Wir Heutigen können immerhin doch etwas mehr als den Begriff „Apport“ in die Diskussion werfen. Man möge es nicht als Unbescheidenheit ansehen; wenn hier eine Frau wegweisend in Dingen ist, die nur männlicher Forscherwille ergründen kann. Fließt doch dieses Wegweisende aus einer Quelle, die auch ungenannt jedem Leser der „Magischen Blätter“ vertraut ist. Er möge nur mit dem Hiergesagten an diesen Quell gehen und es dort nachprüfen.

Rausch und Rauschmittel.

Ein Beitrag zur Psychologie der Narkotiker.

Von R. H. Laarß.

(Fortsetzung)

Als „Der Rabe“ in England veröffentlicht wurde, rief das Gedicht dort eine wahre Sensation hervor. Man erzählt, daß verschiedenen Personen das „Nevermore“ nicht mehr aus dem Sinn ging, und der Besitzer einer Pallasbüste erklärte, daß er es nicht mehr wage, sie in der Dunkelheit anzusehen.

Poe selbst pflegte das Gedicht im Freundeskreise bei Halbdunkel vorzulesen und da erklang es in seiner melodischen Stimme wie eine unheimliche leidenschaftliche Anrufung von „etwas, das wirklich gegenwärtig zu sein schien.“ Er selbst wurde mehr und mehr hingerissen, vergaß sich selbst, Raum, Zeit und Zuhörer, wenn die zurückgedrängte Sehnsucht seines Herzens, seine wilden Triebe und Hoffnungen in seinen leidenschaftlichen Worten ausströmten. Die Zuhörer glaubten das Fallen der Regentropfen zu vernehmen, das Rascheln der Zweige, den Flügelschlag des Vogels, ja das Gesicht seiner angebeteten Eleonora schien vor ihren Augen aufzutauchen. So wunderbar war Poes Gabe als Vorleser, daß die Zuhörer kaum zu atmen wagten, um die Stimmung nicht zu verscheuchen.

Verschiedene Literaten sind der Ansicht, daß das Klangspiel der Reime das Packende bei diesem Gedicht ausmache, da dies allein ein Beweis für Poes eigene Theorie der nahen Verwandtschaft von Poesie und Musik sei. Damit würde man aber gerade dem Dichter Poe unrecht tun und den Urgrund seines Wesens, sein ureigenstes Können, nicht erfassen, das im Unheimlichen, Magischen, in der Freude am Mystischen, am Geheimnisvollen wurzelte, zuletzt allerdings schon im pathologischen Dämonismus.

Poe¹ ist bis Ende des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland überhaupt nicht seiner Bedeutung entsprechend gewertet worden, wir hatten alle von seinen verschiedenen Biographen ein falsches Bild von ihm überliefert erhalten. In der Hauptsache hat sein ehemaliger Freund Griswold, der den literarischen Nachlaß ordnen half, sich nicht genug darin tun können, der Nachwelt ein möglichst häßliches Zerrbild von Poes Persönlichkeit und dichterischer

¹ Siehe die deutsche Ausgabe seiner Werke im Verlag J. C. C. Bruns, Minden.

terischem Wirken zu übermitteln. Er hat ihn als unheilbaren Säufer, als Plagiator, kurz als in jeder Beziehung das Gegenteil von einem Gentleman, der Poe in Wirklichkeit war, hingestellt. Als Charles Baudelaire diese von Verleumdungen durchsetzte Biographie las, fühlte er sich zu der bitteren Bemerkung hingerissen, „daß es in Amerika kein Gesetz zu geben scheine, das Hunde vom Friedhof fernhalte“ und Poes wahrer Freund Willis nannte Griswold kurzerhand „einen entehrten Richter“.

Baudelaire, der Poe viele Anregungen verdankt und reichlich aus seinen Werken nachempfunden hat, war ehrlich genug zu schreiben: „Wer die englische Poesie zu empfinden vermag, findet schon in Poes Gedichten den Akzent des Außerirdischen, die Ruhe in der Melancholie, die köstliche Feierstimmung, die frühreife, angeborene Erfahrung, welche die großen Dichter charakterisieren.“

Poe dichtete aus zwei Gründen: einmal weil er mußte, weil sein innerer Drang ihn dazu trieb, und in dieser Stimmung spricht der Romantiker aus ihm; das alte Normannenblut seiner Vorfahren, die über Irland nach Amerika auswanderten, macht sich geltend und zwingt ihn, die geheimnisvollen Kräfte, die magisch in ihm wogen, zur Gestaltung zu bringen, er ist dann der reine Idealist, der Phantast, der mit oder ohne Anregungsmittel die düsteren Seiten des Seelenlebens schildern muß. Er sagte selbst von sich: „Den angenehmen Seiten konnte ich weniger Geschmack abgewinnen, meine ganzen Vorstellungen gingen auf Untergang hinaus, auf Hungersnot, Tod oder Gefangenschaft bei einem barbarischen Stamme, auf ein Dasein von Leid und Gefahr, auf irgendeiner Felseninsel kümmerlich gefristet, in fremden, unbekanntem Meeren.“

Hier finden wir also die typischen Visionen des Narkotikers, die Schauungen des Opiumessers wieder, seine Freuden und Leiden. Oft genug läßt Poe seine Helden zum Opium greifen und sich in Träume versenken, die ihre Seele den Klauen des Alltags entziehen. Er schildert Selbsterlebtes, er erleidet der Hölle Qualen, „denn niemals leiden, heißt niemals glücklich sein“.

Die Wirkungen der süßen Gifte sind ihm bekannt und vertraut, verdankt er ihnen doch seine schönsten Dichtungen. Er liebte es, sich das Weltall als einen großen Traum auszumalen, und die Träume als die eigentliche Wirklichkeit anzusehen. Mehrfach spricht er es aus, daß sein ganzes Leben nur ein Träumen gewesen sei und daß dieses Träumen ihm die höchste Lust bedeutet habe. Seine Dichtung „Heureka“ (1848), ein Versuch über

das materielle und spirituelle Universum, sollte eine pantheistisch-mystische Erklärung des Weltalls sein; er widmete dies Werk „allen, die an Träume als die einzigen Wirklichkeiten glauben“.

In diese Träume versetzte er sich teils durch eigenen Willensentschluß, teils durch den Gebrauch von Alkohol und Opium. Wie Coleridge und Qincey flüchtete er in den Zustand der „Körperlosigkeit“, und wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß er dem Alkohol und Opium vollkommen verfallen war. „Er hatte das Trinken gelernt, wie ein sorgsamer Literat sich Mühe gibt, Notizen zu sammeln“, sagt Baudelaire von ihm, und „er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, die wunderbaren oder schrecklichen Visionen, die feinen, zarten Konzeptionen wiederzufinden; die ihm in einem früheren Stürme begegnet waren.“

Wir sagten vorher, Poe dichtete aus zwei Gründen — der zweite ergab sich aus der Notwendigkeit, Geld verdienen zu müssen, denn er wollte doch schließlich auch leben, und hierin zeigt er sich als echtes Kind seines Landes, als echter Amerikaner. Er schuf Sensationen aus seiner unerschöpflichen Phantasie; sein außergewöhnliches Wissen und Können auf den verschiedensten Gebieten (Physik, Mathematik, Psychiatrie) ermöglichten es ihm, immer neue Stoffe zur künstlerischen Bearbeitung heranzuziehen. Seine sogenannten analytischen Geschichten, schwierige Probleme darzulegen und zu lösen, in denen er von der Lösung aus zurück arbeitete, wie in den bekanntesten aus dieser Reihe, „Der Goldkäfer“ und „Der unterschlagene Brief“, sind Meisterwerke und machten ihn ja auch bald als Erzähler bekannt und beliebt, aber er blieb „ein vornehmer Außenseiter des Lebens“.

Abgehetzt im Kampfe um das tägliche Brot, gebrochen durch Überarbeitung, Hunger, Sorge, Alkohol und Opiumgenuß, mußte er seinem geknechteten Gehirn zuletzt seine Arbeiten abzwängen, aber — und dies ist der beste Beweis für seine durch und durch ritterliche Natur, die sich auch in der höchsten Not nicht verleugnete — seine gesamten Werke enthalten keine einzige Stelle, an der er eine laszive oder obszöne Bemerkung über das Weib macht oder sinnlicher Wollust Ausdruck gibt; immer findet er verherrlichende Worte für die Schönheit der Frau, und zum andern: auch seine in tiefster Lebensnot geschaffenen Werke sind immer noch „Dichtungen“.

Es ist tief ergreifend zu lesen, mit welcher aufopfernden Liebe der selbst schon den Todeskeim in sich tragende Dichter

seine totkranke Frau Virginia, die er 1836 geheiratet hatte, bis an ihr Ende (1847) pflegte, wie er in seiner Hütte in Fordham, in der aus Mangel an Feuerholz eine barbarische Kälte herrschte, die Hände der Gattin hält, um sie zu erwärmen, und seinen alten Militärmantel über das dürftige Strohbett breitet, an dessen Fußende eine Katze liegt, um der Leidenden die Füße gegen den Frost zu schützen.

Zwei Seelen wohnten auch in seiner Brust und lagen beständig im Kampf miteinander. Keiner hat das Grauen vor der Nichtigkeit des Tages ergreifender geschildert wie er, wenige haben wie er das Diabolische, das Dämonische der Menschenseele so zu analysieren verstanden und sind so tief hinabgestiegen in die Abgründe der Seele, bis zu den Müttern, den Urwesen alles Seins. Er liebte und suchte den Kampf, aber er erlag, er verstand es nicht, die Dämonen zu bändigen, die immer erneut aus der Tiefe emporstiegen und ihn schließlich mit in den Abgrund hinabzogen.

So erweist auch er sich letzten Endes als ein unerlöstes Opfer des „ennui“, das sich immer in Kampfstellung gegen das Bürgertum befindet, und auch sein tiefstes Sehnen galt dem Wunsch, den sein Verehrer Baudelaire im Vorwort zu den „Fleurs du Mal“ mit den Worten ausdrückt: „Nichts zu wissen, nichts zu lehren, nichts zu wollen, nichts zu fühlen, schlafen und noch einmal schlafen, das ist heute mein einziger Wunsch, ein infamer und abstoßender, aber aufrichtiger Wunsch.“

Vor dem üblichen, Jahre dauernden Siechtum der meisten Narkotiker blieb Poe bewahrt, die Götter liebten ihn und nahmen ihn jung zu sich — am 3. Oktober 1849 geriet er in die Hände von Wahlagitatoren und wurde, durch Alkohol oder Opium betäubt, in bewußtlosem Zustande auf der Straße gefunden und ins City Marinehospital gebracht, wo er vier Tage darauf an Gehirnkongestionen starb, ein genialer Visionär, ein Dichtergenie, aber auch einer von den vielen, die bei dem dunklen Dämon der Berausungsmittel Erlösung von den Qualen innerer Zerrissenheit gesucht und nicht gefunden haben.

Die Zahl seiner Leidensgenossen ist nicht gering, wir könnten noch manche Namen nennen, sie würden uns aber im wesentlichen nur die gleichen Erscheinungen, die gleichen Schilderungen ihrer Wonnen und ihrer Leiden bieten, und wir sehen sie alle einem mehr oder minder tragischen Ende nicht entgehen. —

(Wird fortgesetzt.)

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen
über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: Verlag Magische Blätter. Monatsschrift. Schriftleitung: Dr. Richard Hummel.

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang

Leipzig, Oktober 1924

Heft 10

Das Wissen des Weisen

Von Bô Yin Râ. *(Künferstehg. S. 21)*

Gar wenig nur weiß mancher Weise von dem, was man auf Erden „Wissen“ nennt.

Ihm ist eine andere Weise des Wissens kund, die wohl den Allermeisten, die auf dieser Erde hier zu „wissen“ meinen, unbekannt und unerklärbar bleibt.

Nach solcher Weise aber weiß er mit Gewißheit, daß gar vieles, was der irdische Verstand ein „Wissen“ nennen mag, an einem gar dünnen Spinnwebfaden hängt und nicht mehr „wahr“ und „richtig“ ist, sobald dieser Faden reißt. —

Und dieser Faden wird einst reißen für jeden einzelnen!

Jene aber, die dann um dieses einzelnen Leichnam stehen, werden nicht verstehen können, daß für den, der noch vor kurzem ganz nach ihrer Weise lebte, der Faden gerissen ist, an dem all ihr erdenhaftes Wissen nach wie vor noch so scheinbar sicher hängt. . . .

Sie ahnen nicht, daß für ihn, dessen starre Erdenhülle hier zurückblieb, nun alles, was an ihrem Spinnwebfaden für sie noch hängen blieb, hinunterstürzte in einen finsternen Abgrund, allwo es der Strom des Vergessens hinwegspült, wie alles Verbrauchte, das zu Moder und Fäule wird, nachdem es seine Dienste geleistet hat. — —

Magische Blätter. V.

... Der da die Erde hinter sich ließ, will zwar nach wie vor wissen, aber da ihm nun das vorher Gewußte für immerdar versank, so sucht er alsbald nach einem anderen Wissen, das nicht an einem dünnen Faden hängt und nur Geltung hat, solange der Faden nicht reißt. —

Es wird ihm aber wenig helfen, also wissen zu wollen, solange er noch geblendet ist vom Schein des nun verlorenen Wissens, dessen er einstmal's so sicher war . . .

Es wird ihm gar wenig helfen, daß er nach dem neuen Wissen auf alte Weise sucht . . .

Er wird so nur ein Wissen erlangen, das wieder nur an einem dünnen Faden hängt, wie einst sein erdenhaftes Wissen, und — mag auch dieses Wissen, das er so erreicht, für ihn weit länger nun gesichert scheinen: — es wird auch dieser Faden einstmal's reißen. —

Darum ist es dem Menschen gut, daß er auf Erden schon erkenne, wie alles Wissen, das ergrübelt und erdacht wird, nur wie ein Tropfen Tau an jenem Spinnwebfaden hängt, den die Spinne Vorstellung zwischen „Nichtmehr“ und „Nochnicht“ zu spinnen weiß.

Hat er solches erkannt, dann wird er nicht allzusehr mehr dieser Art Wissen sich vertrauen, auch wenn er klug die Macht und Herrschaft nützen mag, die ihm dieses Wissen hier auf Erden über Irdisches gibt. —

Es wird die Ahnung eines anderen Wissens ihm erkennen: — eines Wissens, das nicht mehr abhängt von dem Spinnengewebe zwischen Nicht-mehr und Noch-nicht. —

So wird er, — reißt für ihn dereinst der Faden ab, an dem sein Erdenwissen hing, — bereit gefunden werden, jenes andere Wissen zu erlangen, dessen Fundamente tief im Urgrund allen Seins verankert sind. . .

Wahrlich, solcher Art ist das Wissen des Weisen schon während seines Erdenlebens, und keiner dünke sich weise, der es nicht kennt! —

Solche Weise zu wissen, ist die Weise der Ewigkeit, wie sie dereinst allen vertraut werden wird, auch wenn sie erst nach Äonen fähig werden sollten, sich über die Weise vergänglichen Wissens zu erheben! — — —

Drei Dichtungen

Von Johannes Schlaf.

II.

Die Sterne.

Wir sind, in einer Sommernacht, eine Gesellschaft beieinander.
Ich am Fenster, dessen beide Flügel weit offenstehen.

Der Himmel vollkommen sternklar.

Bald schau' ich hinauf ins unermessen diamantene Gewimmel und
zu den großen Sternen und Sternbildern dazwischen,

Bald wend' ich meine Aufmerksamkeit und den Eindruck, den ich
von den erhabenen Höhen da oben empfangen, und die Empfindungen und Gedanken, die er mir anregt, schweigend ins
Zimmer hinein und der Gesellschaft zu.

Es trifft sich, daß, ganz unabhängig von dem, was mich beschäftigt,
die Unterhaltung inzwischen, ungewöhnlich lebhaft geworden, sich mit Astrologie und Chiromantie beschäftigt.
(Doch soll ja die Gestaltung der Handflächen sich nach dem System der Planeten abteilen.)

Niemand hat den Abend über, und gar in diesem Augenblick,
dem Sternenhimmel draußen irgendwelche Beachtung geschenkt, ich weiß nicht, wie die Unterhaltung die Wendung genommen hat.

Man steht, drängt sich, im Schein eines elektrischen Lichtes, Damen
und Herren in einem Kreis, alle nach seiner Mitte hin einem
Herrn zugewandt, dessen Wissen und deutende Fähigkeiten
in astrologischen und chiromantischen Dingen allgemein anerkannte,
ja erstaunliche sind.

Man hält ihm die Handfläche hin, und er liest aus ihr jedem sein
Schicksal,

Schicksal.

Es wird dabei gelacht, laut geplaudert, ernst diskutiert, Scherze,
Ausrufe werden laut.

Ich denke: Wie fein, wie ausgleichend, wie, einem so ernstem
Gegenstand gegenüber, der, abgesehen von allen anderen
„Sensationen“, die er auslösen mag, nicht ohne eine tiefere
Spannung, ja wohl gar innerste Erschütterung lassen kann,

sich im Gleichgewicht haltend der Zusammenhang, das tiefere Zusammen- und Ineinanderwirken dieser Seelen! Der Begriff einer feineren Geselligkeit, ja von Geselligkeit überhaupt, hat mich nie nachdenksamer berührt als in diesem Augenblick.

*

Plötzlich aber löst sich der Ausruf einer Dame hervor:

„Ja, ich weiß, ich werde eines so gut wie gewaltsamen Todes sterben!“

Ich weiß nicht, in was für einer inneren Empfindlichkeit ich zusammenzucke und zu ihr hinübersähe.

Sie ist eine sportgestählte Blondine, mit einem frischen Teint und blauen Augen, die ihren festen, sicheren, tatkräftigen, offen klaren Blick nicht verloren haben; ihre Worte waren fast lachend.

Der Rhythmus der Unterhaltung, diesem in sie hineingeworfenen Gegenstand zugewandt, erhebt nach einer sekundenlangen Stille ausgleichend wieder seine Welle.

Dies alles beachte ich, nehm es in mich auf, in mich herein.

Doch hör' ich nicht mehr auf das, was sie sprechen.

Unter dem mich nachdenklich erschütterndem Eindruck des seltsamen Ausrufs, wend' ich mich wieder gegen das Fenster herum und blicke da hinauf.

*

Es ist ausgemacht, es kann nicht anders sein:

Nach dem Wandel und der Bewegung jener strahlenden Gebilde bestimmt und regelt sich, bis in die feinste, verborgenste Fiber jeglichen organischen Wesens hinein, unser Schicksal.

Nichts, oder, wie man vielleicht so sagt, wenig, so gut wie nichts ist daran zu ändern;

Von da oben herab schnürt uns das Netz der großen diamantenen Spinne Schicksal.

Doch schon trifft mich aus einer Tiefe, die tiefer und offener als die Tiefen da oben, der Blitz einer Erkenntnis.

Ein Bonmot kommt mir, das tiefer ist als sie:

Du hast dein Schicksal in der Hand.

Du hast dein Schicksal in der Hand.

O doch, es könnte allenfalls zur Unterhaltung beitragen.

*

Aber hier das ernstere Auge, das es, doch immer noch und jetzt wohl erst das rechte Lachen lachend, aufschlägt:

Du streitest mir nicht ab, daß diese vier Marionetten hier, obwohl unbedingt geleitet von dem unzerreißbaren Gespinnst jener Fäden, ihr Schicksal aus ihrer Hand ablesen; sie selbst, und was, wer sonst als sie selbst?

Du streitest mir nicht ab, daß sie selbst, und was, wer sonst als sie selbst? die Spur einer so hohen Erkenntnis fanden und sie, untrüglich, erschlossen.

Du streitest mir nicht ab die, nimm alles in allem, gelassene Aufnahme, welche solche Enthüllung in dieser Gesellschaft findet.

Du streitest mir nicht ab das in dieser Unterhaltung sich vollziehende, ausgleichend aufnehmende, verteilende, bereite und sofort in Tätigkeit stehende Vermögen. (Möchte diese Dame das ihr vorausgesagte Schicksal wirklich erleiden: es ist bereits aufgegriffen, ausgeglichen, sie selbst erweist sich sofort als unverloren, unverlierbar; nichts, nichts, das ihr geschehen könnte.)

Du streitest mir nicht ab diesen offenbaren Zusammenhang, sage: diese Einheit — denn auf was anderes deutet offenbarlichst Zusammenhang als auf Einheit? — dies feine und so beweglich unzerreißbare, unmittelbar reagierende Gewebe, in dem diese einzelnen hier, und alle einzelnen miteinander stehen, diese große Einheit, die sie sind.

*

Nein, die Fäden sind nicht da oben geknüpft, werden nicht da oben gewebt;

Hier, hier, zentrisch, webt das eine, sich selbst gleiche, sich selbst unverlierbare, einige Leben.

Mag es Heldentum sein, so ist es Freiheit und Liebe.

Es gibt zwei Welten, aber sie sind die eine.

III.

Omne vivum ovum.

Ich sehe sie jetzt nicht — denn ich liege weit draußen im Gefild an einem einsamen Feldteich und betrachte da etwas —

Aber ich fühle da oben, hoch über mir,

Abschließend, umfangend,

Die blaughlühend große, parabolische Rundfläche des Firmamentes.

(Vielleicht warf mich ihre erhabene Starre zurück, hierher, vom Außen zum Innern, gegen ihr Zentrum hin, zu dem, was ich da sehe, betrachte, schaue.)

Ich höre die fernen, fernen, hohen, melodisch ehernen Gesänge der großen Stille.

Ich sehe es nicht, aber ich fühle den groß monotonen Rhythmus dieses Flirrens weit, weit rings um mich her.

In ätherisch lauschend selig traumstarrten Gräsern lieg' ich und wilden, heißduftenden Sommerblumen.

Sehe den regungslosen, braunen Spiegel vor mir,
Und dicht an seinem Rand, traumhaft ruhend, im Laukühlen, die große, kugelige Traube.

*

Die zart rauchgrauen Kügelehen da mit dem durchblickenden, runden, ebenholzschwarzen Kernchen drin.

Sie sind es nicht, doch führen sie mich zurück zur Tiefe des urzeitfernen Urmeeres und zu einem einzigen, jenem urersten, fernfernen, winzigen Kügelchen, das ihr und alles Organischen frühesten Anfang und Ausgang.

Und auch das ist es nicht, noch nicht; es führt mich zurück zu jenem Vorgang hinter aller Zeit (und doch schon Zeitfolge), da ausgelöst hatte urster Urrück aus dem göttlich-Ur-Einem allein gewaltiges, immaterielle Spannung in seinem Gleichgewicht ruhendes, in sich geschlossenes Allipsoid.

Kugel! Ovum!

Und auch das ist es nicht; doch führt es mich zurück zum immateriell um kleinste Urgerade des Urruckes herum unäusdenkbar geschwind sich um sich selbst schwingenden zentralen Ur- und Kraftkörperchen.

Rundgestalt! Kugel! Ovum!

Auswirkung aber, damals, urfern, weit hinter aller Zeit (und doch schon Folge von Zeit) von feinsten, sich drehender, immaterieller Kraftmitte aus, hervor aus Kugel, Ovum, Rundgestalt die Milliarden und Abermilliarden großen und kleinen raumfüllend leuchtenden Kugeln allum; eine jede von ihnen wieder, unzählbar, immateriell kleinstes, in sich geschlossenes Kräftegebild.

Rundgestalt! Kugel! Ovum!

Der dick deutliche, geistige Punkt. Punkt!
Gott!

*

Da aber in sich geschlossene Allkugel also abgeschlossen ihre Gliederung —

Kugel, Kugel und Kugel! Ovum! Ovum! —

Und gewaltigen kosmischen Bau:

Da, urerst, traumhaft, sich selbst erfassend aus ureinbeschlossen notwendiger, so nun jetzt vollendeter Dynamik, hub es an und sagte in sich:

Kugel! Ovum! Ich!

Und war, im gewaltigen, in sich geschlossenen All-Rund, Ich und Ovum, in Urmeertiefe ein kleinstes Schleimkügelchen, Zellen, Eilein,

Ein urerstes, einziges,

Und sagte:

Ich bin, soweit allum hab' ich mich vollendet, hab' ich mich!

Und ein urerst: Vollbracht!

*

Hervorgehend aber aus sich selbst, im vorschreitend sich aufrichtenden Erwachen, als eine göttliche Person und göttliche Personen,

Mit heilig unermeßlichem Drange erlohend in tausend- und tausendfältiger Gestaltung,

O, wohl selbst noch ein unmöglich Überseiendes zu erstreben,

Behielt es doch sein einzig seiend, umfassend Ausmaß,

Und erreichte, sich vollendet in sich selbst, diesen Blick seines erhabenen einheitlichen Bewußtseins:

Maß, Rundgestalt, Kugel!

Omne vivum-ovum!

Vollbracht!

Es ist vollbracht!

*

Wie die Welt, die ausging von heimlichster Mitte,

Still, heimlich, klein, ist das Wort gesagt.

Merk' auf, wenn es anhebt — bald! —

Sein großes, großes, alles ergreifendes, alles hinreißendes, freudiges Brausen!

Meister Eckehart:

Vom Leib des Herrn. — Von der Beflissenheit.

Vom Leib des Herrn.

Willst du den Leib des Herrn empfangen, so warte nicht, bis Liebe und Andacht dich ganz durchseelen, sondern prüfe deine Einstellung und dein Vertrauen. Dein Empfinden hat nicht viel Gewicht, alles aber ruht auf deiner Einstellung und deinem Glauben.

Willst du rein zum Leib des Herrn gehen, so darf der Spiegel deiner Seele nicht von innerer Unruhe getrübt sein.

Deshalb ziemt es sich zu deinem Heil, daß du zur Beichte gehst zuvor, selbst wenn dein Herz still ist, denn auch die Beichte ist ein heiliges Sakrament. Ist aber dein Herz beschwert und wagst du nicht in deinem Reueleid zur Beichte zu kommen, so wende dich an deinen Gott und bekenne ihm mit festem Willen zur Umkehr und bleibe in Frieden, bis du Zeit und Mut zur Beichte hast. Entfallen dir hier aber deine Gedanken und deine Beschwerde, so tröste dich damit, Gott habe sie auch vergessen. Gott sollst du eher beichten als den Menschen, und findest du dich in Schuld, so nimm deine Beichte ernst vor Gott und stähle deinen Willen zur Umkehr.

Willst du zum Leib des Herrn gehen, so sollst du dies nicht leichtfertig unterlassen aus Scham, wenn es dir ernst ist mit deinem Tun und dein Herz Gott und das Gute meint. Denn dein Wille muß so zu Gott gekehrt sein, daß er kein Ziel und keine Sehnsucht hat als Ihn und das Seine, und daß er abstößt von sich, was nicht hinführt zu Gott. Daraus kannst du dir deuten, wie fern du Gott bist oder wie nah, denn genau so viel bist du's, als du glühend bist oder lau. Dann achte darauf, daß die Liebe zum Sakrament und zu unserem Herrn durch die Gewohnheit wachse und daß die Ehrfurcht sich nicht mindere dadurch. Denn was des einen Leben ist, ist oft des anderen Tod. Deshalb sollst du achten in dir, ob deine Liebe zum Herrn sich mehrt und deine Ehrfurcht nicht ermattet. Je häufiger du dann zum Sakramente gehst, desto reiner bist du und desto besser und nützlicher ist es für dich. Laß dir deinen Gott weder durch kluges Reden noch durch Predigen rauben. Je häufiger du hingehst, desto besser ist

es, desto lieber ist es Gott. Denn der lebendige Gott sehnt sich, sich in deinem Herzen zu gebären.

Da sagst du wohl: „Hohehrwürdiger Erleuchteter, ach, ich bin so arm und kalt und träge, daß ich nicht wage hinzugehn.“

Ich sage dir, um so mehr ist es deine Pflicht, zu deinem Gott zu gehen. In Ihm wirst du geheiligt und Ihm verbunden und vereint, denn nirgends findest du die Gnade so vollkommen, als im Sakrament. Da werden die Empfindungen deines Leibes und die zerstreuten Kräfte deiner Seele und deines Herzens durch die heilige Kraft der leiblichen Gegenwart unseres Herrn völlig in Ihm geeint und gesammelt. Warst du verlassen in Leid versunken, so wirst du emporgehoben und für Gott bereitet. Von Gott in seiner Liebe wirst du nach innen geführt, durch die Schattenwände des Vergänglichen hindurch, und bald wirst du leuchten in dir. Von seinem Leibe gestärkt, wird sich der deine erneuern. Denn wir sollen uns wandeln in Ihn und ganz uns Ihm einen, daß unser wird das Seine und sein das Unsere, daß unser Herz und seines ein Herz werde, ein Leib der unsere und seiner. Wir sollen Herz und Willen, Gedanken, Fühlen und Empfinden so ganz aufheben zu Ihm, daß man sein Lieben leuchten fühlt in allen Kräften unseres Leibes und der Seele.

Da sprichst du: „Ich finde nichts Großes in mir, nur Armut. Hohehrwürdiger Erleuchteter, wie soll ich da wagen, zu ihm zu gehen?“

Bei Gott? Willst du alle deine Armut wandeln, so geh' zu dem unerschöpflichen Schatz alles ewigen Reichtums, und du wirst reich. Erfasse in deinem Herzen, daß Er allein der Schatz ist, an dem dir genügen mag und der dich stillt. Sage im Gegenteil: zu dir will ich kommen, daß dein Reichtum meine Armut erlöse, daß dein Übermaß meine Leere erfülle und dein urgewaltiges, unfaßbares Leuchten mich eitel menschlich Vergänglichen erhöhe!

„O Hohehrwürdiger, Erleuchteter! Ich habe zuviel gesündigt, wie kann ich es büßen!“

So komme zu Ihm. Er hat dir den rechten Weg aus der Schuld gezeigt. In Ihm magst du dem Vater im Himmel die rechte Buße bringen für alle Schuld.

„O Hohehrwürdiger, Erleuchteter, gern wollte ich loben, aber ich kann es nicht.“

So komm zu Ihm. Er allein ist der offene Weg zum Vater und die herrlichste Lobpreisung der göttlichen Güte. Willst du

aller Schwachheit ganz überhoben sein, willst du alle Einung und Gnade erringen, selig heimgeleitet zu werden zum Urlicht, so verhalte dich so, daß du das Sakrament oft und gesammelt empfangen kannst. Dann wirst du ihm geeint und zu ihm erhoben. Ja, durch das Sakrament wird die Seele so nah zu Gott erhoben, daß keiner der Engel, Seraphim nicht, noch Cherubim, einen Unterschied wissen noch finden zwischen beiden. Denn wo sie Gott anrühren, rühren sie an die Seele, und wo sie die Seele finden, finden sie Gott. Keine Einung ist so tief wie die. Denn die Seele ist Gott näher vereint als der Leib mit der Seele im Menschen der Erde. Diese Einung ist inniger, als wenn du einen Tropfen Wasser in ein Faß voll Wein gießest. Da wird Wasser und Wein so ganz zu Einem verbunden, daß niemand mehr den Unterschied finden kann.

Da kannst du einwenden: „Wie mag das sein? Ich empfinde nichts davon.“

Was liegt daran? Je weniger du empfindest und je vollkommener du glaubst, desto köstlicher ist dein Glaube und desto mehr Gnade und Kraft wird dir durch ihn. Denn vollkommener Glaube ist mehr als alles menschliche Wähnen. Bei der Wahrheit, nichts mangelt uns als vollkommener Glaube. Daß wir meinen, der eine bedeute uns mehr als der andere, liegt nur an unserem irdisch gebundenen Schauen, denn am einen ist nicht mehr als an dem anderen. Die mit gleicher Kraft glauben empfangen gleich, und Gleiches ist ihr Eigen.

Da entgegnest du wohl: „Wie könnte ich so Hohes von mir glauben, da ich mich doch so schwach und in so vielem Irren finde?“

Sieh, du mußt auf die Doppelheit der Kräfte in dir achten, wie unser Herr sie auch in sich trug. Er hatte die Kräfte der Seele und die Kräfte des irdischen Leibes, die schufen auch zweierlei Werk. In seinen Seelenkräften leuchtete und wirkte die höchste Kraft der Liebe. Aber zugleich war sein Leib im schwersten Leiden und Kämpfen dieser Erde. Doch keines der Werke hinderte das andere in seiner Erfüllung. So sollen die Seelenkräfte auch in dir zu Gott erhoben, bereitet und in ihm geeint sein. Ja, alles Leiden überlasse dem Vergänglichen allein, den Kräften des Leibes, den Sinnenkräften, aber dein Geist schwinde sich mit Adlerkraft empor, um unbeschwert sich zu versenken in Gott. Das Leid deiner Sinne, das Leid deines Leibes geht dich nichts an, so wenig wie ihre Anfechtung. Je schwerer und heftiger der Kampf ist, desto

größer und rühmlicher ist die Krone des Sieges. Je stärker die Versuchung ist, die du überwindest, desto reiner trittst du hervor und desto heller leuchtet Gott in dir. Willst du den lebendigen Gott würdig in dir empfangen, achte darauf, daß dein Wille und die Kräfte deiner Seele sich in Gott einen und prüfe dich, ob du dich ganz und rein in Ihn ergeben hast.

Ist dir das gelungen, dann wirst du den Leib unseres Herrn nie ohne hohe Gnade empfangen, und je häufiger, desto gesegneter. Ja, bist du ganz in Gott geeint und kämst, den Leib des Herrn in so hohem Glauben und in solcher Andacht zu nehmen, du würdest erhoben in der untersten Engel Chor. Und würdest du ihn empfangen zum zweitenmal, du führest empor in den zweiten Chor. Und kämest du wieder in solcher Andacht zum Leib des Herrn, du würdest gewürdigt des achten, des neunten Chors. Wäre zweier Menschen Leben völlig gleich und hätte der eine den Leib des Herrn mit Inbrunst häufiger empfangen als der andere: er wäre wie die leuchtende Sonne vor dem andern und der lebendige Gott würde sich mit besonderer Gnade in ihm gebären.

Dieses Nehmen und selige Genießen des heiligen Leibes unseres Herrn ist nun nicht auf das äußere Genießen allein beschränkt, sondern im Geist auch kannst du ihn nehmen mit sehndem Verlangen, geeint und andächtig in dir. Das kannst du so voll Vertrauen tun, daß du reicher begnadet wirst als alle Menschen der Erde. Und tausendmal kannst du's an einem Tage tun, magst du sein, wo du willst, magst du krank sein oder gesund. Doch bleibe dir bewußt, daß dies ein Sakrament ist, nimm es mit Ehrfurcht und Sehnsucht, wie es sich ziemt. Ist dein Herz aber matt, so raff dich auf, bereite dich und bleibe im Bereitsein. Dann eint sich dein lebendiger Gott mit dir in diesem Leben der Vergänglichkeit und selig bist du in der Ewigkeit.

Denn Gott nachfolgen, das ist Ewigkeit!

Von der Beflissenheit.

Übe dich, bei allem Tun in der Stille deines Innersten zu bleiben.

Dazu ist viel Selbstzucht nötig, und für den Unbereiteten ist es bitter schwer, daß ihn weder seine Tagesarbeit noch sein Umgang ablenken, sondern Gott ihm leuchtend gegenwärtig ist in

jedem Augenblick und mitten unter den Menschen. Dazu braucht es zähen Willen und zwei Dinge vor allem: daß du dich innerlich abgeschlossen hast und dich behütetest vor den Bildern der Außenwelt, daß sie draußen bleiben, nicht ablenkend in dir umgehen überall und keinen Halt finden in dir. Zum andern, daß du dir in deinem inneren Erleben bewußt bleibst — (mögen es nun Gesichte sein, hohe Erhabenheit des Herzens oder Gestalten des Äußeren) — daß du dich darin nicht verlierst oder zerstreust, noch in die Welt ziehen läßt nach außen. Denn alle Kraft sollst du nach innen kehren, bewußt sollst du bleiben deiner Inwendigkeit.

Da wirfst du ein: „Der Mensch muß sich nach außen kehren, will er im Außen wirken. Denn kein Werk kann wirken, es sei denn in seiner Welt.“ Das ist klar. Aber was außen ist, ist dem Bereiteten nicht äußerlich, denn alle Dinge sind dem inwendigen Menschen durchseelt von Gott. Dazu mußt du vor allem deine Seele ganz zu Gott emporheben und in ihm einen, dann bist du immer von Ihm durchleuchtet. Nichts ist der Seele so eigen, so heimatlich und nah als Gott, nie kehre sie sich zu einem andern Ziel. Nur wenn ihr Gewalt oder Unrecht geschieht, wendet sie sich dem Äußeren zu und da wird sie zerstreut und verkehrt. Ist sie so verdorben in einem jungen oder alten Menschen, dann muß sie mit großem Fleiß bereitet werden, und man muß alle Kräfte aufwenden, daß man sie wieder auf Gott richte und zu ihm wende. Gott ist der Seele eigen und heimatlich. Doch ist sie einmal abgekehrt von ihm, sind die Dinge dieser Welt ihr Halt und In-halt, so wird sie schwach und unfrei dadurch und ihr hohes Ziel wird ihr so verdunkelt, daß aller Menschenwille fast zu klein ist, sie wieder zu Gott zu wenden.

Erfüllt auch ein Mensch das alles getreu, so muß er doch immer wachsam sein.

Vor allem achte ja darauf, daß du dich ganz bereitest. Wollte ein unbereiteter und ungeeinter Mensch so leben und sich so verhalten wie ein bereiteter: er würde sich vernichten und verbauen. Erst wenn du dich innerlich von allen Dingen frei und losgemacht hast, kannst du sicher dein Werk vollenden und die Welt ohne Schaden gebrauchen oder lassen. Aber dem Unbereiteten wird alles, dem ein Mensch mit Liebe, Lust und Neigung anhängt, zur Gefahr.

Übe dich, daß du nicht das Deine suchst noch nimmst, sondern Gott in allen Dingen findest und empfängst. Denn Gott

schenkt kein Gut (heute nicht noch jemals), daß man es habe und darauf ruhe, sondern alle seine Gaben, im Himmel und auf Erden, gibt er nur, weil er eine höchste Gabe geben will: Sich Selbst. Durch alle diese Gaben seiner Gnade will er nur bereiten zu der Gabe, die Er Selbst ist. Alle Werke, die Er je vollbrachte, auf Erden und in den Himmeln, die wirkte Er um des einen willen; daß Er uns durchleuchten könne mit seiner Seligkeit. Deshalb sage ich: in allen Gaben und allen Werken sollen wir lernen Gott zu sehen. Nichts soll uns genügen, nichts uns verlocken zur Rast. Denn uns ist nicht gegeben zu rasten in diesem Leben, und keinem ward es, soweit er auch kam. Vor allem öffne dein Herz den Gaben Gottes und laß dich nie genügen.

Eine fromme Frau wollte eine Gnade von unserem Herrn. Ich aber sagte ihr, sie sei nicht bereitet dafür. Erfüllte Gott es ihr doch, so würde sie verderben. Da fragst du: War sie nicht bereit, da doch ihr Wille rein war? Du lehrtest uns doch, ehrwürdiger, erleuchteter Vater, daß der Wille alles vermöchte, daß alle Vollkommenheit und alles Leben in ihm sei?

Ja. Aber du mußt zwei Arten des Willens unterscheiden: die eine ist ein zu-fälliger und un-wesentlicher Wille, die andere aber ist ein her-ziehender und schöpferischer Wille.

Es ist nicht genug, daß ein Mensch in einem Augenblick vertraut, in dem er sich Gott gerade fügen will, sondern er muß völliges, gläubiges Vertrauen in sich haben, das herdauert aus dem Vergangenen und hindauert ins Kommende. Dann wird er Großes von Gott empfangen und in der Gabe den Herrn. Wer aber unbereitet ist, verdirbt die Gabe Gottes und Gott in ihr. Deshalb kann Gott uns nicht allezeit geben, um was wir bitten. Nicht an Ihm liegt es, denn Er ist tausendmal mehr gewillt, uns zu geben, als uns zu nehmen. Wir aber tun ihm Gewalt an und Unrecht, da wir sein schaffendes Schenken hindern durch unser verhärtetes Herz.

Lerne bei allen Gaben dich selber zu lassen, lerne nichts für dich selber zu behalten oder zu suchen, weder Vorteil noch Lust, weder innige, süße Beglückung noch Lohn, weder das Himmelreich noch deinen Eigenwillen. Gott gab und gibt sich nie in einen fremden Willen, er schenkt sich nur in seinen eigenen Willen; und wo er seinen Willen findet, da gibt er sich hin und kommt herein mit allem seinen Leuchten. Je mehr wir ent-werden unserem Eigenwillen, desto klarer gewahren wir Gott in uns. Darum ist

es ihm nicht genug, daß wir nur so einmal uns selber und alles, was wir haben und sind, aufgeben, sondern wir müssen uns oft erneuern und in der Stille unseres Innersten bleiben in allen Dingen.

Es ist auch sehr nützlich, wenn du dir an der Einung deiner Kräfte nicht genügen läßt, sondern dich selber immer neu im Bereiten und Erfüllen übst und dich versuchst und auch begehrt, daß die Leute dich versuchen und prüfen. Es ist nicht genug, daß du die Werke der Liebe und der Hingabe erfüllst, daß du bereit bist, Armut und Verachtung zu ertragen oder dich in einer andern Form demütigst und aufgibst, sondern du mußt glühen danach und nicht mehr aufhören, bis du die Liebe in dir hast als Wesen und Grund. Daß du es hast, kannst du daran erkennen, daß du dich vor allen Dingen zu ihr geneigt findest. Wenn du die Werke der Liebe tust ohne Zwang^g deines Willens und ohne den Anreiz einer großen, gerechten Sache, wenn die Liebe dabei wie aus sich selber wirkt, um ihrer selbst willen und ohne Warum, dann hast du sie ganz in dir — doch eher nicht.

Übe dich so lange, deine Person nicht mehr anzuerkennen, bis alles An-ge-nö-m-m-e-n-e überwunden ist. Alle innere Unruhe und Friedlosigkeit kommen allein aus deinem Eigen-will-en, magst du es nun erkennen oder nicht. Hebe deine Person und dein An-nom-m-e-n-e-s in reinem Aufgehen ihres Wünschens und Wollens vor zu Gottes geliebtem Willen, in dem Wollen und Begehren alles Seins beschlossen ist.

Eine Frage: soll man auch willig auf Gottes süße Nähe verzichten? Kommt das nicht eher aus Trägheit oder aus geringer Liebe zu ihm?

Freilich, wenn du den Unterschied nicht siehst. Ob es von Trägheit kommt oder von wahrer Freiheit und Gelassenheit, kannst du daran erkennen, ob du in Liebe zu Gott glühst, wie wenn er dir nahe wäre, auch wenn du ganz von Innen her verlassen bist. Auch ob du in der Verlassenheit nicht weniger tust als sonst, und ob du dich fernhältst von allem Trost und aller Hilfe, wie du es tust, wenn du Gott empfindest. — Dem bereiteten Menschen mit dem in Gott geeinten Willen ist keine Zeit zu kurz. Denn wo der Wille so geeint ist, daß er sich ganz dem zuwendet, was er vermag (nicht jetzt allein nur, sondern auch wenn er tausend Jahre wirken könnte), der Wille wirkt soviel, als man in tausend Jahren wirken könnte. — Und er hat es getan vor Gott. (H. Ch. Ade.)

Die Seherin von St.

Von Carl Alsson.

Über die knarrenden, ausgehöhlten Stufen der vorstädtischen Mietskasernen steige ich eines Sonntagnachmittags bis ins dritte Stockwerk. Eine freundliche ältere Frau öffnet und heißt mich mit ruhiger Höflichkeit willkommen.

Die niedrige Stube ist gedrängt voll von Frauen und einigen Männern. Der Vater des Mediums geleitet mich zu einem Stuhl, den man mir unmittelbar vor die „Seherin“ gestellt hat. Man weiß, daß ich auf Pastor M.s Empfehlung komme, um den Fall zu prüfen, und beobachtet mich neugierig und ehrerbietig.

„So, Herr Doktor, da ist unser Wunderkind!“

In einem hochlehnigen Korbsessel ein schwächtiges Mädchen von etwa 25 Jahren. Aus dem kleinen Gesicht blicken freundlich hellere Augen, deren leise Starrheit ich schon in denen der Mutter sah. Sonst nichts Ungewöhnliches. Um 4 Uhr soll „die liebe, schöne Frau“ kommen; wir haben noch zehn Minuten Zeit und plaudern. Bereitwillig gibt Erna auf alle Fragen Antwort, lebhaft, in schlichten Worten. Nein, sie kann nicht predigen, wann sie will; sie muß erst die „liebe, schöne Frau“ fragen, ob sie zu der und der Stunde durch ihren Mund zu den Versammelten sprechen will. Aber rufen und fragen kann sie diesen Schutzgeist immer, in jedem Augenblick, zu Hause, auf der Straße, gleichviel.

Meine Linke hält die Uhr, meine Rechte prüft Ernas Puls. Er ist ruhig und gleichmäßig. Nichts deutet auf irgendeine Erregung hin. Heiter erzählt sie von ihren Gesichten, in denen die „liebe, schöne Frau“ ihr jeden gewünschten Rat, jede Auskunft gibt, in persönlichen und fremden Dingen. Auch über Zukünftiges? Meistens; nicht immer. Zuweilen wehrt die liebe Frau —

— Mitten im Satz, ohne das leiseste Ankündigungszeichen, schnell Ernas Oberkörper plötzlich wie unter einem elektrischen Schlag gegen die Stuhllehne zurück. Der Kopf ruht auf einem vom Vater vorsorglich bereit gehaltenen Kissen. Es ist genau fünf Minuten vor 4 Uhr. Ernas ganzer Körper liegt in eiserner Starre. Unmöglich, einen Arm oder Fuß auch nur einen einzigen Zentimeter zu bewegen. Der Atem geht ruhig, als schlief sie. Die Augen sind fast geschlossen, Puls und Temperatur unverändert.

Die Leute sitzen in unbewegter Aufmerksamkeit da. Sie haben das schon oft gesehen und erwarten die Predigt. Jetzt flüstern sie:

„Da ist sie!“

Es ist genau 4 Uhr. Ernas Kopf, aus der Starre gelöst, richtet sich — immer mit geschlossenen Augen — auf und nickt mehrmals: sie sieht ihren Schutzgeist und begrüßt ihn. Der Kopf sinkt wieder zurück. Aber wie seltsam! langsam richtet er sich zum zweiten Male auf und zeigt plötzlich ein gänzlich verändertes Aussehen: die faltigen Züge einer älteren Frau lächeln leidvoll und gütig auf die Versammelten; während der Kopf, im Halbkreis umher mehrmals leicht sich neigend, den gemessenen Gruß einer Fürstin entbietet. „Guten Tag, liebe schöne Frau!“ murmelt es um mich her.

Schon liegt Erna wieder zurückgelehnt im Stuhl. Im nächsten Augenblick spricht sie, laut, klar: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“ Und nur folgt — ich kann es nicht anders nennen — eine richtige Predigt, deren sich kein Pastor zu schämen brauchte; über die Tragödie von Golgatha. Ich bin ganz kühle Aufmerksamkeit, Beobachtung, habe nicht eine Spur von Feierlichkeit oder dergleichen in mir und bin doch wider Willen erstaut über die ergreifende Darstellung des Opfertodes jenes armen Nazareners, wie sie der Mund dieser einfachen Arbeitertochter formt.

Aber das ist nicht das Wesentliche. Vielmehr als das Thema interessiert mich der gedankliche Inhalt und dessen äußere Formung. Erna hat nur primitivste Volksschulbildung, las nie die Bibel, hörte nie religiöse Vorträge, wenigstens versicherten mir dies sie selbst und ihre Eltern, und alle drei machen einen durchaus ehrlichen, geraden, offenen Eindruck. Aber was ich höre, ist von einer schlechthin erstaunlichen Präzision in der Behandlung und Durchführung des Themas, im Aufbau, in der gedanklichen Entwicklung und Hinüberleitung zur ethischen Auswertung. Es ist kein theologisch-wissenschaftlicher Vortrag, wohl aber, wie es auch Pastor M. mir gegenüber bezeichnet hatte, eine volkstümliche Predigt bester Art im Stil eines guten Kanzelfredners.

Und das ist das zweite bemerkenswerte Moment: das Mädchen, das sich in wachem Zustand in der ausdrucksarmen Sprache der Arbeiterbevölkerung bewegt, spricht im Stil des gebildeten Menschen mit einer Prägnanz der Rede, deren sie bei Bewußtsein gar nicht fähig wäre, wie mir auch spätere Unterhaltungen mit ihr zeigten. Jeder Gedanke wird, ohne mit anderen durcheinander gewirbelt zu werden, streng zu Ende geführt. Erna baut tadellose

Perioden, ja kompliziertere Satzgefüge ohne einen einzigen Anakoluth. Sie stellt rhetorische Fragen, moduliert in rednerisch einwandfreier, sehr geschickter Weise die Stimmstärke — kurz, sie spricht wie jemand, der seine Rednergabe kennt und für einen edlen Zweck alle seine Künste spielen läßt. Ich darf dabei als letztes zu erwähnen nicht vergessen, daß das Mädchen mit einer ungewöhnlich metallischen, klingenden, sehr kraftvollen Stimme redet, während sie im Wachzustand kaum mehr als halblaut, meistens sogar leise, halb lispelnd, schwächlich spricht, auch im Affekt. —

„Amen!“ wiederholt die kleine Gemeinde das Schlußwort. Nach einigen Minuten beginnt Erna zu flüstern: sie stellt Fragen an die „liebe schöne Frau“ und unterhält sich mit verstorbenen nahen Verwandten, deren Erscheinungen sie sieht. Aber dringlichst bittet sie vorher ihren „Schutzgeist“, er möge ihre Hand fassen und sie recht fest halten; sie fürchtet sich sonst.

Da richtet sie sich plötzlich auf, die Augen öffnen sich unnatürlich weit, die Pupillen sind so tief nach unten gedreht, daß das untere Lid sie halb verdeckt. Und während sie empfangend die Hände vorstreckt, blickt sie starr vor sich hin: die „liebe, schöne Frau“ führt ihr ihr im Alter von zwei Monaten verstorbenes Kind zu. Ein beglücktes Fragen und Scherzen, dann Tränen, Schluchzen das Kind wird ihr wieder genommen. Sie flüstert:

„Wie? Was sagst du? Ich soll nicht weinen? Nein, nein, ich will . . . (sie unterdrückt sofort Tränen und Schluchzen) . . . ich will ja auch nicht mehr weinen, ich bin ja schon still.“

Sie erhält noch einige Anweisungen, die sie mit gehorsam-vertrauensvollem „Ja!“ entgegennimmt, nimmt mit Winken und „Auf Wiedersehen!“ Abschied von der „lieben, schönen Frau“ und fällt sofort wieder in starren Tiefschlaf, aus dem sie erst nach einer Stunde sehr ermattet erwacht, ohne sofort ihre Umgebung zu erkennen. — — —

Das Tatsächliche.

Zweifellos handelt es sich um einen Fall schwerer Hysterie, wengleich manches hier nicht Erwähnte und recht Absonderliche auch noch der Aufklärung bedarf. Der Tatbestand ist kurz folgender:

Die jetzt 26jährige hatte ein mehrjähriges Verlöbniß mit einem jungen Kaufmann, dem sie blindlings und restlos vertraute. Das Verhältnis hatte die schon erwähnte Folge. Wenige Wochen vor der Hochzeit kommt es zwischen den Verlobten zu einer erregten

Aussprache, nach der der junge Mann urplötzlich das Mädchen sitzen läßt. Von der furchtbaren Enttäuschung aufs tiefste erschüttert, fällt die äußerst sensible Erna in eine schwere Nervenkrise, die sie für Monate ans Krankenlager fesselt. In dieser Zeit beginnen ihre Halluzinationen, die auch nach der unvollständigen Genesung anhalten.

Die Krankheit hinterläßt ein schmerzliches Übel: Erna hat die Sprache verloren, kann nur unartikulierte Laute von sich geben. Da wird ihr — ich referiere nach ihren und ihrer Eltern Angaben — kurz vor Pfingsten vergangenen Jahres die Mitteilung, am ersten Pfingstfeiertag werde eine Veränderung mit ihr vorgehen. Zu der angegebenen Zeit kann sie wieder, wenn auch langsam und etwas mühsam, Worte aussprechen, freilich nicht in zusammenhängender Rede. Verständlich machen kann sie sich nur ihrer Mutter gegenüber; denn was sie spricht, ist zwar noch Deutsch, aber es sind ausnahmslos eigene Wortbildungen von oft barocker, ja bizarrer Art, die mehr eine primitive Bildersprache zu sein scheint.

Zu Weihnachten, am Heiligen Abend, gibt's eine Sensation, die von unwissenden und kritiklosen Gemütern sofort zum Wunder erhoben wird. Die Familie sitzt um den Tannenbaum. Da fällt Erna mit üblicher Plötzlichkeit in Tiefschlaf, mit anderen, d. h. ihren Worten: sie sieht und spricht die „liebe, schöne Frau“. Diese weist, durch Ernas Mund sprechend, auf das Fest und seine Gaben hin und erklärt dann wörtlich:

„Aber das schönste Geschenk will ich euch bringen; Liebe Eltern, erschreckt nicht, von Stund an kann euer Kind wieder sprechen!“

Und während Erna sonst nach ihren Halluzinationen stets stundenlang schlafend und ermattet daliegt, springt sie unmittelbar nach diesen Worten bei vollem Bewußtsein auf, tanzt freudig im Zimmer umher und ruft: „Vaterchen, Mutterchen, habt ihr schon gehört? Ich kann wieder sprechen!“ Dabei blieb es. —

In alledem liegt kaum etwas, was sich nicht auf recht einfache, natürliche Weise erklären ließe und erklärt werden muß. Das meiste läßt sich ohne weiteres Glied für Glied aus dem Vorleben der Kranken ableiten. Was dann noch dunkel bleibt, wird durch wissenschaftliche Empirie restlos durchleuchtet. Aber — es ist doch ein großes Aber dabei, und das wird durch die Vorgänge ausgesprochen, die sich auf natürliche Weise nicht erklären lassen. Sie sind hier nicht aufgeführt; es ist weder der Ort, noch der

Raum dazu. Aber selbst dann, wenn man von Voraussetzungen Ernas (die, wie ich an mir selbst erfuhr, bis ins einzelne zutreffen), von starken Klopfgeräuschen (einwandfrei beobachtet) und dgl. absieht, so bleibt des — zunächst einmal — Verwunderlichen noch genug.

Das Ungewöhnliche.

Dem Kenner bietet das bisher Berichtete des Merkwürdigen in Einzelheiten genug, wengleich auch mancherlei Grenzfragen, wie z. B. der Verlust und das Wiederauftreten der Sprache in der Geschichte sowohl der Medizin wie des Okkultismus weder neu noch unerklärlich sind. Werfen wir nun einen Blick auf die bisher zurückgestellten ungewöhnlichen Dinge um Erna S., zunächst einmal, soweit sie mir durch eingehendes wiederholtes Erfragen bekannt wurden.

Da ist z. B. die angebliche Gabe des Hellsehens, die sich darin äußert, daß Erna u. a., wenn sie bereits in tiefem Schlummer in ihrem Zimmer liegt, am andern Morgen ihren Eltern sagt, wer diese am späten Abend noch besucht habe. Die Eltern versicherten mir, ihre Tochter habe einen von Natur so festen Schlaf, daß sie nicht einmal von lautem Kommen und Gehen und Sprechen im Zimmer der Schlafenden erwache, geschweige denn, wenn zu später Abendstunde noch ein Freund oder Nachbar leise den Korridor betrete und zu einem Plauderstündchen in die Küche komme. Oder ein Fall, den ich selbst erlebte: Die „liebe, schöne Frau“ hatte mir durch Erna einen bestimmten Auftrag erteilt, dessen Ausführung ich zusagte; er war weder eilig noch zeitlich befristet. Gleichwohl sandte mir wenige Tage später Erna einen von ihrem Vater geschriebenen Zettel, auf dem im Wortlaut eine neue Botschaft des Schutzgeistes mit der etwas unwilligen Frage stand, warum ich denn den Befehl noch nicht ausgeführt hätte. Wohlverstanden: der Auftrag war so, daß Erna, wenn ich ihn bereits ausgeführt hätte, nichts davon hätte wissen können, da er eine dritte Person betraf.

Interessanter, weil durch glaubwürdige Zeugen belegt, ist der Verkehr Ernas bzw. ihrer Angehörigen mit ihrem im Kriege gefallenen Vetter, den ihr die „liebe, schöne Frau“ öfters im Tiefschlaf zeigt. Seine Mutter hat bis heute noch keine Nachricht, wo er geblieben und was ihm zugestoßen ist. Sie bat deshalb

Erna, sie solle „fragen“. Die Antwort war: er sei verschüttet worden; jetzt sei er wohl geborgen, Mutter solle sich nicht um ihn grämen, es gehe ihm gut. Dieser Vetter ist nun sogar so freundlich, sich auch anderen bemerkbar zu machen, was ebenfalls einwandfrei bezeugt ist. Er meldet sich zuweilen durch starkes Klopfen an die Tür seiner Mutter, die, nachdem sie mehrfach vergeblich geöffnet und niemanden gesehen hat, jetzt nicht mehr an die Tür zu gehen wagt, wenn sein bekanntes Klopfen ertönt. Einmal bat Erna ohne Wissen ihrer übrigen Angehörigen ihren Vetter, er möge doch am Sonntagnachmittag, wenn sie „gepredigt“ habe und die Stube voller Leute sei, anklopfen. Der Sonntag (der 1. Adventssonntag 1923) kam. Im Zimmer waren etwa 30 Personen anwesend. Als Erna nach der Predigt noch im Tiefschlaf liegt, klopft es um 5 Uhr plötzlich an die Zimmertür, neben der Ernas Bruder steht. „Mach doch mal auf, da kommt wohl noch jemand,“ sagt der Vater zu ihm. Sofort öffnet der Sohn — niemand ist zu sehen. Alle haben das Klopfen gehört. Erna aber, die später erwacht, begreift ihre Umgebung nicht, die den toten Vetter nicht einmal gesehen habe, obwohl er doch nach dem Klopfen durch die Tür gekommen sei. Und sie muß lachen über diese Blinden.

Unaufgeklärt ist noch folgende Angabe der Eltern Ernas. Diese habe im Auftrage der Mutter des Verstorbenen ihn gebeten, er möge doch, wenn er wieder einmal da sei, dies auch allen anderen dadurch zeigen, daß er den in der Mitte des Zimmers frei stehenden Tisch umwerfe. Bei der nächsten Gelegenheit, als Erna gar nicht zugegen war, habe der Tisch plötzlich gewackelt, wie mindestens vier im Zimmer anwesende Personen sahen. Es habe so ausgesehen, als hätte jemand mehrere Male versucht, den Tisch umzuwerfen. (Es handelt sich um einen gewöhnlichen vierbeinigen Tisch von etwa 120 × 80 cm Plattengröße.) Bei einer nächsten Anwesenheit in St. werde ich die mir anscheinend sehr wohlwollend gesinnte „liebe, schöne Frau“ durch Erna bitten lassen, daß der Tote sich in meiner Anwesenheit in einer von mir zu bestimmenden und zu kontrollierenden Weise, meldet und außerdem einen freistehenden, von mir beobachteten Gegenstand in Bewegung setzt. Ich werde versuchen, mit diesem angeblichen Toten in möglichst nahe Berührung zu kommen bez. ihm ein- für allemal das Handwerk zu legen.

Ich erwähnte bereits, wie Erna am Weihnachtsabend 1923 plötzlich die Sprache wiedererhielt. Dieser Vorgang wurde ebenso

von einem größeren Verwandten- und Bekanntenkreis beobachtet, wie die mindestens ebenso sonderbare plötzliche Heilung der körperlichen Schwäche. In schwerer Nervenkrankheit war Erna so schwach geworden, daß sie weder gehen noch sich aufrecht halten konnte. Die beste Pflege und Ernährung ließen sie zwar bald äußerlich wieder frisch erscheinen und gaben ihr auch ihr normales Körpergewicht wieder, jedoch die Schwäche blieb. Nur mit größter Anstrengung auf allen Vieren wie ein Tier kriechend, konnte sie sich einige Meter weit fortbewegen. Alle Kunst der Ärzte war vergebens. Da teilt ihr die „liebe, gute Frau“ mit, sie werde am 1. Pfingstfeiertage wieder gehen können. Und während sie noch am Tage vorher nicht einmal stehen kann, erhebt sie sich am Pfingstsonntag plötzlich vor den Augen ihrer Verwandten und Bekannten (es hatten sich auf die Ankündigung etwa dreißig Personen versammelt) und geht ohne jede Hilfe frei umher, ja, am Nachmittag macht sie gar mit ihren Eltern zu Fuß einen Ausflug nach dem eine gute halbe Stunde entfernten Johannistal, als wäre sie nicht seit vielen Monaten ans Bett gefesselt gewesen. Die behandelnden Ärzte stehen vor einem Rätsel. An diesem Pfingstsonntage (1923) erhielt sie auch die Erlaubnis von ihrem Schutzgeist, von ihren Gesichtern und Erlebnissen zu sprechen, während ihr bis dahin strengstes Schweigen auferlegt war. —

Es ist angesichts dieser Vorgänge nicht weiter erstaunlich, wenn Ernas Umgebung hier ausgesprochene Wunder sieht und ein direktes göttliches Eingreifen für erwiesen hält, um so mehr, als die „liebe Frau“ einmal durch Erna erklärte: „Dieses Mädchen wird noch vor Tausenden sprechen.“ Darüber hinaus wird Ernas Stellung noch besonders dadurch unterstützt, daß sie und ihre Angehörigen sich jederzeit um Rat in alltäglichen und privaten Angelegenheiten an die „liebe Frau“ wenden und diese stets ihre Wünsche erfüllt. So kommt es, daß diese Familie, die in keiner Weise mit irdischen Glücksgütern gesegnet ist, in einer beneidenswerten inneren Ruhe und Zufriedenheit lebt, die an die Wunschlosigkeit tibetanischer Mönche grenzt. —

Über die Zukunft hat Erna folgendes erfahren: Es wird eine Zeit kommen, gegen die die Leiden und Entbehrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit nichts sind; es wird so schlimm werden, „daß die Menschen noch Brotkrumen aus dem Rinnstein auflesen.“ —

Einen eigenartigen kleinen Zug möchte ich hier noch einfügen. Wenn Erna im Tiefschlaf gesprochen hat, dann feuchtet sie, sobald die „liebe Frau“ aus ihrem Gesichtskreis entschwunden ist, Erna also nicht mehr spricht, die Fingerspitzen beider Hände an der Zunge an und wischt damit mehrmals über die Augen. Vielleicht eine biblische Reminiszenz: Vielleicht hängt diese Geste auch damit zusammen, daß Erna, wie sie erzählt, damals, als ihr Schutzgeist ihr die Sprache wiedergab, dreimal die Zunge ausstrecken mußte, die von der „lieben Frau“ mit Speichel bestrichen wurde. —

Zum Schluß will ich noch eine persönliche Erfahrung kurz mitteilen: Im Frühling dieses Jahres wollte ich Stellung und Wohnsitz wechseln, hatte dafür Berlin und München in Aussicht genommen und wünschte nur, ich möchte zunächst nach Berlin kommen, obwohl ich praktisch noch gar keine Aussicht hatte. Um nun einmal Ernas Sehergabe auf die Probe zu stellen, bat ich sie, folgende Fragen an ihren Schutzgeist zu richten:

1. Geht mein Wunsch überhaupt in Erfüllung?
2. Komme ich nach der größeren oder nach der kleineren Stadt?
3. Kann ich meine Frau sofort mitnehmen bez. sofort nachkommen lassen?

Bei meinem nächsten Besuch, etwa acht Tage später, erhielt ich die Antwort: „Meine direkten Hoffnungen würden erfüllt werden; danach solle ich meine Dispositionen treffen; meine Frau könne ich gleich mitnehmen.“ Meine „direkten“ Hoffnungen — das war Berlin. Sehr schön. Aber nun kam der Haken: wenn meine Frau mich sofort nach dem neuen Standort begleiten sollte, so setzte das, wie es auch im Sinn meiner Frage lag, voraus, daß wir schon am ersten Tage in Berlin eine Wohnung fanden. Und das war damals gänzlich ausgeschlossen, wie wir wußten. Ich sagte mir also: es ist nichts, als bloßes Wahrsager-Gerede, dummes Zeug, auf gut Glück hingeschwätzt.

Und wie ist es mehrere Wochen später gekommen? Ich erhielt nicht nur die gewünschte Stellung unter ganz seltsamen Umständen, obwohl es aussichtslos gewesen war, sondern ich hatte auch infolge eines höchst eigenartigen Zufalls (wirklich „Zufall“?) eine schöne behagliche Wohnung mit allem Zubehör in Berlin, schon bevor ich überhaupt meine Stellung dort angetreten hatte. Meine Frau konnte also meine Übersiedlung sofort mitmachen! Die sonderbaren Begleitumstände der ganzen

Affäre hier anzuführen, würde zu weit führen. Genug, ich mußte wider Willen zugeben, daß Erna in allem recht behalten hatte. —

Mancherlei Phantastisches, allzu Phantastisches, wäre noch zu berichten. Für völlig wertlos und nichtssagend halte ich Ernas Voraussagen, die jemandem etwas besonders Gutes oder gar Außergewöhnliches ankündigen. So sagte mir die „liebe Frau“, die mich ganz außerordentlich zu protogieren scheint, durch die im Tiefschlaf liegende Erna zum Beispiel: „Ich bin mit dir und um dich. Du bist ausersehen, Großes zu leisten und der Welt vieles zu offenbaren.“ Eine captatio benevolentiae ihres Unterbewußtseins, oder dessen Wunsch, dem Adressaten für Rat und Hilfe zu danken — gleichviel. Zunächst ist's wichtiger, die Klopff- und Wackel-„Geister“ um Erna vor die Klinge zu bekommen.

„Du sollst mich hören stärker beschwören!“

(Weiterer Bericht folgt.)

Die Zitation der Helena.

Die Tiefen unseres Geistes kennen wir nicht. Nach innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns, oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft.

Novalis, Fragment 540

Die Zitation der antiken Helena, die Faust im 1. Akt des 2. Teils aus dem Reiche der Mütter heraufzwingt, ist unstreitig die spannendste unter den magischen Szenen des Faust. In der ganzen dramatischen Literatur findet sich keine Geisterbeschwörung, die sich wie diese so spannend, so psychologisch exakt, so lebenswahr vor unsern Augen abspielt, daß uns auch nicht einen Augenblick ein Zweifel an der Realität des magischen Vorgangs kommt. Es ist das unübertroffene, unübertreffliche Meisterstück einer von idealischem Wohlklang der Sprache und des Rhythmus umklungenen Geisterbeschwörung. Nicht entspringt hier die psychologische Wahrheit einer wohlgeklügelten Verstandeskomposition, sondern geboren aus einem genialen Ur- und Selbstwissen, das im Reiche der Mütter selbst wurzelt, steht das Ganze da wie aus einem Gusse.

Was uns die magischen Szenen in der gewöhnlichen Machart so abgeschmackt erscheinen läßt, ist gerade ihr Verzicht auf

Aus Dr. Birven: „Goethes Faust und der Geist der Magie“. Talisverlag, Leipzig, 1923. Wohlfeile Studienausgabe. Preis 2 Gm.

psychologische Wahrheit. Goethe lehnte sich ja mit der Zitation der Helena an die Sage an. Schon im „Volksbuch“ von 1587 wird dem historischen Faust die Beschwörung der antiken Heroine nachgesagt. Im „Puppenspiel“ muß Faust dem Herzog von Parma auf seinen Wunsch eine Reihe von Berühmtheiten des Altertums zitieren, so Alexander den Großen, Judith mit dem Haupt des Holofernes, und andere. Der *modus operandi* der Zitation ist dabei mehr als naiv: Der Herzog bittet Faust beispielsweise, ihm Alexander den Großen zu zeigen. Faust gibt den Befehl an Mephisto weiter, es setzt eine Zwischenmusik ein und inmitten der Klänge des Adagio präsentiert sich der Schatten Alexanders, um ebenso schnell auf Geheiß wieder zu verschwinden. Die Geister treten hier auf wie Projektionen aus der *Laterna magica* und verhalten sich auch rein bildhaft.

Demgegenüber erblicken wir in der Helenazitation bei Goethe ein magisches Kammerspiel von solch entzückender Schönheit und so intimen Timbres, daß es einzig in seiner Art genannt werden muß. Die mittelalterliche Romantik des höfischen Milieus, nach Mephistos Meinung zu einer Geisterbeschwörung so geschaffen, daß auch ohne Zauberworte die Geister sich von selbst einfinden werden — die philosophisch tiefsinnige Beschreibung des Reiches der Mütter — ja, schon das Wort „Mütter“, das Goethe so seltsam klang, das wie mit galvanischem Schläge den mystischen Schauer innerviert — das Schattenspiel der beiden Phantome — die große gebieterische Haltung, mit der Faust seine Aufgabe als „kühner Magier“ durchführt — dazu der Wohllaut der schönsten Sprache — kaum aussprechliche, innerste Gefühle der Menschheit, die sich nicht unterdrücken lassen, werden hier verspürt als der Hauch des „Ungeheuren“:

„Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteure,
Ergriffen fühlt er tief das Ungeheure.“

Eine einzige magische Szene wie diese sollte alle, die mit achselzuckendem Vorurteil alles Magische abzutun pflegen, stutzig machen, denn sie können nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß den meisten Szenen im Faust, so natürlich und lebenswahr sie sind, ein magischer Kern innewohnt, dessen Ausstrahlungen eine größere Bedeutung für die Handlung zukommt, als dem nicht-

magischen, natürlichen Geschehen. Wenn man sagt, Goethe schildere hier im Rahmen der Fausttradition und des Mittelalters, so genügt das noch lange nicht zur Erklärung der bevorzugten Rolle, deren sich der magische Kern bei Goethe erfreut. Das Magische als immanentes Moment des Zeitgeistes sehen wir ja auch in den alten Faustbüchern benutzt, aber da ist es ein unorganischer Einschlag, von einem nicht magisch Fühlenden hineinkomponiert, der sich von der natürlichen Handlung ganz offen abhebt und daher von dem aufgeklärten Leser als abgeschmackt gestrichen zu werden pflegt, wie der Regisseur eine überflüssige Szene bei der Aufführung eines Stückes streicht. Hier in Goethes Faust aber ist das Magische integrierender Bestandteil der Handlung; wer das Magische streichen wollte, behielte vom Faust nichts mehr in der Hand. Das Reich der Natur und der Magie sind hier nicht zwei Kreise für sich, sondern das Natürliche ist mit dem Magischen als seiner tiefgründigen Wurzel in so organischer Weise verknüpft, daß wir keinen Widerspruch dagegen empfinden, sondern das geheime Wirken deutlich spüren. Diese Verschmelzung von Natur und Magie bei Goethe war ein Hauptartikel seines metapsychischen Kredos: „Da wirkt Natur so übermächtig frei“ und Intuitionen wie die des Reiches der Mütter zeigen, in welchem Grade Goethe ein Schauender war.

Faust hat also dem Kaiser versprochen, ihm Helena und Paris, „das Musterbild der Männer so der Frauen“ in deutlichen Gestalten vorzuführen und verlangt nun von Mephisto, die nötigen Schritte zu tun. Der aber erklärt rund heraus, daß er diese Aufgabe nicht lösen könne, da „das Heidenvolk“ in seiner eigenen Hölle hause, zu der er keinen Zutritt habe. Als eine Gestalt des christlichen Teufelsglaubens hat natürlich Mephisto nur Macht über die Dämonengebilde des christlichen Mittelalters, während ihm der Mythenkreis des klassischen Altertums höchstens vom Hörensagen bekannt ist. Er weiß, daß ein Versuch von seiner Seite, Helena leibhaftig zu zitieren, ebenso mißlingen muß, wie hellseherische und psychometrische Versuche zu mißlingen pflegen, bei denen etwas eruiert werden soll, das nicht in einem menschlichen Bewußtseinskreise liegt. Mephisto hat eben keine humanistische Schule besucht und so liegt ihm das Klassische nicht, wie ihm auch Helena später trotz ihrer Schönheit nicht zusagt. Daher beugt Mephisto vor, entdeckt dafür aber Faust ein „höheres Geheimnis“:

„Ungern entdeck' ich höheres Geheimnis. —
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um 'sje kein Ort, noch wen'ger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

Bei dem Wort fährt Faust zusammen: Mütter!

Schwer ist es, mit menschlichen Worten das Reich der Mütter zu beschreiben:

„Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.“ „Das willkürlichste Vorurteil ist, daß dem Menschen das Vermögen, außer sich zu sein, mit Bewußtsein jenseits der Sinne zu sein, versagt sei“, sagt Novalis in einem seiner Fragmente. (456). Dies gilt auch von Fausts Gang zu den Müttern. Denn das Reich der Mütter liegt außerhalb von Raum und Zeit, hierin erinnernd an Platons „Ideenreich“, das in einem intelligibeln Raume (*τόπος νοητός*) liegt. Von absoluten Einsamkeiten rings umschlossen ruht es in der tiefsten Tiefe als der Ungrund, in dem der Schritt keinen Widerhall findet. Gleichsam eine vierte Dimension, in die man gelangt nicht durch eine raum-zeitliche Bewegung — darum sagt Mephisto zu Faust: „Versinke denn! Ich könnt auch sagen: Steige! 's ist Einerlei“ — sondern ein intelligibles Bereich, das sich dem Geiste eröffnet durch eine Versenkung oder Erhebung zu einer intellektuellen Anschauung, der eine Ausschaltung des ganzen menschlichen Sinnesapparates vorangehen muß, eine gänzliche Verdrängung aller irdischen Erfahrung.

„Entfliehe dem Entstandenen

In der Gebilde losgebundene Reiche!“

Der Sinn ist also der: Um in das Reich der Mütter zu gelangen, bedarf es einer höchsten Abstraktion, einer völligen Ausschaltung des menschlichen raum-zeitlichen Sinnesapparates, der die bunte Erfahrungswelt gestaltet. Was bleibt nach einer solchen Abstraktion? Es muß ein Zustand eintreten, in dem das empirische Ich zeitweise erlischt, verschwindet, d. h. die sinnliche Wahrnehmung und ihr kollektiver Zusammenhang, dessen wir uns empirisch bewußt sind, wird aus dem Bewußtsein verdrängt. Dafür tritt das von der sinnlichen Anschauung zurückgezogene Ich in die intellektuelle Anschauung des allmächtigen „Magischen Ich“ ein, das in reiner Selbstbewegung des Denkens sich in sich selbst reflektiert, in jenes Reich, wo unvermittelt und ungetrübt durch die Anschauungsformen des „Erdenverstandes“ der schöpferische Ge-

danke wesenhafte Intuition zugleich ist. „Gestaltung, Umgestaltung, des ew'gen Sinnes ew'ge Unterhaltung“ — das ist das Reich der Mütter.

Von „Bildern aller Kreatur“ sind sie umschwebt, die Mütter, die Faust beim Schein eines Dreifußes erblicken soll. Die Bilder aller Kreatur, das sind die in sich selbst reflektierten, noch nicht durch das Medium der sinnlichen Anschauung in die Erfahrungswelt vergegenständlichten Gedanken des ewigen Sinnes, dessen Urformen die Mütter sind. Der Dreifuß¹ aber, bei dessen Anblick Faust weiß, daß er im tiefsten, allertiefsten Grund ist, ist das Symbol für jenes Dreitaktgesetz der dialektischen Selbstbewegung des absoluten Denkens, wie es in Hegel's Logik als These, Antithese und Synthese gelehrt wird oder wie es bei Fichte in der „Wissenschaftslehre“ als die dreifache Setzung des Ich erscheint, das sich selbst, das Nicht-Ich und das Nicht-Ich im Ich setzt. Wenn wir bedenken, daß der tiefste, allertiefste Grund — des ew'gen Sinnes ew'ge Unterhaltung — der Schöpfergedanke ist und beachten, daß in der Beschreibung des Reiches der Mütter auch sonst Hegel'sche Gedanken anklingen („In deinem Nichts hoff ich das All zu finden“), so erscheint unsere Deutung des Dreifußes durchaus berechtigt. Der glühende Dreifuß ist also das Symbol für die Dreigesetzlichkeit des schöpferischen Denkens des allmächtigen „Magischen Ich“. Darum muß Faust diesen Dreifuß aus dem Reich der Mütter heraufholen:

„Und hast du ihn einmal hierhergebracht

— — — — —
Dann muß fortan nach magischem Behandeln
Der Weihrauchsnebel sich in Götter wandeln.“

Man wird auf den ersten Blick erkennen, daß die Intuition des schauerlich-geheime Urtiefen alles Seins und Werdens offenbarenden Reiches der Mütter befruchtet ist von der platonischen Ideenlehre und ihrer spekulativen Weiterbildung. Auch Fichte-Hegel'sche Gedanken scheinen unbewußt durchzuklingen. Das Wort „Mütter“ selbst erinnerte sich Goethe bei Plutarch im Leben des Marcellus, Kapitel 20 gelesen zu haben, wo es heißt, daß Engyium auf Sizilien wegen der Erscheinung von Göttinnen, „die Mütter“ genannt, berühmt sei. Aber auch Plutarchs Schrift „Über

¹ Hier im Reich der Mütter wird dieser Dreifuß natürlich nicht sinnlich, sondern geistig als jenes Gesetz der Denkbewegung wahrgenommen. In der Oberwelt dagegen wird er als Dreifuß geschaut.

den Verfall der Orakel“ hat Goethe gelesen. Plutarch beschreibt darin nach alten Überlieferungen das aus 183 Welten bestehende Universum, das die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks besitzt, „Die Fläche innerhalb des Dreiecks ist als ein für alle Welten gemeinschaftlicher Herd anzusehen und heißt das Feld der Wahrheit. In demselben liegen die Gründe, Gestalten und Urbilder aller der Dinge, die je existiert haben und noch existieren werden, unbeweglich.“ (Kapitel 22).

Eine sehr schöne, lichtvolle Stelle aus Jakob Böhme führt Fr. Lienhard (a. a. O. S. 52) an: „So verstehen wir denn in dem großen Wunder aller Wunder, welches ist Gott mit der Natur sonderlich sieben Mütter, daraus das Wesen aller Wesen urständet. Sind doch alle sieben nur ein einzig Wesen, keine ist die erste, und keine ist die letzte, sie sind alle ohne Anfang. Ihr Anfang ist die Eröffnung des einigen, ewigen Willens, der Gott Vater heißt, und die sieben Mütter würden nicht offenbar sein, so der einige, ewige Wille nicht begehrend wäre. Es ist eine Lust sich selber zu finden und die Imaginirung in sich selbst.“ Tiefe Intuitionen sind ewige Wahrheiten, daher ihre inhaltliche Übereinstimmung bei noch so verschiedener Form des Ausdrucks. „Gestaltung, Umgestaltung, des ew'gen Sinnes ew'ge Unterhaltung!“ sagt der Dichter-Seher. „Der einige, ewige Wille ist eine Lust, sich selber zu finden und die Imaginirung in sich selbst“, sagt der gottsuchende Mystiker. Spüren wir nicht in solchen Aussprüchen der „großen Eingeweihten“ das Wehen des einen allumfassenden, allerhaltenden Geist-Hauches? Wie sagt doch Faust zu Greichen:

„Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache.“

Daß übrigens der Name „Mütter“ noch zu Goethes Zeit im Elsaß und in der Franche Comté im Volke bekannt war, dafür gibt der französische Dichter und Faustübersetzer *Gérard de Nerval* einen interessanten Beleg mit folgender Bemerkung:¹ „In einem Teile des Elsaß und der Franche Comté hat man einen Kult der Mütter bewahrt, deren Bilder als Basreliefs sich auf mehreren Denkmälern finden und die nichts anderes sind als die „großen Göttinnen“ Cybele, Ceres und Vesta.“

¹ *Gérard de Nerval, les Illuminés ou les Précurseurs du Socialisme*, S. 500.

Auch einen Führer und Wegweiser ins Reich der Mütter erhält Faust von Mephisto, einen Schlüssel¹, der wie eine Wünschelrute ihn richtig leiten soll:

„Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern,
Folgt ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.“

Die Rolle dieses Schlüssels ist psychologisch zu verstehen, durch das Anfassen desselben schaltet sich Faust in den gewollten Zustand ein. Denn es ist klar, daß Faust nicht auf Kommando Mephistos in diesen Zustand eintreten wird, noch auch durch eine eigene, spontane Willenskonzentration sofort zum Ziele gelangen würde. Wohl aber nimmt Faust die Suggestion an, daß er mit dem Schlüssel in der Hand dreimal auf den Boden stampfend ins Reich der Mütter hinabsinken werde. Damit er nicht als Höriger Mephistos erscheint — wogegen sich Faust widersetzen würde — und damit Faust in seiner Unkenntnis keine eigenen Fehlversuche macht, wird von Mephisto in diplomatisch-geschickter Weise das suggestiv wirkende Zeremoniell mit dem Schlüssel und dem dreimaligen Stampfen als auslösendes Moment der Fahrt in die Unterwelt mit Faust vereinbart. Mit den wunderbaren Worten:

„Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil —“

bekundet Faust seinen rast- und furchtlosen Forschermut und tritt dann die Fahrt an „ins Unbetretene, nicht zu Betretende“, in ein Nichts, in dem er das All zu finden hofft.

Während Faust den Gang zu den Müttern geht, wird Mephisto bereits von den Höllingen bedrängt wegen der versprochenen Geisterszene. Der Vielgewandte hält sie mit Ausflüchten hin, sieht sich aber hinterher von dem höfischen Publikum, das sich bereits zur Vorstellung einfindet, dermaßen stürmisch wegen allerhand Liebes- und Schönheitskummer konsultiert, daß selbst diesem lebenden kosmetischen Rezeptbuch zuletzt die Geduld ausgeht und er Fausts Rückkehr herbeisehnt.

¹ In seinem gelehrten, von Littré bevorworteten Werke „*Des sciences occultes*“ 3. Aufl. Paris, 1856, S. 180 sagt *Eusèbe Salverte*: „Man weiß, welche Bedeutung der Schlüssel in der Zauberei besitzt, welche Heilungen der Schlüssel des Heil. Johann, der Schlüssel des Heil. Hubertus bewirkt haben u. s. w. Die *Cruz Ansata* (Henkelkreuz), die man so häufig auf den ägyptischen Denkmälern findet, war ein Schlüssel. Die religiösen Vorstellungen, die letztere den Hauptgottheiten Ägyptens in die Hand geben, offenbaren uns den Schlüssel als Hieroglyphe der höchsten Gewalt.“

In der folgenden Geisterszene hat man wieder zu beachten, wie die Suggestion des Astrologen, der hier den Conférencier macht — alles, was er sagt, wird ihm übrigens von Mephisto eingeblasen — die zum Gelingen magischer Experimente so wichtige Stimmung zu schaffen bestimmt ist:

„Empfangt mit Ehrfurcht sterngegonnte Stunden;
Durch magisch Wort sei die Vernunft gebunden;
Dagegen weit heran bewege frei
Sich herrliche, verwegne Phantasi.
Mit Augen schaut nun, was Ihr kühn begehrt,
Unmöglich ist's, drum eben glaubenswert.“

Durch „magisch Wort“, wir sagen heute „Verbalsuggestion“, soll also die Vernunft, d. h. die skeptische, zu vorschneller Kritik neigende Geistesverfassung einer gläubigen Phantasiestimmung Platz machen. Als nun Faust aus der Unterwelt heraufsteigt, begrüßt ihn der Astrologe mit den Worten:

„Im Priesterkleid, bekränzt, ein Wundermann;
Der nun vollbringt, was er getrost begann.
Ein Dreifuß steigt mit ihm aus hohler Gruft,
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.
Er rüstet sich, das hohe Werk zu segnen,
Es kann fortan nur glückliches begeben.“

Noch ganz berauscht von dem Anblick, der ihm im Reiche der Mütter zuteilgeworden, in der großartigen Haltung des geweihten *Sacerdos* spricht Faust eine Invokation an die Mütter, dem Segen ähnlich, mit welchem der Priester jede gottesdienstliche Handlung beginnt: (Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes)

„In Eurem Namen, Mütter, die Ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt,
Und doch gesellig! Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam ohne Leben.
Was einmal war in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.
Und Ihr verteilt es, allgewalt'ge Mächte;
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die Einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die Andern sucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende läßt er voll Vertrauen,
Was jeder wünscht, das Wunderwüld'ge schauen.“

Schöner kann wohl kein Sterblicher das ehrwürdige, allgewaltige Geschlecht der im intelligiblen Raum thronenden Mütter apostrophieren!

Des Lebens Bilder — das sind die gestaltenden Ideen des Lebendigen (Idee heißt eigentlich Bild); sie sind ohne Leben, d. h. sie sind noch nicht oder nicht mehr in irdischer Materie inkarniert. Hier, im Reiche der Mütter, ist also der Schoß der Vergangenheit und der Zukunft! Nur die Gegenwart, die empirische Wirklichkeit hat hier keine Stätte.

Nachdem Faust das Gebet gesprochen, ertönt eine geheimnisvolle Musik, deren Schwingungen in dem ganzen Tempel eine wunderbare Resonanz finden. Unter den luftigen Klängen lösen sich aus dem Weihrauchnebel die Gestalten der Helena und des Paris und beginnen ein idyllisches Schäferspiel, über das die Zuschauer je nach ihrem Geschlecht und Alter die verschiedensten Bemerkungen machen. Während den Mephisto die klassische Schönheit der Helena kalt läßt, gerät Faust bei ihrem Anblick außer sich vor Liebestrunkenheit. Mephisto muß ihn zur Besonnenheit ermahnen. Als aber Paris die Helena in seine Arme hebt, um sie davon zu tragen, kann Faust sich vor Eifersucht nicht mehr halten. Er braust auf. Vergebens sucht ihn Mephisto mit den Worten:

„Machst Du's doch selbst, das Fratzengeisterspiel!“

daran zu erinnern, daß er, Faust, doch selbst der Operator der magischen Aktion ist, Faust hört nicht und berührt Paris mit dem Schlüssel. Eine Explosion erfolgt, Faust stürzt zu Boden und die Geister gehen in Dunst auf.

Faust wird ein Opfer seiner ungezügelten Leidenschaft, die ihn vergessen oder überhaupt nicht erkennen läßt, daß er, wie Mephisto es nennt, der Urheber des „Fratzengeisterspiels“ ist. Von einem vollkommenen Magier ist Faust noch weit entfernt. In Mephistos Augen ist er sogar ein Narr. Mephisto allerdings, das muß man beachten, ist allen Halluzinationen gegenüber ziemlich refraktär. Hier, wo Faust operiert, nimmt er freilich die Helena wahr, ohne sich indessen für ihre Reize sonderlich zu erwärmen, was bei Hexen und anderen infernalisch angehauchten Weibsbildern, wie man weiß, sehr wohl der Fall ist. Wo aber Mephisto selber operiert, scheint er völlig refraktär gegen seine eigenen Suggestionen zu sein. Er nimmt seine Suggestionen nicht wahr, son-

dem nur, wie die anderen darauf reagieren. So sagt er in der magischen Schlacht von den herunterstürzenden Wasserbächen:

„Ich sehe nichts von diesen Wasserlügen,
Nur Menschaugen lassen sich betrügen —“

So endet die große Szene mit einem kläglichen Zusammenbruch. Der kühne Magier kennt noch nicht das Gesetz, daß der magische Prozeß keinen Ausbruch der Leidenschaft duldet. Eben deswegen gelingen Mephisto seine magischen Operationen so gut, weil er als kalte Verstandesnatur dieses Gesetz meisterhaft zu beachten versteht.

Die Magie der Hebräer.

(Nach den in der Kabbala denudata gesammelten Werken: Franck-Gelineks „Kabbala“, Joels „Religionsphilosophie des Sohar“ und Molitors „Philosophie der Geschichte“.)

Von Carl Kiesewetter.

Nach der Kabbala steht alles Existierende im großen wie im kleinen, im einzelnen wie im ganzen, in einer magischen Verbindung. Überall ist das Äußere der Ausdruck des Innern und das Untere die Ausprägung des Höheren, und in der gleichen Weise wie das Höhere und Innere nach unten und außen wirkt, so wirkt umgekehrt das Untere und Äußere nach oben und innen magisch zurück. Diese Sympathie bildet des innere Prinzip alles Geschaffenen.

Der Welt des Lichtes steht eine Welt der Finsternis gegenüber, während der Mensch seinen Platz in der Mitte behauptet und als der unterste Ausläufer der Welten sowohl des Lichtes als auch der Finsternis gelten kann. Der Rapport zwischen dem Unteren und dem Höheren wird durch den Kultus, durch die mit rituellen Handlungen verknüpfte Assimilation hergestellt, indem das Untere, das nur durch sein Oberes existiert, sich diesem gleichförmig zu machen und mit ihm eins zu werden bestrebt ist. Gleichzeitig sucht es von ihm immer mehr Kräfte an sich zu ziehen, um in seinem Geiste zu leben und zu wirken. Es ist also die Möglichkeit der Existenz einer heiligen und einer finstern Magie gegeben.

Es wird aber auch ein Rapport des Innern mit dem Äußeren, des Menschen mit der Natur, d. h. eine Naturmagie möglich sein. Bei dieser wird die Beobachtung eines fest bestimmten naturge-

setzmäßigen Verhaltens gefordert, um sich mit den Kräften und Individualitäten der Natur in Verbindung zu setzen; so wie sich denn auch der Mensch hier durch Anwendung von künstlichen Mitteln auf naturnotwendigem Wege in einen ekstatischen Zustand versetzen muß.

Diese Naturmagie ist an sich weder unrichtig noch böse, kann aber leicht in beide Eigenschaften umschlagen und ist dem Irrtum und Trug leicht ausgesetzt. Nach kabbalistischer Lehre bilden alle Wesenheiten des Universums eine organisch gegliederte, auf das Innigste verbundene Kette, in der die oberen Glieder auf die untern, und diese wieder auf jene wirken. Der Mensch aber kann durch die Naturmagie nur mit den untern und äußern Wesen dieser Kette (Merkabah), den Elementarwesen und Astralgeistern in Verbindung treten, nie aber mit den höheren Intelligenzen, die sich ihm auf äußerliche Weise durch die unteren getriebenen Naturkräfte mitteilen. Die Mitteilungen, die diese Wesen den Menschen zukommen lassen, sind je nach ihrem höheren oder tieferen Ursprung von sehr verschiedenem Wert, nur bedingungsweise richtige und nichts weniger als unverbrüchliche Wahrheiten. Selbst die höheren Wesen dieser Klasse haben nur Einsicht in die natürlichen Verhältnisse der Dinge und das Schicksal der Menschen, insofern dieses durch ihre früheren Handlungen bedingt ist, während sich das aus den künftigen Taten entspringende ihrer Kenntnis entzieht. Die Mitteilungen der unteren Wesen dieser Klasse aber sind noch unzuverlässiger, da ihr Wissen mit jeder tieferen Stufe dunkler und unbestimmter wird, und die am tiefsten Stehenden, an die dämonische Region grenzenden Naturgeister oder Elementarwesen (Scheeim) den Menschen oft geflissentlich belügen. — Die Kabbala kennt also bereits die bedingte Richtigkeit der von ihr den sog. Elementarwesen zugeschriebenen mediumistischen Mitteilungen, und konstruiert eine an Kardec erinnernde Geisterleiter, in der selbst die hier allerdings außermenschliche Züge tragenden esprits menteurs unverkennbar geschildert sind.

Aber auch zum Bösen kann die Naturmagie führen, weil der Mensch große Gefahr läuft, unter den Einfluß niederer Wesen zu gelangen, die ihn immer tiefer in das Dunkel der Natur führen, ihn moralisch und intellektuell verkümmern lassen und alle „Schrecken des Mediumismus“ über ihn heraufbeschwören.

Es dürfte umsomehr am Platze sein, hier eine kurze Übersicht über das zu geben, was die Kabbala von den Elementarwesen

lehrt, als sich diese Lehren bei den Neuplatonikern, bei Psellus, den mittelalterlichen Magiern, Paracelsus, van Helmont und überhaupt in der ganzen Mystik wiederholen; und von der Kabbala wird die Naturmagie im Wesentlichen als von den Elementarwesen abhängig gedacht, weshalb sie diese auch Maase Schedim, das Werk der Elementarwesen, nennt.

Die Kabbala geht von dem Prinzip aus, daß nichts in der Welt ohne geistiges Leben ist und daß, wie sich Paracelsus völlig im Geiste der jüdischen Geheimlehre ausdrückt, „nichts geschaffen ist, was ohne ein Mysterium (bei P. geistiges Leben überhaupt) ist¹“. Demgemäß läßt sie die Elemente durch Wesen belebt sein, die sie die Hefen oder Reste des untersten Geistigen² nennt, und klassifiziert diese in Elementarwesen des Feuers, der Luft, des Wassers und der Erde, die dann als Salamander, Sylphen, Undinen und Pygmäen sich durch die ganze Geschichte der Magie hindurchziehen. — Die ersteren sind nach Loria³ zum Guten, weise und unsichtbar, sie haben etwas von der menschlichen Seele an sich, kennen die Geheimnisse der Natur und helfen den Menschen gern. — Die zweite Klasse ähnelt der ersten, nur steht sie auf einer etwas niedrigeren Stufe. — Die dritte Klasse steht noch tiefer und besitzt nach Loria einen pflanzlichen Nephesch (Astralleib), während die vierte Klasse am tiefsten steht und mit einem mineralischen Nephesch bekleidet ist. — Diese beiden letzten Klassen können mit unseren Sinnen leichter wahrgenommen werden, und im Ganzen unterscheiden sich die Elementarwesen hauptsächlich nur dadurch von den Menschen, daß ihnen sowohl die höheren geistigen Grundteile als auch der Elementarleib fehlen und sie nur aus einem Ruach und Nephesch bestehen. Darum sind auch diese Elementarwesen der Nahrung bedürftig, die sie aus den feinsten Teilen der Speisen, aus den Dämpfen der Opfer und Räucherungen ziehen; — darum pflanzen sie sich fort und sind der Auflösung unterworfen⁴.

¹ Vgl. Paracelsus: Buch von den Nymphen usw., cap. 1.

² Étz Chajim, Fol. 248.

³ Emek ha Melech, Fol. 85.

⁴ „Die Schedim wohnen in der Luft in den obern, innern Kreisen der Elemente. Sie wissen das Zukünftige durch die Versteher der Gestirne, wissen aber nur um die nahe Zukunft. Weil sie einen feinen geistigen Leib haben, so ist ihre Nahrung ebenso fein. Ihre Speisen und Getränke bestehen in dem Geruch des Feuers und den Feuchtigkeiten des Wassers. Dies ist das Wesen

Die letzten beiden Klassen sind meist bösertige Koboldnaturen, die den Menschen necken, verspotten¹ und ihm gerne Schaden zufügen; doch gibt es unter ihnen auch friedlichere Wesen, die es mit den Menschen gut meinen und allerlei häusliche Dienste verrichten². — Die Kabbala unterscheidet die Elementarwesen ferner nach ihrem Aufenthaltsort, ob sie unter Menschen, in Einöden, an unflätigen Orten usw. wohnen, ein Gedanke, dem wir bei den Sylvestres, Vulkanales usw. des Paracelsus wieder begegnen.

Die oben genannten beiden Koboldklassen bilden nach kabbalistischer Lehre den Übergang aus dem Reiche des Sichtbaren in das Unsichtbare und sind, weil dem Menschen leiblich am nächsten stehend, diesem besonders gefährlich. Sie sind mit mancherlei ungewöhnlichen Kräften und Einsichten in das verborgene Reich der untern Natur ausgerüstet und entbehren auch nicht einzelner Blicke in die Zukunft und die höhere geistige Naturwelt, weshalb

des Rauchwerkes, das man ihnen anzündet, denn dieses ist ihre Speise. Sie genießen davon, verbinden sich dann mit der Menschen und machen ihnen die Zukunft bekannt. Die Stufe dieser Ruchin ist: Manche bestehen aus Feuer allein, andere aus Feuer und Luft, andere aus Feuer, Luft und Wasser, und andere, die außer den drei Elementen noch aus feiner Erde zusammengesetzt sind. Nach der Feinheit ihres Leibes richtet sich der Grad ihres Geistigen.“ (Nischmath Chaiim. Fol. 118.) — „Die Engel oder Seelen der Verstorbenen, wenn sie sich herunterlassen wollen in die Welt, dann nehmen sie an etwas aus den vier Elementen, etwas nach Art des Körpers, so daß sie den Anwesenden erscheinen als Mensch oder als ein anderes Geschöpf, und in solchen Gestalten zeigen sie sich den Propheten sowie andern Menschen und selbst den Bösen, wie die Männer von Sodom die Engel gesehen. Dies ist das Geheimnis des Gewandes. Daher haben die Zauberer und die Totenbefrager nötig Rauchwerk und Dünste, damit sie die Luft bereiten, daß sich ihr ausfunkteln die Dinge, die sich in der Luft herablassen. Deshalb erscheinen die Toten oft in ihrer Gestalt dem Menschen selbst im Wachen.“ (Raibad zum Sepher Jezirah, Fol. 7.) — „So ist die Ordnung der bösen Seite. Man ordnet für sie einen Tisch mit Speisen und Getränken und Zauberwerken, und macht Rauch vor dem Tisch. Dann versammeln sich alle unreinen Ruchin und machen bekannt, was die Zauberer wünschen. (Sohar Balak, Fol. 192). — Ein Hauptmaterialisationsmittel war das Blut, weshalb auch der zauberische Gebrauch des „Essens beim Blut“ geübt wurde.

¹ „Die obersten hängen in der Luft, die untersten sind diejenigen, die die Menschen verspotten und ihnen Bedrängnisse im Traum machen. Sie sind so frech wie der Hund. (Dieser Ausdruck findet sich bei Paracelsus, de occulta philosophia, wörtlich wieder.) Es gibt eine höhere Stufe über ihnen, die den Menschen Dinge bekannt machen; die teils wahr, teils unwahr sind; und alles, was wahr ist, geht doch nur auf die nächste Zeit.“ (Sohar Waiikra, Fol. 25.)

² Also Hautkobelde, Heimchen, Wichtel usw.

ein Kultus dieser Wesen¹ von seiten der jüdischen Zauberer nahe lag, der zum Reiche des Bösen hinüberführte. — Ganz besonders sind es widernatürliche sexuelle Verbindungen, C'laim, die diese S'hirim anziehen, weshalb manche Zauberer — Bileam² gilt hier als maßgebendes Beispiel — solche C'laim geflissentlich aufsuchen, denn „das Wesen der Zauberei besteht in der Verbindung von Dingen, die voneinander verschieden sind, und wenn man solche Dinge hier unten verbindet, darin vermischen und verbinden sich ihre obern Kräfte miteinander und bringen eine wunderbare fremdartige Wirkung hervor. Das Verbot der C'laim geht auch dahin usw. Der Mensch muß die Welt lassen nach dem einfachen natürlichen Gange, das ist der Wille Gottes“³. (Ich habe wohl kaum nötig, hierzu auf gewisse Vorgänge im modernen Mediumismus hinzuweisen.) —

Durch diese C'laim werden nach kabbalistischer Lehre unvollkommene Nephesch erzeugt, die den unreinen Kliploth zur Hülle dienen und eine Art dämonischer Schemen bilden. — Der gleiche Gedanke wird von Paracelsus und Jung-Stilling wiederholt⁴. — Doch nicht allein durch die C'laim werden magische Geburten erzeugt: ein jeder Gedanke, jedes Wort und jede Tat besitzt eine bleibende und lebende magische Existenz, die das Reich der Finsternis oder des Lichtes auf reale Weise vermehrt⁵. Deshalb wurde auch beim Tode frommer Israeliten ein Exorcismus über die aus ihren Sünden erzeugten Wesen gesprochen, damit diese dem Leichnam nicht nahen und ihn nicht zu Grabe geleiten sollten⁶.

Die mit Hilfe der Elementärwesen ausgeführte Magie heißt — wie erwähnt — Maase Schedim, das Werk der Schedim, und ist nicht so strafbar als das Maase Kischuph, die schwarze Magie, weil die Schedim — entgegengesetzt den wirklichen Dämonen — die Menschen nicht in völliges Verderben ziehen. — Interessant ist die Ansicht verschiedener Talmudisten, daß die Schedim zwar nicht die Wesenheit der Dinge verändern, wohl

¹ Es sind die S'hirim der Bibel, die Luther mit „Feldteufel“ übersetzt, Vgl. 3. Mos. 17, 7 u. Jes. 13, 21.

² Vgl. Sohar Chaija Sarah, Fol. 125.

³ Bchai, Fol. 95.

⁴ „Von den unsichtbaren Werken“ Lib. III. und „Szenen aus dem Geisterreich“ II 1.

⁵ Sohar, Bereschith, Fol. 35. — Es sind die Entitates und Ideale Helmons.

⁶ Sepher ha Chaiim, Fol. 230.

aber die Dinge sammeln und von Ort zu Ort bewegen können¹. — Die Apporte, Bewegungsphänomene usw. werden also den Elementärwesen zugeschrieben.

Die eigentliche Naturmagie ist zum großen Teil von der geistigen Stärke und dem Willen abhängig, und die Kabbala lehrt ausdrücklich, daß bei allen Menschen Sehergabe und magische Kraft — wenn auch in sehr verschiedenen Graden — vorhanden ist. Zu allem magischen Wirken ist nach der Kabbala² von seiten des Menschen eine feste und starke Kwanah (Willensrichtung) erforderlich, um den höheren geistigen Einfluß an sich ziehen und verwerten zu können, was nur durch Willenskraft möglich ist.

Der Wille des Menschen muß ausschließlich auf diesen Gegenstand gerichtet sein und mit ihm übereinstimmen, da nur Verwandtes einander anziehen kann³. Ferner gehört zu allem magischen Wirken eine starke, lebhafte und klare Vorstellungskraft (Koach ha Dimian), damit die Impressionen aus der geistigen Welt sich tief und lebendig in die Seele eingraben und dort festgehalten werden. Die gleichen Bedingungen erfordert auch das richtige magische Schauen. Es muß hierzu der Zustand des Geistes, der Seele und des Leibes des Sehers in einer inneren harmonischen Übereinstimmung mit dem innerlich anzuschauenden geistigen Objekt stehen, denn nur Ähnliches vermag das Ähnliche wahrzunehmen. Deshalb darf die Seele nicht durch weltliche Dinge, Leidenschaften usw. getrübt, sondern muß ganz auf ihr inneres Objekt gerichtet sein. Endlich aber muß die Imagination klar, stark und lebhaft sein, damit nach kabbalistischer Lehre die Einzeichnung aus der geistigen Welt (Reschima) sich tief und fest einprägt und nicht verwischt oder durch fremde Vorstellungen entstellt wird. Darum lieben auch die Zauberer die Einsamkeit und suchen sich bei ihren Beschwörungen durch allerlei künstliche Mittel von der Außenwelt abzuziehen, um so ihre Imagination zu steigern.

(Schluß folgt.)

¹ Sanhedrin, Fol. 68.

² Nischmath Chaiim, Fol. 122.

³ Maireheh Elahuth, Fol. 42.

Ein Neu-Schaffender.

Von Charlotte Fraenkel-Eisner.

„ . . . wie festlich das war, dort linkerhand, im Luftraum zwischen Himmel und Wasser, all die emporsprühenden und zurückgesandten Strahlen? Und man weiß schließlich nicht mehr, kommt das Licht von unten oder oben“

Ähnlich fragt der Leser, der die Bücher des Schweizer Dichters Ch. F. Ramuz liest: hebt hier ein Schaffender seine Gestalten aus der Welt der Erscheinungen, die er so scharf und genau beobachtet, ins Dasein oder aus dem Luftmeer, jenem schöpferischen Nichts, das das All ist? Zwischen Himmel und Wasser — zwischen der wahren Wirklichkeit einer seligen Überwelt und der Welt selbstgeschaffener Phantome gleichsam ist der Standort des gestaltenden Dichters, des Mystikers Ch. F. Ramuz. Darum ist es nicht verwunderlich, wenn wir, dem Erzählenden vertrauend, Dingen und Menschen folgen, die unser Auge sieht und oft uns doch davongetragen fühlen, ungewiß, ob es noch dieselbe Welt ist, von der wir uns ein Teil wissen. Aber Ramuz ist niemals verschwommen; klar und fest sind die Konturen seiner bewegten Welt, immer ist er Gestalter, aber immer auch sich bewußt als Bildner des bewegten Lebens, in dessen Mitte er steht. Auch da, wo er scheinbar vom Boden realer Wirklichkeit abstößt wie der Schiffer vom Uferstrand, steigert er sich gleichsam nur eine Oktave höher ins Leben hinein . . . Dinge und Menschen liegen dann unter ihm im Schattendasein, er selbst findet sich im hellen Innern, gleichsam im Leuchtturm des Beobachters und Wächters: „Selbst wenn nichts mehr da wäre, so wäre ich noch da“. Und: „Die Sinne schweigen; nur der Geist ist wach und das Herz, auf daß man in jenem lesen und in diesem sich Mut holen kann; sonst würde man bald sagen: „Wozu dies alles?“ — In dem Maße, wie wir dem Schauenden ins Innere der Menschen und Dinge folgen, wandelt sich das Erzählte ins Visionäre. Sind es Legenden, die da sich formen? Bilder, Holzschnitte? Entrollen sich Dramen, leibhaft dargestellt, vor uns? Wir dürfen antworten: Das ist es, was Ramuz den Großen der Weltliteratur gesellt, daß er — als Mystiker dem einen Sinn verwandt, — gestaltend allen Kunstformen nahe steht im Wort, das zur Sprache wird. —

Wir stehen jederzeit inmitten einer von Heimatliebe getragenen ländlichen Welt der West-Schweiz und zugleich mit einem Fuß jenseits; während hoher Ernst zwei Welten ineinander zu sehen scheint,

bannt männlicher Wille die Menschen in ihrer irdischen Enge. Urwüchsige Kraft im Winkel bäuerlichen Lebens, alltägliches Gebaren, das sich ins Kosmische weitet, sieht Ramuz plastisch sich in der Bauernseele seines Landes vollziehen und führt es ihr zu. Dadurch erhält seine Liebe zum Heimatboden Gesetzmäßigkeit. Ramuz zeugt innerhalb seiner Grenzen mit seinem Wesen vom Wesen der Welt und das ist es, was ihn über sein Land hinaus ins Allgemeine hebt. Der Moral fern, gebiert sich hier aus der Welt, wie sie sich von innen her entrollt, eine nirgends ausgesprochene sittliche Forderung, ergiebt sich ein Spiegel, in dem die Menschen ihr Gegenwärtiges und Zukünftiges zu sehen vermögen; diese Menschen, die Ramuz nirgends durch nationale Eigenart von der allgemeinen Menschennatur trennt. Also daß der Leser erkennt: Hier ist einer, der in großen Symbolen redet! Einer, der sein Ich weitet, in Welt, Dinge und Menschen überströmt und darüber zum Epiker wird. —

Man kann nicht von Ch. F. Ramuz sprechen, ohne Albert Baur zu erwähnen, der uns aus dem Lebenswerke des Dichters der französischen Schweiz drei Bücher zugänglich gemacht hat, um uns mit einem Schaffenden zu befreunden: Einen Novellenband „Die Sühne im Feuer“ und zwei Romane: „Es geschehen Zeichen“ und „Das Regiment des Bösen“. Alle drei Bücher sind im „Rhein-Verlag“, Basel-Leipzig, erschienen. — Albert Baur schmiegt sich dem lebhaften Rhythmus dieses Schaffenden an und unsere deutsche Sprache folgt willig und zugleich selbstschöpferisch dem Geiste, der Trennendes aufhebt. Darum haben wir in Wahrheit eine Nachdichtung vor uns und in ihrem sprachlichen Ausdruck das Wesen des Menschen Ch. F. Ramuz. — Die Intensität, mit der dieser in seinen Gestaltungen lebt, bringt ihn in ein seltsam wechselvolles Verhältnis nicht nur zu Dingen und Menschen, sondern auch zu Raum und Zeit. Er herrscht hier gleichsam souverän, also, daß er auch sprachlich oft mit Vergangenheit und Gegenwart frei schaltet wie etwa der Bildhauer, wenn er, der gewöhnlichen Dimensionen nicht achtend, überlebensgroße Statuen schafft. Man könnte sagen: Ramuz ist monumental im Zeitlichen, weil er gleichsam neue Dimensionen zu schaffen sich müht. Dies Freischaltende rettete Albert Bauer in die deutsche Sprache; er verzichtete also in Achtung vor solcher Eigenart auf „salonmäßige Übersetzung“. Dies Freischaltende bringt er sprachlich zu überraschendem Ausdruck und charakterisiert damit nicht nur Ramuz, sondern führt auch uns einem gesteigerten Erleben zu. Wir fühlen uns von einem balladenhaften Rhythmus getragen, der alles Stoffliche unausgesetzt in Bewegung auflöst, der sich ins gleich-

sam Gothicische steigert. Und dieses Gothicische ist es, das uns erhebt und das wir nur nicht sofort gerade in einer bäuerlichen Umwelt vermuten. Es sei denn, daß wir die Bergnatur im Dichter fühlen, aus der heraus er Landschaften großen Stiles schafft; die Schweizer Bergnatur in ihrer Schönheit und Gewalt, in der Ramuz lebt, wie er in der zwiefachen Natur des Menschen lebt. —

Ramuz gehört zu den Schaffenden, weil er ein Überwinder ist. Leid und Leben hat er in der Form überwunden. Aber die mitlebende Seele trägt er in die Form mit hinein, die eigene Bewegtheit bleibt der Kern seiner Gestaltungskraft, sie bebzt selbst noch im ruhigen, fast kühlen Fluß der Erzählung, ja hier am meisten. Ramuz, der Mensch, sich selbst in keiner Schaffensminute gleich, gestaltet dies Sich-Wandelnde, und ein Kristallisationsprozeß geht vor sich. So, als Kristallisation kleinen Umfangs, empfinden wir den Novellenband „Die Sühne im Feuer“. Inneres Leben schafft sich hier Symbole. Man lese etwa „Mousse“. Das ist weit mehr als die Geschichte eines Hundes. Das Leid der Kreatur, zu dem allein der Mensch sie verurteilt hat, zittert aus der Seele des Dichters durch die Erzählung hindurch. Im gleichen Bande gibt uns Albert Baur Proben von des Dichters Lyrik. Noch enger kristallisieren sich hier die Kräfte der Seele zu Volksliedern, in Wucht und Zartheit glücklich gepaart. Liebe zum Menschen fand hier im Volkslied heimatlichsten Ausdruck. —

Neue Formung suchte die Freude des Schaffenden. „Es geschehen Zeichen.“ ist ein Roman, weil sich hier die vielen Bilder des novellistischen Lebens in der Seele des Dichters enger zu einem Ganzen aneinanderschließen, ohne den schnellen Wechsel, ohne das gleichsam Kaleidoskopartige aufgeben zu wollen. Die einzelnen Geschehnisse sind nur lose miteinander verbunden durch „Caille“, den Bibelboten, der sie gleichsam durchschreitet, wie er durch die Dörfer und Gassen pilgert, um mit seinen Traktätchen gutgläubig den Weltuntergang zu prophezeien. Caille ist ein Typ, wie jede Zeit ihn kennt. Er selbst ist ein wandelndes Zeichen des Aberglaubens und als solches dient er dem Geist der Wahrheit gerade wie das Böse ihm dient. Er und „Luc“ in „Das Regiment des Bösen“ sind mit ihrem Aberglauben der Wahrheit näher als die materiell gebundenen, scheinbar Verünftigten. Denn wirklich: es geschehen Zeichen, Jahr um Jahr, täglich, stündlich, in schlimmen Zeiten mehren sie sich nach der Seite des Teuflischen, in guten noch der göttlichen Seite, auch in schweren Tagen noch behält das Idyll sein Recht und einmal siegt die Liebe sicher über alles! Der ewige Fluß des Geschehens und das Elementare spiegeln im einzelnen

Schicksal: das ganz große Vergehen; alle „Zeichen“ sind die atmosphärischen Vorboten, nicht eines Weltuntergangs im angstvoll-kindhaften Sinne, sondern eines Welterwachens, einer neuen Weltperiode. Alles Vergängliche ist hierfür nur ein Gleichnis. Solches sagt Ramuz nicht, er bildet es im Geschehen. So aber will er es verstanden wissen, er, dessen Lebensliebe von den Naturgewalten ebenso ergriffen ist wie von den Schönheiten und Plagen, die die Menschen sich selber schaffen. Alles, alles sind „Zeichen“. Es gibt ja gar nichts anderes als Zeichen von innen und von außen her, ja alle diese lebendigen Geschehnisse symbolisieren nur immerfort das eine Thema: das Rätsel der schöpfungsträchtigen Welt und des Menschen mitten darinnen, in dem sie sich ahnungsvoll entschleiern will. Auch mit den Bildern der Apokalypse weist Ramuz nur von Neuem auf jene sicher kommenden Tage, die jeden Menschen zu seiner Zeit wieder der wahren Heimat zuführen: Dies ist nahe, denn es ist im Menschen selber und dünkt nur seinen Sinnen fern zu sein. — Wie die Menschen im Roman, wartet auch der Leser vergeblich auf den Abschluß und Schlußeffekt. Nach allen Schauern schließt der Roman mit einem Idyll, liebenswert in seiner Alltäglichkeit und resignierend, als ob er sich entschuldigen möchte, daß es noch nicht so weit ist mit Welt und Menschen. Und auch diese leise Ironie wirkt liebenswürdig. —

Im Vergleich zum Roman „Es geschehen Zeichen“ zeigt „Das Regiment des Bösen“ die geschlossener Form, sofern hier eine Art Anfang und Abschluß zu finden ist. Aber nur legendenhaft wagt Ramuz die Fragen des Geistes nach dem Sinn des Lebens und seine Antwort zu gestalten: Was Ramuz selbstschöpferisch zur Legende führt, ist das erhabene Gefühl, daß es nirgends Anfang und Ende gibt. Der Leser fühlt: bewußt verzichtet hier ein Schaffender auf auslösende Befriedigung, die irdischen Wünschen so sehr entspricht. Hier bringt ein Menschengestalt sein Schaffen dem höchsten Geiste dar und gerade darum ist dies Schaffen voll innerer und äußerer Spannungen, gerade darum bildet sich in Ramuz lebendiges Leben in der Form seiner Eigenart. Es ist überflüssig, auf den religiösen Unterton des Schweizer Dichters hinzuweisen. Noch niemals hat ein wirklich Schaffender anders geschaffen als aus Religion. Das Regiment des Bösen hört auf im Augenblick, da die Liebe in Gestalt eines Kindes, das seinen Vater in den Trümmern des Chaos sucht und findet, den Bann löst. Es scheint so einfach, die Welt zu erlösen! Die Menschen wissen nur noch nicht um diese ihre Macht im eigenen Innern. — Einfach wie der Sinn des reinen Menschen ist die Legendenform, sie entspricht bei Ramuz am

besten dem wahren Wesen des Menschen; einfach wie der Name „Marie“ ist werktägige Welt; aus der das Wunder der Liebe hervorgehen kann. Alles Große ist einfach. Durch Liebe des Kindes zum Vater löst der Dichter den Bann des Bösen! Somit führt er uns zur Urtiefe des Seins: Auch Kindes- und Elternliebe im Irdischen ist nur Symbol. Fast möchte man das Motiv, das Ramuz gestaltet, neben die heilige Schwesternliebe einer Elektra stellen, wie sie die Alten darstellten. —

Ch. F. Ramuz ist kein Gottsucher, wie wir es heute noch verstehen. Ihn so zu nennen, würde irre führen. Das machte gerade ihn zum Schaffenden; daß er dem Weltempfinden des neuen Menschen nahe steht, der sich dem wahren Weltbilde nähert. Inmitten einer Zeit der Schrecken lebend, gibt ihm das wahre Weltbild Gottgewißheit und also einen festen Mittelpunkt für die Gestalten seiner Phantasie. Noch vom Tragischen seiner Zeit berührt, verbindet geistige Reife ihn schon mit Kommenden und wieder mit den großen einzelnen, den gleichsam heiligen Optimisten der Vergangenheit, ihn, der ein Kind dieser Zeit, Europas Gesicht festgehalten, es in Novellen, Gedichte und Romane eingemeißelt hat. Ramuz hat der Menschen Leid durchschaut und dahinter das große Etwas erblickt, das ewig ist. In Ramuz sehen wir einen neuen Übergang in die sich anbahnende schöpferische Zukunft. Als solcher ist er, durch seine Individualität, ein Neu-Schaffender. —

Rausch und Rauschmittel.

Ein Beitrag zur Psychologie der Narkotiker.

Von R. H. Laarß.

(Fortsetzung)

Das tragische Ende, jedes Opiumessers- oder Rauchers ist schon dadurch bedingt, daß es noch keinem gelungen ist, sich von diesem Narkotikum frei zu machen, sobald er es einige Zeit benutzt hat.

Die Veranlassung zum ersten Versuch gibt oft Neugierde, oft wohl auch die Schilderung der angenehmen Wirkung durch befreundete Mitmenschen; die schon länger dieser Leidenschaft verfallen sind. In einzelnen Fällen wird naturgemäß auch durch die prompte, schmerzstillende Wirkung bei schweren Leiden ein weiterer Gebrauch eingeleitet, aber der wirkliche Grund bei den nach Mil-

lionen zählenden Opiumgenießenden liegt zweifellos in dem dadurch erzeugten rauschartigen Zustand, dem Opiumrausch, mit allen seinen ein „Nirvana“ vortäuschenden Wirkungen, wie wir sie in den Schilderungen der Dichter des Opiums fanden.

Der Wunsch, eine Libido sexualis oder eine Erhöhung der Geschlechtskraft durch Opiumgenuß zu erreichen, geht ebenfalls nicht in Erfüllung, wenigstens nicht beim Manne. Im Anfang mag wohl kurze Zeit durch die im Rausche wollüstig erregte Phantasie eine derartige Wirkung eintreten, sicher ist jedoch, daß bei längerem Gebrauch eine völlige Vernichtung der Geschlechtsfähigkeit eintritt, ja eine vollkommene Gleichgültigkeit, die selbst das geliebte Weib ruhig einem Dritten überläßt. Der Opiumsklave ist gegen alles andere abgestumpft, er kennt nur einen Genuß, demgegenüber ihm jede andere Leidenschaft reizlos erscheint — den Opiumrausch.

Die entgegengesetzte Wirkung in bezug auf sexuelle Erregung bringt die Droge beim weiblichen Geschlecht hervor. Hier steigert sie den Geschlechtstrieb in außergewöhnlichem Maße und treibt diese bedauernswerten Sklavinnen ihrer Leidenschaft oft genug dem Laster in die Arme; Siechtum und qualvoller Tod ist auch hier das unausbleibliche Ende.

Solange nur kleine Dosen genommen werden, überwiegen wohl die angenehmen Wirkungen, aber bald muß zu größeren und immer größeren Mengen gegriffen werden, und der Körper beginnt sich gegen sie zu sträuben, Schwindelgefühle, Kopfschmerzen, Durst und Ekel stellen sich ein, das Auge wird trübe, die Zunge belegt. Als weitere Folge tritt Abmagerung ein; die Muskeln werden welk und schlaff, der Gang schwankend, und dumpfe, nagende Schmerzen und Angstgefühle treiben zu immer höheren Gaben an, bis schließlich unter Atmungs- und Schluckbeschwerden das Ende eintritt.

Lange vorher schon ist der Europäer zu jeder körperlichen Arbeit unfähig geworden und kann sich auch zu einer geistigen Tätigkeit nicht mehr aufraffen; er ist eine vollkommen negative Persönlichkeit; zu nichts zu gebrauchen, der nur den glühenden Wunsch hat: Opium! Opium! — und dem jedes Mittel, selbst ein Verbrechen, zuzutrauen ist, wenn es nur zum Besitz der Vergessenheit bringenden Droge führt.

Man glaube nicht, daß ich zu kraß schildere und glaube ja nicht, daß man gefahrlos den Versuch machen könne, auch einmal wenigstens „die Wonnen des Opiums“ zu genießen, in der An-

nahme, es würde leicht sein, sich nicht in den Bann dieses Mittels ziehen zu lassen! Bis man zu den „Rauschwirkungen mit den süßen Bildern“ kommt, ist schon ein mehrmaliger Versuch nötig — die erste Opiumpfeife gleicht in ihrer Wirkung oft der ersten Zigarre — und dann hat die Gewöhnung schon begonnen. Der Rat mancher Literaten: „gebrauchen aber nicht mißbrauchen“ — hat sich schon oft als sehr verhängnisvoll erwiesen!

Wie Blut „ein ganz besonderer Saft“ ist und seine Verwendung unberechenbare Kräfte frei macht, so schlummert auch in dem Saft der Rauschpflanzen ein unwägbares Etwas, mit dem man nicht spielen soll — eine Seele.

Schon Fechner unternahm 1848 den Nachweis in seinem seltsamen Buche „Nana oder über das Seelenleben der Pflanzen“, daß man in einer allgemein gottbeseelten Natur auch die Pflanzen als beseelte Wesen betrachten müsse, wenn auch beseelt in anderer, unvollkommener Weise. Der berühmte indische Forscher Sir Jagadis Chandra Bose, der uns die Kenntnis von den feinsten Lebensvorgängen in der Pflanze vermittelt hat, erklärt in seinem neuesten Werke „Die Physiologie des Saftaufstieges“, daß die Pflanze einen Herzschlag hat und ein System des Pulses, das dem tierischen Organismus erstaunlich ähnlich ist. Wie das tierische Herz bei erhöhter Temperatur schneller schlägt, so wird auch die Tätigkeit des Pulsschlages in der Pflanze dadurch verstärkt, während unter dem Einfluß der Kälte der Herzschlag der Pflanze wie der des Tieres herabgesetzt, ja zum Stillstand gebracht wird. So geht ein gleicher Rhythmus durch alle Lebensvorgänge. Reizmittel wirken auf die Pflanze ebenso, wie auf das Tier, es gibt keinen charakteristischen Lebensvorgang in dem höchstentwickelten Tier, der nicht in einfacherer Form in der Pflanze vorgeahnt ist.

Der Philosoph Schelling sagt: „Wenn der Geist oder die Essenz einer Pflanze ausgezogen wird, so denkt man sich, daß in diese alle Kraft und alles Leben übergehe, das die Pflanze in sich hatte“, und Fischer erklärt (in seinem „Prinzip der Organisation“): auch die Pflanzenseele ist nichts anderes als das System der den organischen Molekülen innewohnenden und ineinanderspielenden immateriellen Kräfte.

Diese Forschungen aus dem Pflanzenleben werfen ein überraschendes Licht auf die Wirkungen der aus den Pflanzen herausgezogenen Essenzen oder Öle.

Wir sehen, in der Pflanze sind ungekannte magische Kräfte verborgen, die von den meisten Menschen gar nicht in Betracht gezogen werden. Nicht ohne Berechtigung sprachen die alten Hermetiker von der Seele der Mohnpflanze, die von Dämonen bevölkert sei, von einem geheimnisvollen Leben, das in den Pflanzen schlummere und das, einmal geweckt, Besitz ergreife von dem, der es entdeckte. So mag auch der „Dämon“ des Opiums den unrettbar festhalten, der bis zu ihm vorgedrungen ist.

Diese Ansicht finden wir bestätigt bei einem Zeitgenossen, der durch seine Verherrlichung des Opiums in der gegenwärtigen französischen Literatur, besonders durch seine sachliche Analyse des Opiumrausches, viel genannt und als „typischer Dichter des Opiums“ hier noch erwähnt sei, bei — Claude Farrère.

Mit seinem bürgerlichen Namen heißt er Bargon; er war längere Zeit als Offizier der Marine in Ostasien stationiert, wo er die Wirkungen des Opiums an der Quelle zu studieren, reichlich Gelegenheit hatte, was er auch, wie seine intimen Schilderungen zeigen, in der gründlichsten Weise getan haben muß.

„Opium“ war das erste Werk, mit dem er an die Öffentlichkeit trat und sogleich großen Erfolg erntete. Hanns Heinz Ewers, der ein Vorwort zur deutschen Ausgabe schrieb*, nennt den Verfasser „seinen Kameraden“, bekennt sich also selbst als Anhänger dieses Narkotikums, was uns den Schlüssel zu manchen bizarren Schilderungen in seinen eigenen Dichtungen in die Hand gibt.

Hier schreibt er: Er (Claude Farrère) kennt die Seele des Opiums. Wie Hoffmann die Seele des Alkohols fand, Poe die des Laudanums, so fand Claude Farrère — und durchaus nicht de Quincey! — des Opiums opalene Seele. Denn irgendwo schlummert in jedem Gifte ein seltsames Leben, eines, das aus dem toten Ding ein selbstatmendes Wesen macht. Weit an den letzten Grenzen, wo höchste Schönheit und entsetzliches Grauen ineinandersinken, wo Lüste und Qualen eins werden, da, wo aller Kunst tiefste Quelle ist, da atmet auch das Leben der Gifte. —

Wenige kennen die Wege. Claude Farrère ging sie, mein Kamerad — — —

In glühender Farben schildert Farrère die Wonnen des Opiums, aber auch er muß am Schlusse zugeben, daß das Ende

* Claude Farrère, „Opium“ (Fumée d'Opium), ins Deutsche übertragen von Maria Ewers (mit einem Vorwort von Hanns Heinz Ewers). Theäpia-Verlag, München, 1920.

des Opiumrauchers das Höchstmaß aller menschlichen Qualen erreicht, wenn er seinen Leidenden ausrufen läßt: „Ich sehe und höre nichts mehr! Und so geht es mit allem. Es gibt keine menschliche Empfindung, die mir geblieben wäre, die ich zu vollziehen vermöchte. Keine, keine, nichts! Ja, doch, ich, leide! — — Ich bin ein im Höllenpfehl schmachtender Verdammter, dessen körperliche Qualen nur durch die seelische Verzweiflung überboten werden. Ich schlafe nicht mehr. Der Alp, der sonst nur die Schlummernden zu überwältigen pflegt, lastet auf mir, obwohl ich mir meines wachen Zustandes völlig bewußt bin. Kein anderer Mensch, der Opiumraucher ausgenommen, weiß, was das bedeutet. Das ist das Ende, das letzte Ende . . .

Morphium.

Dem Opium eng verwandt und in seinen wohlthätigen wie in seinen verhängnisvollen Wirkungen ihm gleichwertig ist sein Alkaloid, das Morphium.

Der deutsche Apotheker Adam Sertürner in Einbeck entdeckte es 1804 beim Behandeln von Opium mit Ammoniak, gebunden an Mekonsäure, deren Natur er 1817 noch weiter studierte. Diese folgenschwere Entdeckung brachte ihm 1831 den Prix Monthyon (4000 Frcs.) und die Anerkennung der ganzen wissenschaftlichen Welt ein.

Interessant ist es, daß auch in diesem Falle, wie so oft, gleichzeitig ein anderer Forscher das Morphium fand. Tatsächlich hatte bereits 1803 der Pariser Apotheker Charles Louis Derosne Opiumalkaloide abgeschieden und unter dem Namen „Sel de Derosne“ in den Handel gebracht; er war sich aber über ihr Wesen nicht klar geworden und auch der weittragenden Bedeutung seiner Arbeitsergebnisse sich gar nicht bewußt.

Inzwischen ist das Morphium eines der wertvollsten Arzneimittel geworden und in der modernen Krankenbehandlung überhaupt nicht mehr zu entbehren. In der Hand des erfahrenen Arztes ein segensreiches Heilmittel, in der schrankenlosen Anwendung durch Laien eines der unheilvollsten! Daher Morphismus und Morphinisten. Jeder weiß, was diese Bezeichnungen besagen!

Ebenso darf als bekannt angenommen werden, daß die Anwendung in der Hauptsache als Einspritzung unter die Haut erfolgt mittels einer kleinen Spritze, speziell der sog. Pravazschen.

Diese bequeme Art der subkutanen Injektion, die seit den 1860er Jahren im Gebrauch ist, hat sehr zur Ausdehnung der Morphomanie beigetragen, deren weitestes Umsichgreifen nach Ansicht eines hervorragenden Berliner Fachgelehrten, des Prof. Dr. L. Lewin, nur noch durch den hohen Preis des Medikamentes aufgehalten wird. Schon 1889 schrieb dieser Gelehrte in seiner Abhandlung: *Areca Catecha, Chavica Betle und das Betelkauen*: „Wenn es einmal gelingen sollte, das Morphium durch Synthese billig herzustellen, dann werden leider viele Millionen Menschen mehr Sklaven desselben sein, als jetzt dem Opium hulldigen.“

„Auch in Europa wurde vor Einführung des Morphiums vielmehr als jetzt Opium von Gelehrten und Ungelehrten, Hoch- und Niedergestellten gewohnheitsmäßig genommen, und mancher Name ist mit dieser Leidenschaft verknüpft.“ (Lewin, „Die Nebenwirkungen der Arzneimittel“, Berlin, 1899.)

Da es sich in diesen Darlegungen um die mißbräuchliche Verwendung der Narkotika handeln soll, so wollen wir uns vorerst mit den Grundlagen des Morphismus und seiner Einwirkung auf die Psyche des Morphiumkranken beschäftigen. Als Morphiumkrankheit und Morphiumkranke sollte man die Opfer des Morphiums betrachten, die Bezeichnungen morphiumsüchtig und Morphinist sind durch die Verkennung der oft unverschuldeten Umstände, die zur Gewöhnung an dieses Betäubungsmittel führten, beinahe zu einem Schimpfwort geworden, mindestens geben sie dem Betroffenen einen Schein von Minderwertigkeit, und die ohnehin reizbare Psyche des Kranken leidet, wenn er in seiner Umgebung immer wieder als Morphinist bezeichnet wird, ganz besonders.

Die Gründe, die zum gewohnheitsgemäßen Morphiumgebrauch führen, sind teils die gleichen, die wir schon bei den Opiumliebhabern fanden, teils liegen sie in den sozialen Verhältnissen der Jetztzeit, mindestens tragen letztere bedeutend zu der auffallenden Vermehrung der Morphiumkranken bei.

Man kann häufig beobachten, daß Menschen zum Teil aus Neugierde, den Morphiumrausch kennen zu lernen oder als Opfer der Verführung sowie aus Sucht, nachzuahmen, was ihre Bekannten mit solcher Vorliebe tun, Morphium nehmen, ohne sich bewußt zu sein, welche Gefahr ihnen dabei droht. Gerade die Gefahr der Verführung ist hier besonders groß, die „liebe Freundin“ oder

„der gute Freund“ spielen hier oft eine verhängnisvolle Rolle. Der Wiener Arzt Dr. Deutsch berichtet in seiner Abhandlung „Der Morphinismus“ (Verlag Ferd. Enke, Stuttgart, 1901), daß er in mehreren Fällen die Beobachtung machen konnte, daß ein Mann seine Frau oder seine Tochter, Mütter ihre Töchter zum Morphiumpißbrauch verleiteten. Der französische Arzt Paul Rodet behauptet, daß jeder Morphiomane Proselyten mache, und sein Landsmann Gabriel Pouchet stellt drei Grundursachen fest: den Schmerz, den man vermeiden will — den Kummer, den man vergessen will — und die Wonnegefühle, die man genießen will. —

In der Tat kann man unter diese drei Gesichtspunkte fast alle Morphiomane rubrizieren, die aus den verschiedenartigsten Gesellschaftsschichten herkommen. Besonders zahlreich sind körperlich und geistig überarbeitete Personen, und in zweiter Linie solche, die mit Medikamenten und Giften vermöge ihres Berufes in Verbindung stehen, der Gefahr, das Morphin zu mißbrauchen, ausgesetzt. Daher findet man in letzterer Kategorie auffallend viel Ärzte, Apotheker, Drogisten und deren Angestellte. Das Hauptkonfingent zu den ersteren stellen die Neurastheniker, die Nervösen. Wenn man berücksichtigt, welche krassen Formen der Kampf ums Dasein in unseren Tagen gezeitigt hat, der bei den meisten unserer Mitmenschen eine Überspannung der Nerven verlangt, so ist es wahrlich nicht zu verwundern, wenn solche abgehetzten Menschen Neurastheniker werden, und noch weniger, daß sie zu einem Stimulans greifen. Wenn nun in diesen Fällen die erste Morphiumspritze ihre Zaubervirkung gezeigt hat, wenn Kopfschmerzen, Erschlaffung, Reizbarkeit und alle die sonstigen quälenden Begleiterscheinungen der Nervenschwäche mit einem Schläge verschwunden sind und Arbeitslust und Fröhlichkeit wiederkehren, dann wäre es wirklich ein Wunder, wenn wiederholte Morphiumeinspritzungen nicht begehrt würden, die dann zum dauernden Gebrauch verleiten und für die Morphiomkrankheit den Nährboden schaffen. Solche Mitmenschen sind als Kranke zu betrachten und gehören in ärztliche Behandlung, ehe sie Betäubungs- und Reizmitteln verfallen, die ja nur eine kurze Zeit eine Heilung oder Besserung vortäuschen. (Wird fortgesetzt.)

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen
über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: Verlag Magische Blätter. Monatschrift. Schriftleitung: Dr. Richard Hummel.

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang

Leipzig, November 1924

Heft 11

Kultmagie und Mythos.

Von Hans Christoph Ade.

Seit Herder und den Tagen der Romantik schweigt die Forderung nach einem neuen Mythos nicht mehr und in den letzten Jahrzehnten wurde der Ruf nach ihm immer lebhafter und eindringlicher. Ernsthaft Suchende hatten sich losgelöst von der Umstrickung alter Bindungen. Im Gefühl ihrer Freiheit gingen sie über das Ziel hinaus: das Ueberkommene erschien ihnen einzig als Trug allein, aufgestellt aus Gründen der Herrschsucht oder doch gläubiger Verdunkelung.

Woher aber sollte der Mythos kommen? Der Ruf war da. Aber kann ein Mythos erdacht werden, kann er aufsteigen aus den geheimnisvollen Schächten intuitiver dichterischer Innenschau allein? Welcher Empfindende, welcher aus tiefer Sehnsucht irrend Suchende vermag es, eigenen Menschseins göttliche Durchlichtung aller Menschheit beglückend vorzustellen, Sehnsucht deutend, aller Sehnsucht reines, festes Ziel aufweisend, ohne selber leuchtend, ohne auserwählt zu sein? Der Ruf erklang, die Unerfülltheit blieb, und was verworfen wurde, der alte Mythos, der alte Kult, bestand in seiner Macht aus Kräften lebend, die verschlossen waren dem suchenden Verstand, verschlossen unerleuchtetem Schöpferwillen. Aber die Not blieb auch, das Tasten, der Zweifel. Und selbst manche, von uralter neuer, heiliger Lehre ergriffen, wagen doch

Magische Blätter. V.

1

nicht sich völlig hinzugeben, denn das alte Verehrte, von Jugend an gläubig Vernommene, hält sie fest, mit geheimer Bindung umschlingend. Wo ist ihnen hier Wahrheit, wo Lösung und befreiender Weg?

Allen Unsicheren und Schwankenden, allen Suchenden und Fordernden geht nun der hohe Lehrer dieser Tage helfend zur Seite. In seinem neuen Werke „Kultmagie und Mythos“, löst Bô Yin Râ mit sanfter und liebender Hand alle Umhüllungen. Hypnosen sinken, von innerem Lichte durchhellt, ehrfurchtgebietend und rein tritt vor, was groß und wirkend ist: Werk des ewigen Geistes. Wer dieses Buch Bô Yin Râs in sich aufnimmt, ehrfürchtig prüfend in sich, hinhorchend auf den Widerhall im eignen Innern, wird aus Zweifel und Unsicherheit erlöst. Erlöst zu Liebe und erlöst zu schöpferischer Tat. Denn allen Zweifels Ueberwindung wächst aus Liebe und wächst aus Tat. Nicht braucht er sich zu trennen von dem, was sein Leben begleitete, zuerst als fester Stab die Jugend hindurch und dann ein mattes Rohr, einknickend unter dem Denken. Nun sieht er durch die Hüllen mancher umschleiernden Zutat, durchdringt das feste Gefüge starrer Dogmatik und verehrt das Geistige trotz der oft unechten Schale.

In uralte Zeiten, aus lebendigem Wissen schöpfend, geht Bô Yin Râ zurück, in Tage der Zukunft gibt er den beglückenden Ausblick, und hier auch verkündet er wieder, daß die Menschheit hinaustritt aus den Gebirgen ins weite Rundfeld fruchtbarer Ebenen des Innern. Nicht Wissenschaft wird hier gegeben, nicht stollenbohrende Gelehrsamkeit: aus urgewissem Wissen stieg auch dieses Werk hervor, das, geschlechterlang ersehnt, aufhüllt in magischen Wortklang die Seele berührend, die Seele durchschwingend. Jeder fühlt es, der sich im Innern ergreifen läßt, findet die erlösende Wahrheit beglückt in sich selbst.

Lichtsehnsucht des ins Tier gestürzten Menschengestes schuf Mythos wie Kult, eigene, höchste Innenkräfte nach außen stellend als Gottheit, das Göttliche im eigenen Innern mit Anbetung in weihvoller Handlung als äußeren Gott verehrend. Aber das Tier, die dunkle Bindung, verhinderte die Wirkung über den Kreis des Physisch-Unsichtbaren in die Welt des Geistes. Gnade der Lichtwelt neigte sich nieder, suchte Helfer im Irdischen und fand sie: Leuchtende des Urlichts, Auserwählte erschienen unter den Völkern, lehrten und kündeten, erhoben den Mythos zum Bild und

Gleichnis des Geistigen, wandelten den Kult empor zur Magie. Das Licht leuchtete, doch wenige begriffen es, und selber Jesu liebende Lichtgestalt wurde in den alten Mythos eingewoben und verwandelt. Jahrhunderte schichteten starre Dogmatik darüberhin, Gedanklichkeit des Vergänglichen maßte sich an, Offenbarung des Ewigen zu umgrenzen. So kam das Suchen der vielen, so die Sehnsucht aus der Dürre in neu besamtes, neu von oben her erquicktes Land. Und wieder werden wir Begnadeten, wir trotz allen Nöten dieser Zeit Beglückten, von dem hohen Lehrer dieser Tage aus den Bindungen herausgeführt. Hohe Mysterien, dogmatisch mißdeutete, erscheinen in ihrem reinen geistigen Glanz, der Segen des Priesters im Kreis der Gemeinde, die Weihe des Abendmahls, die magische Lautkraft der Messe.

Das Wirken der Leuchtenden galt und gilt der Erweckung höchster innerer Kräfte im Menschen, dem Erleben letzter Wirklichkeit. Wurde einstmals Lehre und Weg nur wenigen gegeben, heute ist ein großes Tor geöffnet, das allen Weisung und Spornung gibt, die guten Willens sind. Die Magie der alten Kulte schuf nur in hohen Feierstunden die Einwirkung des Außen auf die unsichtbaren Kräfte des Innern. Was im „Buch vom Jenseits“, in „Mehr Licht“, im „Mysterium von Golgatha“ gelehrt wurde, klingt hier als große Weisung wieder auf, stärker und eindringlicher. Das Alltagsleben selber läßt sich zur Kultmagie erheben, Gedanke, Wort und Tat wirken nach innen, formend und weckend in geistige Tiefe. Jeder Augenblick wird dem ganz sich Hingebenden zur Heiligung des Seins. Das Tier aber muß bezwungen werden, daß es sterbe in sich selber und wieder durchlichtet erstehet, dem Geiste geeint. Dann wird höchstes Geheimnis sich erschließen. Hohes Weihewort ist, was Bô Yin Râ hier verkündet.

Weltweiter Ausblick! Magie in ihrer höchsten Form wird alles Erdenleben durchlichten. Und „die geistige Daseinswirklichkeit des Menschen wird dann an die Stelle des Mythos treten, und aus dem Leben wird die kommende Kultmagie erstehen!“

Ein neues, hohes Tor ist weit geöffnet. Tat sei der Eintritt und das Weiterschreiten, Leben selber Lobpreisung und Gebet. Jeder einzelne, der Lehre Lausohende, hat hier Verantwortung und Pflicht: vor sich selber, vor dem eignen tiefen Innern und vor der Welt, in der er steht und die er mitformt von innen her.

Meister Eckehart: Vom guten Beginn. — Vom Bauen der Seele.

Vom guten Beginn.

Wenn du ein neues Leben oder Werk beginnen willst, tritt hin vor Gott und bitte ihn mit inbrünstiger Andacht, daß Er es dir zum Besten füge, wie es Ihm am liebsten und würdigsten sei. Mische das Deine nicht darein und begehre nichts, als den liebsten Willen unseres Herrn allein. Was Gott dir dann sendet, das nimm aus seiner Hand, halte es für dein höchstes Gut und sei dankbar dafür.

Mag dir auch später ein anderes besser gefallen, so denke daran: Gott hat dir diese Weise zugeteilt, und sie soll dir die beste sein! Vertrau' auf Gott dabei und eine aller guten Wege Art in deinem, ehre alle Dinge in deinem nach ihrer Art. Denn das Gute, das Gott einem Wege bereitet und gegeben hat, das magst du auf allen guten Wegen finden. In einem Wege sollst du alle guten Wege finden und nicht nur die Sonderheit des einen Wegs. Denn der Mensch kann immer nur Eines tun, nicht alle Dinge zugleich. Immer muß es Eins sein, aber in dem Einen muß man alle Dinge einen. Wolltest du alles tun, dies und das, wolltest du deinen Weg lassen und auf einen ändern hinüberspringen, der dir besser gefällt — bei Gott! das würde große Unrast in dir schaffen! Denn eher käme einer zum Licht, der aus der Welt in einen Orden ginge, als ein anderer, der aus einem Orden in einen ändern käme, und wäre dieser noch so heilig. Das kommt durch den Wechsel des Wegs. Geh' einen guten Weg und wandle ihn wachsend weiter. Eine jeden guten Weg in ihm, doch achte darauf, daß er von Gott komme. Beginne aber nicht heute dies und morgen das und fürchte nicht, daß du etwas versäumest. Mit Gott kannst du nichts versäumen: so wenig Gott etwas versäumt, so wenig kannst du es mit Ihm. Darum nimm eines an von Gott und eine alles Gute darin.

Zeigt es sich aber, daß diese Einung sich nicht fügen will, daß eins das andere nicht erträgt, so hast du ein sicheres Zeichen, daß es nicht von Gott kommt, denn Göttliches kämpft nicht wider anderes Göttliches. Wie unser Herr lehrte: Ein jegliches Reich,

das uneins ist in sich, muß zerfallen, und weiter: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Merke dir, daran erkennst du es mit Klarheit: die Weise, die eine andere Weise (mag sie auch geringer sein) nicht neben sich erträgt oder zerstört, ist nicht von Gott. Denn mehren soll sie, nicht vernichten.

*

Es ist gewißlich wahr und über jedem Zweifel: der getreue Gott gibt jeglichem Menschen aus dem höchsten Schatz seiner Weisheit und Gnade. Gott nimmt keinen Menschen zerknirscht und gebrochen auf, den er als Kämpfer aufrecht finden wollte, denn Gottes Güte will immer das Höchste und Beste.

Da wird nun eingeworfen: Warum nimmt Gott die Menschen, von denen er weiß, daß sie aus der Gnade der Taufe fallen, nicht schon in der Kindheit hinweg, bevor sie zerbrechen? Er weiß doch, daß sie fallen und nicht wieder aufstehen werden? Das wäre das Beste für sie.

Höre: Gott ist nicht ein Vernichter, sondern ein Vollender des Lebendigen. Gott zerstört nicht, sondern vollendet das Wesen. Auch die Gnade zerstört das Wesen nicht, sondern bringt ihm Erfüllung. Zerstörte nun Gott ein Wesen in seinem Beginn, so müßte es Gewalt und Unrecht leiden. Das tut Gott niemals. Einen freien Willen hat der Mensch, zu wählen und zu erkennen Gutes und Böses: Gott hält ihm den Tod vor für seine Sünde, gibt ihm das ewige Leben, wenn er in der Liebe ist. Doch der Mensch soll frei sein und Herr seiner Wahl, ungestört und ungezwungen. Die Gnade zerstört das Leben nicht; sie sendet Vollendung: Durchleuchtung zerstört die Gnade nicht, sondern vollendet sie, denn Durchleuchtung ist vollendete Gnade. Gott ist der Vollender alles Lebens, nichts ist in ihm, was Leben vernichtete. Auch wir sollen keine kleine Anlage in uns verkümmern lassen, keine kleine Gabe zerstören durch eine große, sondern wir sollen alles aufs beste emporheben und vollenden.

*

So wurde über einen Menschen gesprochen, der wieder ein neues Leben beginnen wollte, und ich beschloß unser Reden so: Der Mensch soll Gottsucher werden überall und soll ein Gottfinder werden sein Leben lang auf allen seinen Wegen. Wachse darin und erfülle und nimmer ende im Zunehmen!

Vom Bauen der Seele, vom Werk der Welt.

Wolltest du dich in dir selber verschließen, in dir zurückhalten alle Kräfte des Innen und Außen: weder Liebe noch Unruhe lebten in dir, totenstill wärst du in dir, ohne lebendiges Wirken innen und außen.

Da achte wohl darauf, ob nicht ein Werk sich dir von selber bietet. Bist du aber zu träge und fühlst dich zu keiner Arbeit hingezogen, so zwing dich zur Arbeit mit Gewalt im Innen oder im Außen. Das darfst du nicht dulden in dir (und mag es noch so gut sein oder scheinen), daß dein Herz versteint ist oder verkrampt, so daß man eher sagen könnte, du werdest getrieben, als daß du selber treibst.

Lerne zu wirken im Einklang mit deiner inneren Stimme!

Deine innere Stimme sollst du ja nicht mißachten, übertäuben oder verleugnen, sondern in ihr, mit ihr und aus ihr lerne zu wirken, so daß dein inneres Leben dein Tun im Außen durchseelt und dein Tun im Außen erhoben wird zu deinem Innern. So gewöhne dich, in freier Liebe zu wirken! Kehre dein Auge nach innen und richte dein äußeres Tun danach. Will aber dein äußeres Tun das innere stören, so folge dem inneren nach! Das Höchste aber ist, wenn Außen und Innen im Einklang sind: dann bist du ein schaffender Klang im Weltlied Gottes!

„Wie kann das sein? Wie kann ein Mensch mitwirken an Gottes Werk, da er doch sich selber entsinken soll, sich selber und allem Tun? Da dann in ihm verblassen alle Bilder und Werke, Lobpreisung und Dank, oder was in ihm lebendig ist? St. Dionysius lehrte doch auch: Der rühmt Gott am schönsten und lautesten, der, vom inneren Leuchten überwältigt, am tiefsten schweigen kann von Ihm!“

Höre: Ein Werk bleibt dir doch immer: die innere Verneinung deiner Person. Doch auch diese Verneinung, dies Dich-klein-machen wird dir nimmer allein gelingen, wenn nicht Gott auch das vollbringt in sich selbst, daß du's vollendest. Dann erst ist die Überwindung der Person vollkommen, wenn der leuchtende Gott dem vergänglichen Menschen all seine dunkle Eitelkeit vor Augen führt. Dann erst ist es dem ewigen Menschen in dir und der Liebe genug — doch eher nicht.

„Wie soll mich Gott bezwingen durch mich selbst? Ist nicht die Überwindung des Vergänglichen ein Erhöhen Gottes? Wie es

im Evangelium heißt: wer sich selbst erniedrigt, soll erhöht werden?“

Ja und nein. Du sollst dich selbst erniedrigen, doch das ist nicht genug: Gott muß dir helfen. ER soll erhöht werden. Das heißt nun nicht, daß die Erniedrigung das eine sei und die Erhöhung das andere, sondern: die höchste Höhe des Glanzes liegt im tiefsten Grunde deines Überwindens. Denn je tiefer ein Abgrund ist, desto steiler steigt die Steinwand auf, und je tiefer ein Brunnen ist, desto höher sind seine Mauern. Denn Höhe und Tiefe sind eins. Wer sich deshalb mehr erniedrigen kann in seinem Vergänglichen, der steht am höchsten im Licht. Darum sprach der Herr: Wer der Größte sein will, der wird der Kleinste heißen unter euch! Wer wesentlich sein will, soll das werden. Dies Wesentlichsein liegt ganz im Werden. Wer wachsend auf dem Wege ist zur Einfachheit, der ist der Größte vor dem ewigen Leuchten, wer aber einfach geworden ist, der ist durchleuchtet heute schon. So wird das Wort des Evangeliums bestätigt und erfüllt: wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden. Denn unsres Lebens ganzer Sinn ist Überwindung des Vergänglichen.

Es steht geschrieben: Sie sind reich geworden in der Liebe und allen Kräften der Liebe. Das kann nicht geschehen, du werdest denn zuvor an allem Angenommenen arm. Wer die Welt in sich gewinnen will, der muß die Welt der Annahme lassen. So ist es gerechter Kauf und gerechtes Entgelt, wie ich früher schon sagte: Da der lebendige Gott sich in uns gebären und dann die ganze Welt als freies Eigen sich geben will, so will er alles Angenommene uns völlig nehmen. Ja, bei der Wahrheit, Gott will nicht, daß wir auch nur so viel Vergängliches zu eigen haben, als mir im Wind von Staub ins Auge kommen kann. Denn alle Gabe, die er jemals schenkte — natürlichen Vorzug oder Glück seiner Gnade —, verlieh er immer mit dem Willen, daß wir sie nicht zu eigen nehmen sollten. Anders gab er seiner Mutter nicht, keinem Menschen und keinem Wesen. Uns zu belehren und uns vor Irren zu schützen, nimmt er uns beides oft, irdischen und geistigen Besitz. Denn nicht unser ist der Ruhm, sondern einzig sein Eigen. Erkenne: alles ist uns geliehen, doch nicht gegeben. Wir haben kein Recht darauf, noch ist es uns eigen: Leib nicht noch Seele, Sinn nicht noch Kraft, Ehre nicht noch Gut der Erde, nicht Liebe von Freund und Frau und Kind, nicht Haus noch Hof noch weite Welt.

Was meint Gott damit, daß er so streng darauf hält?

Er selber will allein und ganz uns eigen sein. Das will und meint Er, danach glüht Er einzig, daß Er allein es sei. Das ist seine größte Wonne, sein höchstes Vollenden. Je mehr und je vollkommener er es sein kann, desto leuchtender ist sein Glück und seine Freude. Je mehr Angenommenes wir festhalten, desto weniger sind wir in der Liebe, und je geringer unser Vergängliches ist, desto mehr durchstrahlt er uns mit seinem Leuchten. Wenn deshalb der Herr von aller Seligkeit uns reden wollte: Armut im Geiste setzte er obenan zum Zeichen, daß alle Seligkeit und alle Vollendung ihren Anfang nehmen in der inneren Armut. Bei der Wahrheit, wo ein Grund wäre, auf dem sich alles Leuchten sammeln könnte, er wäre nicht ohne sie!

Dafür, daß wir das Angenommene nicht als Besitz ansehen, dafür will Gott uns schenken alles, was in den Himmeln ist, und den Himmel selber mit aller seiner Macht, ja, alles, was er je erschuf. Was alle Engel, alle Heiligen beglückt, das soll auch unser sein wie Ihrer. Dafür, daß ich vollkommen ausginge aus meinem Angenommenen und daß mein Herz an nichts Vergänglichem mehr hängt um seinetwillen, dafür will Gott mit allem seinem Glanz und seiner Übermacht mein eigen sein. Soviel ich sein bin, ist er mein, nicht weniger und nicht mehr. Tausendmal mehr will er mir gehören, als je ein Ding einem Menschen gehörte, das er in seiner Lade einschloß, oder als einer sich selber zu eigen war. Nie war mir etwas so Besitz, als mein lebendiger Gott es mir sein wird mit allem seinem Leuchten und seiner Gewalt.

Dies Eigen sollen wir erlangen dadurch, daß wir hienieden abtun, was vergänglich ist und was nicht Er ist. Je vollkommener dies Abtun ist, je unbeschwerter unser Wesen, desto eigener ist uns dies Eigen. Doch auf diese Gnade sollst du nicht rechnen noch lauern, nie soll dein Auge ungeduldig forschen, ob du nicht etwas gewinnen und empfangen wirst von Gott. Du sollst einzig ganz in der Liebe sein. Denn je unbeschwerter du bist, desto heller leuchtet der lebendige Gott in dir. Wie auch St. Paulus sagt: Wir sollen das Gute der Welt besitzen, als hätten wir es nicht und sollen doch besitzen alle Welt.

Der ist frei von aller Last des Eigentums, der nichts begehrt noch an sich reißen will im Innen oder Außen, ja von Gott selber nichts.

Willst du wissen, wer ein wirklich armer Mensch ist?

Der ist ein wahrhaft armer Mensch, der lächelnd alles entbehrt, was er nicht braucht. Darum sagte Diogenes, der nackt in seinem Fasse vor dem Herrn der Welt, dem großen Alexander, saß: „Ich bin größer als du. Dein Reich, auf das du stolz bist, ist mir zu klein, um es nur zu verschmähen.“

Der ist viel seliger, der alle Dinge gelassen entbehren kann, als der die Welt besitzt und doch noch Gier kennt. Der ist ein vollkommener Mensch, der gelassen auf das verzichtet, was er nicht braucht. Deshalb hat der am meisten gelassen, der am meisten entbehren und darauf verzichten kann.

Da scheint es viel, wenn einer um Gottes willen tausend Goldstücke schenkt, um Arme zu speisen oder Kirchen zu bauen und Kapellen. Freilich ist es viel, aber der ist reiner im Licht, der auf alles das verzichtet um Gott. Der Mensch hat erst das Himmelreich, der aus Liebe zu Gott auf alles verzichten kann, was Gott ihm sendet oder versagt.

„Ach, hochhehrwürdiger, erleuchteter Vater, ich ehre deine Weisheit, mich aber hindert und hemmt meine Schwäche.“

Hast du Schwächen und Fehler, so bitte Gott in deinem Innersten oft, ob es sein heiliges Gesetz zu seiner Ehre zulasse, daß er dich davon erlöse, denn ohne Ihn vermagst du's nicht. Nimmt er die Last von dir, so danke ihm aus ganzer Seele. Doch tut er's nicht, ertrag's mit Kraft nicht als Schwäche und Sünde, sondern als hohe Übung, an der du deine Geduld erproben sollst, um den Sieg zu erringen. Sei gelassen in dir, ob er dir seine Gnade sendet oder nicht.

Jeglichem gibt er sein Teil, wie es am besten für ihn ist und ihm gebührt. Soll man einem Menschen einen Rock schneiden, so muß man es nach seinen Maßen tun, denn was dem einen paßt, paßt nicht auch andern. Jeden muß man nach seinem Maße messen. So gibt auch Gott jedem das Allerbeste je nach seiner Hingebung. Wer Ihm ganz vertraut, der besitzt und empfängt im Geringsten soviel als im Größten und Höchsten.

Will Gott mir geben, was er St. Paulus gab, ich nehm' es an mit Danken, wenn Er es sendet. Doch da Gott es mir nicht geben will (denn nur ganz wenige erleuchtet er in diesem Leben so), so liebe ich Ihn doch aus ganzem Herzen. Ich bin voll Preis und Dank für Ihn, und meine Seele ist selig still, daß Er es mir vorenthält, wie wenn Er es mir schenkte. Was Er mir sendet, ist mir genug und ist mir so teuer, wie die Erleuchtung, die Er St. Paulus

gab — wenn nur mein Herz bereitet und in Ordnung ist. Bei der Wahrheit: Gottes Liebe allein beglückt mich so in allen seinen Gaben, daß sie mir köstlicher ist, als alle seine Gabe oder seine Gnade. Gott und alle Welt mag mir dazutun Gutes oder Böses; sie können mir mein Seligsein nicht rauben. Wie kann ich klagen, da aller Menschen Gut mein eigen ist? Ja, ich bin so ganz beglückt mit dem, was Gott mir sendet oder vorenthält, daß ich keinen Heller für das Leben geben würde, das meinen vergänglichlichen Wünschen am besten scheint.

„Ach, ich fürchte, dazu habe ich nicht genügend Beständigkeit und Willen. Ich wünschte es wohl, aber ich kann nicht.“

Ertrag es in Geduld, nimm es als Prüfung an und bleibe gelassen. Der ewige Gott erleidet willig Schmach und Leid, verzichtet gern auf Dank und Lobpreisung, daß die in Frieden leben, die ihn meinen und sein sind. Wie sollten wir nicht Frieden in uns haben, ob Gott uns nun begnadet oder sich verschließt?

So steht geschrieben und so lehrt unser liebster Herr: Selig sind, die da leiden um der Gerechtigkeit willen. Ja, könnte ein Dieb, den man gerade hängen will und der es wohl verdiente durch sein Stehlen, oder ein Mörder, den man rädern möchte, könnten die es in ihrem Innern erkennen: „Sieh, ich will willig leiden um der Gerechtigkeit willen, da sie mich richten mit Recht“ — sie würden selig durch dies allein. Ja, nehmen wir Sündigen willig von Gott, was er sendet, und leiden wir um der Gerechtigkeit willen, so sind wir selig.

Beklage nichts, als daß du noch jammerst und daß dein Herz sich noch nicht begnügen will. Beklage das allein, daß du noch zuviel hast! Denn der Bereitete empfängt von Gott im Darben und im Nehmen.

Da sagst du: „Ach, der lebendige Gott wirkt in so vielen Menschen so große Dinge und sie werden so von Gottes ewigem Willen überformt, daß Gott in ihnen wirkt und nicht sie selber.“

So preise den lebendigen Gott in ihnen!

Und schenk er dir es auch, so nimm's in Gottes Namen an. Versagt er dirs, so lerne diesen Mangel willig tragen. Hebe dich in allem auf zu ihm und grüble nicht, ob Er dein Werk wirke oder du selber. Gott muß es wirken, meinst du ihn allein, ob er nun will oder nicht.

Kümmere dich auch nicht darum, welches Wesen und welchen Weg Gott einem Menschenbruder gegeben hat. Wäre ich so gut

und heilig, daß man mich zu den Heiligen erheben müßte, da forschten und tuschelten die Leute gleich, ob das nun Gnade oder Anlage sei in mir, und so irren sie sich im Ziel. Das ist töricht: Laß Gott wirken in dir, hebe dein Tun zu ihm empor und kümmerge dich nicht darum, ob er nun über-natürlich wirke oder natürlich. Natur und Gnade: beide sind sein. Was geht es dich an, welche Wege er wandelt zu seinem Werk? Wenn er nur wirkt, wie und wo er seine Wege findet!

Ein Mann hätte gern einen Brunnen in seinem Garten gehabt. Da sagte er: „Wenn ich nur Wasser bekomme, so ist es mir gleich, ob die Röhren, durch die es fließen soll, aus Eisen, Holz oder Stein sind. Das Wasser ist mir das Wichtigste.“ So ist es auch ganz töricht, nachzuforschen, wie Gott sein leuchtendes Werk in dir wirkt, ob durch Natur oder durch Gnade. Laß ihn allein wirken und sei andächtig gelassen.

Denn soviel bist du in Gott, als du erfüllend in innerer Stille bist. Und soviel bist du Gott fern, als Unruhe in dir ist und Lärmen. Bist du in Gott, so bist du in der Stille. Genau soviel bist du in Gott, als du in der Stille deines Innersten bist. Daran erkenne, wie du für Gott bereit bist, ob du in der Stille bist oder in Unruhe: Wenn du in Unruhe bist, hast du dich dem Ewigen verschlossen, denn Unruhe kommt aus dem Vergänglichen und nicht von Gott.

Nichts ist in Gott, was du fürchten müßtest. Denn Gott ist nur leuchtende Liebe allein.

Ebenso ist nichts in ihm, was Leid erzeugte oder Trübseligkeit.

Wer allen seinen Willen hat und aller Sehnsucht Erfüllung, der ist durchleuchtet von Freude.

Freude aber wird dir und Licht, wenn dein Wille will nach dem Willen Gottes.

Damit begnade uns der lebendige Gott! Amen! — — —

(H. Chr. Adé.)

Vom Suchen und Finden.

Von Dr. Eduard Bäumer.

Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, des Wandels und des Suchens. Die ungeheure Katastrophe des Weltkrieges ist eine Katastrophe des Materialismus. Eine ganze Welt ist zusammengebrochen, weil sie nur im Äußeren lebte, weil ihr der Fortschritt in Wissenschaft und Technik und die Erfolge in Handel und Industrie als das höchste, allein erstrebenswerte Ziel der Menschheit galten.

Die Technik hatte sich in den Dienst des Vernichtungswillens gestellt, die entsetzlichen Gräuere dieses Krieges haben uns die Augen geöffnet, haben uns gezeigt, wohin es führt, wenn die Menschheit nur von außen her die Dinge dieser Außenwelt zu lenken und zu beherrschen sucht. Diese im letzten Grunde seelenlosen Ausgeburten eines hypertrophierten Intellekts haben vielen klar gemacht, daß der seelenlose Intellektualismus eine Gefahr für die Menschheit bedeutet, der begegnet werden muß, damit nicht neues und schlimmeres Unheil entstehe.

So ist denn die Zahl der Suchenden heute größer geworden als je zuvor. Die Gräuere des Vernichtungswillens haben viele seelisch so tief erschüttert, daß sie nun inbrünstig suchen nach einem Reiche der Seele, des Lichtes und der Liebe. Die noch immer materialistisch eingestellten Intellektualisten können ihrer Natur gemäß dieses gewaltige Suchen und Sehnen der Zeit in seinen Grundmotiven nicht verstehen, mit überlegen-ironischem Lächeln tun sie das Ganze als „Hang zum Aberglauben und zur Mystik“ ab und damit brechen sie den Stab über dem Echten und Unechten dieser großen seelischen Bewegung.

Ja, es gibt Echtes und Unechtes in dieser Bewegung. Wenn auch die Zahl der Suchenden sehr groß geworden ist, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß diese vielen Suchenden nun auch Finder werden müßten. Auf das Suchen allein kommt es nicht an, es kommt auch auf die Richtung an, in welcher gesucht wird. Erst wer in der rechten Richtung sucht, der kann zum Finder werden!

Wenn man Gelegenheit gehabt hat, mit vielen Suchenden männlichen und weiblichen Geschlechts aus allen Kreisen und Ständen in Berührung zu kommen, so sieht man mit Betrübnis, daß sich nicht alle Suchenden der Gefahren und der ersten Ver-

antwortung bewußt sind. Das Suchen allein gewährt ihnen schon eine solche Befriedigung, daß sie gar nicht auf die Richtung achten und erst spät oder gar nicht bemerken, daß sie sich verirrt haben.

Vor allem ist es die verkehrte Einstellung zu dem, was man als das Okkulte und als Okkultismus bezeichnet, welche hier vielen Suchenden verhängnisvoll wird. Sie sehen nicht, daß der Okkultismus zwei Gesichter hat wie der Kopf des Janus: Das eine Gesicht ist eine teuflisch verzerrte Fratze, das andere ist voll strahlender Weisheit und Klarheit. Wem es nicht gegeben ist, „die Geister zu unterscheiden“, dem kann die Beschäftigung mit dem Okkultismus nur zum Verderben gereichen, denn im Okkultismus ist beides enthalten: tödliches Gift und heilbringende Arznei.

Wenn ich hier vor den Gefahren des Okkultismus warne, so geschieht es nicht etwa im Sinne der platten Verstandesmenschen, welche es sich leicht und bequem machen, indem sie einfach alles für „Schwindel“ erklären. Wer Tatsachen leugnet, weil sie ihm unbequem sind, da sie in sein verstandesmäßiges Gedankengebäude nicht passen wollen, der ist ein bedauernswerter armer Tropf, aber niemals ein ernsthaft zu bewertender Gegner. Nein, ich warne die Suchenden nur davor, sich von Mächten und Kräften verführen zu lassen, welche begierig darauf lauern, die ärmern, wahnbetörtern Opfer auszusaugen.

Wer ohne eine Ahnung von den Gefahren des Okkultismus sich als okkultistischer „Forscher“ betätigt und okkultistische „Studien“ betreibt, der wird trotz allem emsigen Suchen nie zum Finder werden, denn er geht den Weg, der früher oder später zur bitteren Enttäuschung, wenn nicht gar zum Verderben führt und führen muß! Die Zahl der Opfer, welche der Okkultismus verschlingt, ist heute schon groß und sie wird immer größer und größer werden, wenn es nicht gelingt, diese Gefahr zu bannen.

Die Hauptgefahr für die vielen Suchenden bilden hier die Führer! Es ist ohne weiteres klar: wo viele Suchende und des Weges Unkundige sind, da werden sich auch viele als Führer anbieten und so ist in der Tat die Zahl derer, welche den Suchenden Führung versprechen, heute größer als je. Von allen Seiten gellen die Rufe der Führer, die sich anpreisen, den Suchenden entgegen und wir haben schon manchen Suchenden gesehen, der einen Führer nach dem andern wählte, um schließlich einzu-

sehen, daß diese vermeintlichen Führer ihn nicht auf den rechten Weg zu bringen wußten.

Unter den Führern, die solcherart sich anbieten, sind gewiß viele guten Glaubens und guten Willens, manche aber benutzen ihre vermeintliche Führerstellung nur dazu, um in bedenklichster Weise eigennützig Seelenfängerei schlimmster Art zu treiben. Daß diese letzteren natürlich keine berufenen Führer sind, bedarf keiner Erwähnung, aber auch den Gutgläubigen und den Gutwilligen müssen wir mit aller Entschiedenheit die Berufung zum Führeramt absprechen. Unter den gutgläubigen, wenn auch nicht berufenen, Führern befinden sich einzelne, welche durch eine entsprechende Schulung in gehobenen Momenten ihres Daseins flüchtige Einblicke in höhere Welten haben tun dürfen und darauf nun ihre Lehre und ihr Führeramt begründen. Trotzdem können diese Gutgläubigen uns nie und nimmer wirkliche Führer sein.

Wirklicher „Führer“ kann nur ein Mensch sein, dem von den höchsten Gewalten der geistigen Hierarchie dieses Amt ausdrücklich übertragen wurde. Mit anderen Worten: wirklich führen auf dem Wege zum Licht kann nur ein Meister der okkult-geistigen Erfahrung, dem es gegeben ist, bei völlig klarem Tagesbewußtsein und ohne jede Ekstase jederzeit die Welt des Geistes zu betreten und der außerdem wirklicher Beherrscher der okkulten Kräfte ist. Ein solcher Meister der okkulten Erfahrung kann nur geboren werden, nachdem er Jahrtausende vor seiner Geburt im Erdenkörper dazu bereitet wurde.

Selten nur wird ein solcher Meister geboren und noch seltener wird ein solcher Meister zum wirkenden Bruder der Leuchtenden des Urlichts bestimmt, um in klaren Worten den Menschen seiner Zeit die Lehre der Ewigkeit zu künden. Der letzte wirkende Meister war der Meister von Nazareth und heute erst erleben wir von neuem das Wunder, daß ein Meister aus den Leuchtenden des Urlichts wirkend unter uns tritt und uns seine Lehre kündigt: Dieser wirkende Bruder der Leuchtenden des Urlichts ist Bô Yin Râ.

Es ist wahrlich kein „Zufall“, daß dieser Meister gerade heute unter uns Menschen des Westens lebt und lehrt. Die ungeheure Katastrophe des intellektuellen Materialismus, welche wir alle schäudernd miterlebt haben, hat nicht zuletzt dazu geführt, daß ein so überaus seltenes Ereignis in der Geschichte der Menschheit heute sich wiederholt. Wenn die Menschen bei all' ihrer

intellektuellen Lebendigkeit und Regsamkeit nicht in so tiefem geistigen Schlafe befangen wären, sie würden erstaunen ob des Wunders, das sich heute unter uns begibt!

Ja, allen Suchenden sei es nachdrücklichst gesagt; Bô Yin Râ ist der Führer für uns, der einzige Führer, der uns aus Suchenden zu Findern machen kann!

Kluge Verstandesmenschen werden mich überlegen lächelnd fragen: Woher kannst Du das wissen? Denen sei geantwortet: Mit dem Verstande weiß ich's freilich nicht, sonst könntet Ihr ja zu gleichem Wissen gelangen. Aus mir spricht auch nicht jugendlicher Enthusiasmus oder Überschwang des Gefühls, denn ich bin ein 54jähriger Arzt, der in seinem Berufe an nüchterne und objektive Beobachtung gewöhnt ist. Ich weiß es mit der Gewißheit des Herzens, einem Wissen, das gewisser und sicherer ist als Euer Wissen des Verstandes. Ich weiß es, weil ich diese Lehre des Bô Yin Râ jahrelang erlebt und gelebt habe und dadurch die Gewißheit erlangte, daß uns hier von der ewigen Wahrheit und Wirklichkeit des Geistes Kunde gegeben wird. Diese Lehre ist in mir Leben geworden, ich bin dank dieser Lehre aus den Träumen der Andern erwacht und lebe nun ein eigenes, bewußtes Leben; ich bin dank dieser Lehre seelisch und physisch ein neuer Mensch geworden!

Das sind freilich keine „Gründe“ in Eurem Sinne, die Ihr alles „begreifen“ und „erfassen“ müßt und niemals in Eurem Innersten etwas erlebt habt.

Doch genug von den Menschen des Verstandes, zu denen ich ja eigentlich gar nicht sprechen wollte, ich wende mich nun wieder zu den Suchenden.

Du Suchender, der Du die Lehre des Bô Yin Râ kennen lernst und dabei im Innersten Deines Herzens ahnend fühlst: Hier ist Wahrheit und Wirklichkeit, zu Dir will ich sprechen, Dir möchte ich aus eigenem Erleben heraus hilfreiche Winke geben.

Wenn Du an die Lehre des Meisters herangehst, dann hüte Dich vor allem vor Deinem Verstande, vor Deinem Verstehenwollen und vor Deinem Wissenwollen! Gewiß müßt Du die gedruckten Worte der Bücher verstehen können und verstehen wollen, aber dieses Verstehenkönnen ist erst der erste Schritt auf dem Wege, die erste Stufe der Aneignung dieser Lehre. Wie ein Kind erst das A B C erlernt, um lesen zu können, so ist Dein

Verstehen der Worte nur elementare Vorbedingung für Späteres und Höheres.

Ich habe viele Suchende kennen gelernt, welche mit der Lehre nicht weiterkamen, weil sie sich mit dem Verstehenkönnen der Worte begnügten und daran schon ihre Freude hatten. Wohlweislich hat Bô Yin Râ in seinen Büchern vor dem Glauben gewarnt, daß hier ein neues System östlicher Philosophie gelehrt werde. Was hier gelehrt und gegeben wird, ist wahrlich mehr als ein Gedankengebäude, deshalb ist auch das Letzte und Tiefste dieser Lehre nicht mit dem Denken zu gewinnen. Das Denken ist nur Mittel und Werkzeug zur Aneignung dieser Lehre; was sie uns im letzten Grunde geben kann und will, das ist nur durch innerstes Erleben zu gewinnen.

Wenn ich hier vor dem Verstande warne, so heißt das nicht, daß ich den Verstand geringschätze oder verachte. Der Verstand ist und bleibt ein notwendiges Werkzeug des Menschen und ist zu unserem Leben in der Außenwelt unentbehrlich. Er ist ein nützlicher Diener des Menschen, der nur dann gefährlich und feindlich wird, wenn er sich zu unserm Herren aufwirft.

Ich weiß sehr wohl, daß man sich der bedenklichsten Mißdeutung aussetzt, wenn man in solcher Weise vom Verstande zu sprechen wagt, noch dazu in einer Welt, der der „gesunde Menschenverstand“ über alles geht. Die Enthusiasten des Verstandes wissen und sehen freilich nicht, daß unter der Flagge des vielgerühmten „gesunden Menschenverstandes“ nur zu oft der größte Unsinn und Wahn segelt.

Um es noch einmal zu betonen: der Verstand ist und bleibt bloßes Werkzeug des Tieres in uns, denn auch die Tiere haben ihren Verstand, der jeweils ihren Lebensbedürfnissen genau angepaßt ist. Der Verstand ist daher nur so lange nützlich, als er in der ihm zugewiesenen Sphäre Diener bleibt. Gefährlich und zu unserm Feinde wird jedoch der Verstand, wenn er seine Sphäre verläßt und sich anmaßt, in der höheren Sphäre des Geistes Richter zu sein. Dieses Reich des Geistes ist nicht mit dem Denken und nicht mit dem Verstande zu erreichen und zu gewinnen, sondern nur durch Innewerden, durch Innigkeit und Innerlichkeit.

Diese Innigkeit des inneren Erlebens ist aber nur dem Gefühl vorbehalten und was von dem Suchenden verlangt wird, der das Reich des Geistes und damit das Reich der ewigen Wahrheit

und Wirklichkeit sucht, das ist eben dies: daß er lernt, „die Lichter im Menschen umzustellen“, d. h. an die Stelle des Denkens das Gefühl zu setzen.

Suchende gibt es unzählig viele, aber Finder können nur diejenigen werden, denen dieses Umstellen der Lichter gelingt.

Du Suchender, laß Dir von einem raten, der es selbst in sich erlebte und es auch an zahlreichen Suchenden bestätigt fand, die seinen Lebensweg kreuzten: mißtraue Deinem Denken und Deinem Verstande dann, wenn er auch da dich beraten und leiten will, wo nur tiefinnerstes Erleben Dich zum Ziele führen kann.

Wenn Du der Lehre des Bô Yin Râ nahekommst, so wähne nicht, daß Dir hier eine „Philosophie“ gegeben wird, sondern stelle Dich ganz aufs Fühlen und aufs innerste Erleben ein, nur so kannst Du die köstliche Süße dieser Lehre wirklich schmecken, nur so kannst Du das finden, was Du in dieser Lehre suchst. Ich kenne Suchende, welche nun schon jahrelang dieser Lehre zugetan sind, jedes neue Buch des Bô Yin Râ sofort erwerben und von diesen Büchern nicht mehr loskommen und dennoch stehen sie draußen als Proselyten des Tors, weil es ihnen nicht gelingen will, die rein verstandesmäßige Einstellung zu dieser Lehre zu überwinden.

Es ist unsagbar schwer, solchen ringenden und suchenden Seelen zu helfen, weil man ihnen das Umstellen der Lichter nicht „vormachen“ kann, wie man etwa eine gymnastische Übung vormacht. So suchen denn solche Menschen weiter und weiter, bis ihnen endlich gelingt, was hier gefordert wird oder bis sie des Suchens müde werden.

Es ist ja auch wahrlich nicht leicht, diese Umgestaltung des inneren Menschen zu bewirken und es gehört dazu eine zähe und beharrliche Geduld.

Nächst dem Verstande ist die Ungeduld allen Suchenden feindlich und gefährlich! Diese Ungeduld findet man nur zu oft bei Suchenden, weil sie beim ersten Bekanntwerden mit der Lehre nur zu leicht dem Wahn erliegen, das Ziel wäre gar nicht so schwer zu erreichen.

Wenn sie nur bedenken möchten, was hier gefordert wird: eine völlige Umgestaltung des ganzen inneren und äußeren Menschen, eine Wiedergeburt, dann würden sie ihre menschlich gewiß begreifliche Ungeduld zu zügeln wissen. Im letzten Grunde soll doch der ewige Geistesmensch, der vom Tiere überwuchert,

in uns schlummert, wieder zum Leben erwachen. Wir sollen eine Verkörperung des Geistes werden!

Ein so hohes Ziel kann nicht im Handumdrehen erreicht werden, es vergehen Jahre, bis der Umwandlungsprozeß vollendet ist und alle Ungeduld ist hier nur hemmend und feindlich.

Du Suchender sollst auch nicht scheel auf andere Weggenossen blicken, welche Dir begegnen und von denen Du merkst, daß sie weiter auf dem „Wege“ sind als Du und sollst vor allem nicht fragen: Warum bin ich trotz aller Beharrlichkeit des Suchens nicht ebenso weit?

Bedenke, daß jeder Mensch seinen Weg geht, um sein Ziel zu erreichen und daß keiner Dir zu sagen vermag, wann Du Dein Ziel erreicht haben wirst. Voll inniger Hingabe, alles dreiste Dreinreden Deines Verstandes nicht beachtend, gehe Du vertrauend auf die geistige Hilfe, deren Du sicher sein darfst, Deinen Weg des Suchenden und bald wirst Du spüren, daß Du zum Finder geworden bist, wenn es Dir gelungen ist, Deinem innersten Fühlen und Erleben mehr zu vertrauen als Deinem Verstande.

Vergiß nicht, daß diese Lehre das Erleben der Wahrheit und Wirklichkeit des Geistes kündigt, sie macht nicht nur Dein Innenleben unermesslich reich, auch Dein Leben in der Außenwelt wird sich unter Leitung dieser Lehre von Grund aus umgestalten. Die Lehre des Bô Yin Râ verurteilt jede asketische Weltverneinung, jede quietistische Tatenlosigkeit, vielmehr fordert sie von Dir unermüdliches Wirken in der Außenwelt. Schreibe Dir die Worte des Meisters in Dein Herz, mit denen ich meine Betrachtung schließen will:

„Wer nicht bei seinem Suchen nach der innersten Wirklichkeit von Tag zu Tag die Kräfte zu äußerem Tun und Wirken in sich wachsen fühlt, der ist auf falschen Bahnen . . .“

Sünden wider die Natur.

Von Dr. Justus Volhard.

Mens sana in corpore sano.

Die „Magischen Blätter“, die nun seit fast fünf Jahren einen immer größeren Leserkreis um sich versammeln, bezwecken in erster Linie, die Menschheit von dem immer mehr um sich greifenden Materialismus abzuwenden und einer höheren, edleren, gesteigerten Innenkultur zuzuführen. Aber dieses Besinnen auf sich selbst, die Einstellung auf veredeltes, geistiges Menschentum, erfordert Anspannung aller sittlichen und geistigen Kräfte, die im Menschen schlummern; und um mich eines ganz groben Vergleiches zu bedienen: wie eine Maschine, noch so fein durchdacht, nicht das höchste leistet, was man von ihr nach ihrer Konstruktion erwarten kann, wenn kein hochwertiges Heizmaterial da ist, sie zu bedienen, so auch in dem noch viel feiner, noch viel verwickelter zusammengesetzten Mechanismus, den wir Mensch nennen: er ist auf Grund falscher Ernährung in erschreckend viel Fällen nicht in der Lage, den hier aufgestellten Anforderungen zu genügen. Es scheint daher angebracht, auf die furchtbaren Fehler hinzuweisen, die in stetig wachsendem Maße von alt und jung, von reich und arm in unserer Ernährung gemacht werden, ohne dem einzelnen zum Bewußtsein zu kommen; erst wenn hierin durch stetig wachsende Einsicht eine Wandlung eintritt, werden wir ein Geschlecht heranwachsen sehen, auch körperlich fähig, den erhöhten geistigen Ansprüchen gewachsen zu sein.

I. Unser täglich Brot gib uns heute.

Unser wichtigstes Nahrungsmittel ist das Brot. Was es heißt, ungenügend mit Brot versorgt zu sein, haben wir während der vierjährigen Hungerblockade mit Schrecken am eignen Leibe erfahren. Brot stellen wir her aus Roggen oder Weizen. Nun ist eigentlich, nach den Erfahrungen des Weltkrieges, gar kein Zweifel mehr zu hegen an der Berechtigung folgender Forderung: Wir sollen mit allen Mitteln versuchen, die Bewohner unseres Landes, soweit als irgend möglich, mit den Nahrungsmitteln zu versorgen, die wir selbst auf eigener Scholle erbauen. Deutschland produziert nun, auf Grund seiner Bodenbeschaffenheit, die wir nicht willkürlich ändern können, drei mal so viel Roggen, wie Weizen. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß wir in allererster Linie unsern

Brotbedarf mit Roggen decken müssen, und Weizen nur in ganz besonderen Fällen zur Brotbereitung heranziehen sollen.

Was geschieht dagegen: Das früher allgemein im deutschen Haushalt verwendete, aus reinem Roggen hergestellte schwarze Brot verschwindet immer mehr; selbst auf dem bäuerlichen Frühstückstisch ist es nur noch in ganz entlegenen Dörfern zu finden. Jedermann verlangt das Brot so weiß wie möglich, weist dunkel gefärbte Backware entrüstet zurück, und glaubt, damit sich und seinen Familienangehörigen einen besonderen Liebesdienst zu erweisen. Der Bäcker wiederum hat das Bestreben, möglichst den Wünschen der Kundschaft entgegenzukommen; er wird also bestrebt sein, sein Brot immer weißer zu liefern, und damit wird die Nachfrage nach weißem Mehl auf dem Nahrungsmittelmarkt immer größer. Nachfrage und Angebot kommen in unserer Zeit des gesteigerten Verkehrs immer in ganz kurzer Zeit zum Ausgleich: Um den Bedarf nach weißem Mehl zu decken, wird in steigenden Mengen ganz unnötiger Weise argentinischer Weizen importiert, und unser guter, vollwertiger Roggen wandert über die Grenze, um polnische Mastschweine zu befriedigen. Aber selbst den wenigen Roggen, der im Lande verbleibt, verderben wir noch durch unsere hochkultivierte Müllerei: den schlummernden Roggenkeim, den wertvollsten Bestandteil, trennen wir ab, mit seinem hohen Gehalt an Lezithin, dem wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz; das Eiweiß der äußeren Umhüllung wird auch erst entfernt, mitsamt seinem wertvollen Gehalt an Nährsalzen, und nur das Innerste vom Korn, das fast nur noch aus Stärke besteht, nehmen wir für unsere Ernährung in Anspruch. So vergeuden wir das Wertvollste, was uns die Natur gegeben. Und damit nicht genug. Weiß wie Schnee muß das Mehl aussehen, wenn es vor unsern Hausfrauen Gnade finden soll; was geschieht, um ein, ob seines erhöhten Eiweißgehaltes etwas gelblich ausfallendes Mehl leichter verkäuflich zu machen? Es wird künstlich mit Chlor gebleicht, ein Verfahren, welches zwar den Wunsch nach schneeweißer Ware restlos erfüllt, aber eine schwere Versündigung an der Volksernährung darstellt. Der Rest von den geheimnisvollen Vitaminen, den Trägern der Lebenskraft, wird durch diese gewaltsame Maßregel noch vollends zerstört. Die Anwendung des Chlors in der Müllerei, ursprünglich eine amerikanische Erfindung, ist jetzt im Heimatlande dieses neuzeitlichen Verfahrens verboten. Nicht auf Grund des Sprichworts: Der Prophet gilt

nichts in seinem Vaterlande. Aber auf Grund eingehender, wissenschaftlicher, Forschung von amerikanischen Gelehrten, die sich speziell mit der Klärung der Vitaminfrage befaßten. Die deutschen Müller aber machen Jagd auf die zur Chlorbehandlung des Mehls erforderlichen amerikanischen Lizenzen, und schleppen dafür, abgesehen von dem vollkommen naturwidrigen Verfahren, noch gutes deutsches Geld über den Ozean.

Mit einem Schlag lassen sich diese, ganz kurz skizzierten Mißstände nicht ändern. Aber viel wäre schon geschehen, wenn ganz allgemein das gute, dunkle, deutsche Hausbrot wieder seinen Ehrenplatz auf unserem Tische fände und die knusprigen Kaisersemmeln, Schrippen, Franzbrötchen zur Feiertagsleckerei ernannt würden. Dann würde der Bedarf an inländischem Roggen steigen, der valutaschädliche Import von Weizen nachlassen, und, was das wichtigste wäre, die Volksgesundheit gewinnen; allerdings müßte man auch den Roggen mindestens auf 75 Prozent ausmahlen und alle minderwertigen Zusätze beim Einteigen vollständig unterlassen. Hoffen wir das beste!

II. In gärend Drachengift hast Du die Milch der frommen Denkart mir verwandelt!

Diesen Ausbruch gerechten Zornes, dem bedrängten Herzen Wilhelm Tells entquollen, müssen wir hier ausnahmsweise aus dem übertragenen in das materielle übersetzen, wenn wir heutzutage der Milch, unseres idealsten Nahrungsmittels, gedenken. Wir sind heute, in unserm Zeitalter der Maschinen und der Elektrizität, bei der ungeheuren Bevölkerungsdichte der Großstädte, weit abgerückt von dem Idealzustand früherer Jahrhunderte, wo so ziemlich jeder, wenn auch im beschränkten Umfang, sein eigener Landwirt war. Wir wohnen zu weit vom Acker, sagt Naumann, der Prediger des Volkes. Vorüber ist also die Zeit, wo die Milch vom eignen Stalle, oder wenigstens durch die hilfsbereite Hand des Nachbarn, in unsere Kinderstube gelangte. Sehr lange, oft meilenweite Wege hat die Milch zurückzulegen, ehe sie beim Verbraucher in der Küche landet, und in welchem Zustande kommt sie häufig bei uns an! Die statistischen Zahlen über die Säuglingssterblichkeit wissen davon ein trauriges, aber beredtes Lied zu singen. Milch ist an und für sich ein vollkommenes Nahrungsmittel. Sie enthält im Durchschnitt 3 Prozent Fett, 3-4 Prozent Eiweiß, 4 Prozent Zucker,

alle Bestandteile in Form feinsten Verteilung, in Emulsion, demgemäß von der Natur dazu bestimmt, auch von dem schwachen, kindlichen Organismus restlos aufgenommen und verwertet zu werden. Aber die Milch verbleibt in diesem, für die Ernährung idealsten Zustande bei unsachgemäßer Behandlung nicht lange. Die Natur selbst will ja überhaupt von einem Zwischentransport zwischen Erzeuger und Konsument nichts wissen. Das Kind saugt an der Mutterbrust, das Kalb am Euter; die Natur hat selbst für die richtige Temperatur und für die Aufnahme in reinem, unverdorbenen Zustand gesorgt. Aber dieser Idealzustand kommt für die große Allgemeinheit ja gar nicht in Frage. Die Milch wird meist erst geraume Zeit nach ihrer Gewinnung verbraucht. Und in dieser Zeit ist sie bei unsachgemäßer Behandlung mannigfacher chemischer Zersetzung ausgesetzt. Der Milchzucker geht unter dem Einfluß von Milchsäurebazillen in Milchsäure über; die auftretende Säure bringt das ursprünglich in Emulsion vorhandene Eiweiß zum Gerinnen; die Milch hackt, sagen die Hausfrauen. Aber man denke nicht, daß diese namentlich im Sommer so häufig auftretende Erscheinung nicht bis zu einem gewissen Grade zu verhindern wäre. Meist nicht mehr von der Hausfrau. Da ist es schon zu spät. Aber vom Produzenten. Denn die Milch, die bei peinlichster Sauberkeit gewonnen wird, also keine Kotteilchen enthält, bleibt selbst im heißen Sommer bei Zimmertemperatur dreimal 24 Stunden frisch. Einwandfreie Versuche von Soxhlet, München, haben diese Tatsache einwandfrei erwiesen. Vergleichende Melkversuche, nach Bauernmanier und nach hygienisch einwandfreien Gesichtspunkten haben gezeigt, daß je nach Melkart die Haltbarkeit der Milch zwischen 8—72 Stunden schwankt. Gewiß eine eindringliche Mahnung an alle Produzenten, sich im Kuhstall peinlichster Sauberkeit bei allen Handierungen zu befleißigen. Aber auch die Fütterung spielt eine große Rolle. Und in dieser Richtung werden noch aus Unwissenheit oder Gedankenlosigkeit ungläubliche Fehler gemacht. Gute Milch kann man nur erzielen, wenn einwandfreies Futter über das Existenzminimum hinaus verabreicht wird. Dieses „Produktionsfutter“ muß aber alle Bestandteile enthalten; die wir von einer einwandfreien Milch verlangen können, also außer Fett und Eiweiß, genügend Mineralsalze, in erster Linie phosphorsaure Salze. Denn die Milch, die im ersten Jahre dem Neugeborenen fast ausschließlich zur Nahrung dient, soll das Material liefern zu einem widerstandsfähigen Knochen-

gerüst, und das ist ohne phosphorsauren Kalk nicht denkbar. Wenn also der unverstündige Rübenbauer, wie es oft geschieht, seinem Milchvieh ungeheure Mengen von ausgelaugten Schnitzeln füttert, die er von seiner Zuckerfabrik zurückerhält, so kann er von diesem Material, das aller mineralischen Nährsalze beraubt ist, keine gute, bekömmliche Milch erwarten. Die Kälber, die er mit solcher Milch aufzieht, bekommen Rachitis, und den kleinen Kindern, die auf solchen Stall angewiesen sind, geht es nicht viel besser. Es muß also noch viel zur Aufklärung unserer Kuhbauern geschehen, bis wir für unsere Ernährung überall auf eine Milch von einwandfreier Beschaffenheit rechnen können.

Aber selbst wenn wir das Glück haben, gute, vollwertige, frische Milch ins Haus zu bekommen, laufen wir immer noch Gefahr, durch falsche Behandlung die wertvollsten Bestandteile der Milch einzubüßen. Die Milch wird von der Mutter Natur mit 37° Celsius geliefert und soll eigentlich in diesem Zustand verbraucht werden. So ist sie am bekömmlichsten und von höchster Verdaulichkeit. Jedes längere Erhitzen und namentlich das lange Sterilisieren im „Soxhlet“ vermindert die Verdaulichkeit des in der Milch enthaltenen Eiweißes und zerstört die lebenswichtigen Vitamine. Kurzes Erhitzen und rasches Abkühlen ist die einzige Konzession, die ängstlichen Gemütern von der neueren Forschung gemacht werden kann, alles weitere ist vom Übel.

Und zum Schluß: Wer soll Milch trinken? Alle, nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen, und von denen besonders solche, die geistig arbeiten müssen. Unter ein Viertelliter sollte niemand heruntergehen. Diese Menge, täglich mit einem Stück Vollkornbrot genossen, ist für die Erhaltung unserer Nervensubstanz und unserer geistigen Potenz wichtiger, als all die angepriesenen, im Laboratorium hergestellten Sanatogene, Hämatogene usw. und andere Stärkungsmittel, von den Stimulantien ganz abgesehen, deren verheerende Wirkung mein verehrter Freund Laarß in diesen Blättern so ergreifend zum Ausdruck gebracht hat.

III. Zurück zur Natur.

Wie ist die Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

Wir könnten die Beispiele von Versündigungen an der Natur in unserm überkultivierten Haushalt noch beliebig vermehren. Ich erinnere an die mißachtende Behandlung der Gemüse und der

Kartoffeln, Träger wichtiger Mineralsalze, in den bierfeuchten Gegenden von Bayern; jeder Tourist, jeder Kurgast, der die naturbevorzugten Gefilde von Südbayern aufgesucht hat, wird mir bestätigen, welche klägliche Rolle das Gemüse auf den Speisekarten in den biergesegneten Wirtschaften Altbayerns spielt. Aber auch in den nördlichen Teilen Deutschlands gibt es Hausfrauen genug, die durch Abwellen der Gemüse und Weggießen der dabei erhaltenen Brühe das Gemüse zum größten Teil der lebenswichtigen Mineralsalze und Vitamine berauben. Genug davon. Es erübrigt noch, an einigen besonders in „die Augen fallenden Beispielen die tiefe Wahrheit meiner Ausführungen darzutun, damit mir nicht die Leser der „Magischen Blätter“ das Goethewort entgegenschleudern: Grau, Freund, ist Deine Theorie, grün ist des Lebens goldner Baum! Seit vielen Jahren ist in Indien, bei den Hindus, eine Stoffwechselkrankheit heimisch, die unter dem Namen Beri-Beri das Interesse der ganzen wissenschaftlichen gebildeten Menschheit hervorgerufen hat. Sie wurde jahrzehntelang der einseitigen Ernährung der indischen Bevölkerung mit Reis in die Schuhe geschoben. Nun wäre es aber doch ein höchst merkwürdiger Zufall, wenn in einem Lande ein Volk, dessen Lebensweise seit Jahrtausenden die gleiche ist, das also seit undenklichen Zeiten den Reis als Hauptnahrung genießt, dessen Ströme durch jährliche Überschwemmungen immer wieder fruchtbaren, jungfräulichen Böden anschwellen, ausgerechnet in den letzten Jahrzehnten mit dem Reis als Hauptnahrung nicht mehr auskommen könnte! Der Grund liegt vielmehr auf anderem Gebiet. Mit der fortschreitenden Kultur haben die modernen Müller, die in der Roggen- und Weizenverarbeitung schon so viel Unheil angerichtet haben, ihren Einzug auch in die Haupthandelsplätze von Indien gehalten. Der gelblich bis braun aussehende Naturreis, der vorher nur durch einen Schälprozeß von der unverdaulichen, verholzten Hülse befreit worden war, wird jetzt durch modernste Maschinen des schlummernden Keims, der Silberhaut beraubt, Teile des Reiskorns, in denen die wichtigsten Nährstoffe aufgespeichert waren; und der schneeweiß sich präsentierende, aber ein ganz unvollständiges Nahrungsmittel abgebende, glatt polierte Reis ist nun nicht mehr im Stande, seine Erbauer ausreichend zu ernähren. Man hat dies auch sehr wohl erkannt und hat bereits angefangen, die technisch so vollkommen arbeitenden Reiverschönerungsmaschinen wenigstens aus dem Mutterlande zu entfernen; überall da, wo den Verbrauchern der

gelbbraune, entschälte; aber nicht abgeschliffene Reis zur Verfügung gestellt wurde, schwand auch die gefürchtete Beri-Beri-Krankheit, und damit das Zeichen der zunehmenden Unterernährung, eine ernste Mahnung der Natur, nicht aus überempfindlichen ästhetischen Gefühlen wertvolle, von der Natur gelieferte Nährstoffe achtlos bei Seite zu werfen. Ein weiteres, berühmtes Beispiel über die lebenswichtige Bedeutung der Vitamine, Lezithine, oder wie die von der Natur gelieferten Nervenbausteine heißen mögen, liefert die Bekämpfung der Kälberlecksucht im Donaumoos, über die seinerzeit Soxhlet berichtet hat. Der Sachverhalt ist kurz folgender: Die im Donaumoos aufgewachsenen Kälber zeigten namentlich im Winter auffallende Abmagerung, Knochenbrüchigkeit, kurz, alle Anzeichen von Unterernährung, namentlich des Knochengerüsts, Erscheinungen, die ja auch aus der Kinderstube unter dem Namen Rachitis genügend bekannt sind. Im Sommer, wenn die Tiere zur Weide gingen, trat merkliche Besserung ein, im Winter, wenn die Tiere das von den Moorzweigen geerntete Heu verzehrten, trat die Krankheit mit erneuter Heftigkeit auf. Soxhlet konnte zeigen, daß das von diesen Wiesen geerntete Gras in frischem Zustand gerade noch so viel phosphorhaltiges, rasch vom Tierkörper aufnehmbares Lezithin enthält, um den Mindestbedarf des wachsenden Tieres zu decken. Beim Trocknen des Grases, also bei der Heuwerdung, trat aber schon in günstigen Sommern eine teilweise Zersetzung des Lezithins auf; die Phosphorsäure verschwindet beim Trocknen des Grases zwar nicht, wird aber so schwer löslich, daß bei dem schon an und für sich geringen Lezithingehalt des Moorzweihenheu nun im getrocknetem Zustand das Heu den Phosphorbedarf des wachsenden Tieres nicht mehr decken kann. Verfütterung von frischem Gras, Heu von fetten Wiesen, Beigabe von lezithinreichem Futter (Leinöl), brachten die Krankheitserscheinungen schnell zum Verschwinden. Aus diesen Betrachtungen läßt sich unschwer der Widerwillen unserer braven Soldaten gegen das Dörrgemüse (Drahtverhau nannte es der Krieger) erklären. Er empfand instinktiv, daß das Gemüse, sonst der Träger der Vitamine, Mineralsalze und Lezithine, durch das Dörren seines wichtigsten Nährstoffes beraubt war, den übermäßig angestregten Nerven also unmöglich Bausteine zur Ergänzung der verbrauchten Nervensubstanz liefern konnte.

Und zum Schluß noch ein Beispiel aus dem eignen Forschungsgebiet unserer Anstalt, das insbesondere die tiefe Wahr-

heit der in diesen Blättern vor kürzen ausgeführten Liebig'schen Lehren veranschaulichen soll. Die eben erwähnte Knochenbrüchigkeit der Rinder war in erschreckender Weise, seuchenartig, zum Ausbruch gekommen im sächsischen Erzgebirge, in einigen besonders hoch gelegenen Dörfern unmittelbar am Kamm. Eingehende Untersuchungen an Ort und Stelle lehrten, daß nur eine äußerst dünne Schicht Ackerkrume vorhanden war; diese dünne Schicht war aber seit Jahr und Tag nur mit Stallmist gedüngt worden, ohne vollständigen Ersatz der durch die Ernten entnommenen Mineralsalze. Derartig an Pflanzennährstoffen, ins besondere, an Phosphorsäure verarmtes Land konnte auch keine geeignete Nahrung mehr hervorbringen, selbst für den eigenen Viehstand, und eine immer furchtbarer um sich greifende Unterernährung war die Folge. Verfütterung von gutem, aus besonders fruchtbaren Gegenden importiertem Heu, Bereicherung des Bodens durch Versorgung mit Kalk und Phosphorsäure, brachten die Krankheit allmählich zum Verschwinden. Und damit wollen wir vorläufig unsere Betrachtungen schließen. Wenn mit diesen Zeilen veranlaßt wurde, daß eine Reihe von Lesern und Leserinnen mit etwas mehr Nachdenken an die vielen Ernährungsprobleme herangeht, die sich uns täglich immer wieder aufdrängen, so wäre der Zweck dieser Zeilen voll und ganz erreicht.

Die Magie der Hebräer.

(Nach den in der Kabbala denudata gesammelten Werken: Franck-Gelineks „Kabbala“, Joels „Religionsphilosophie des Sohar“ und Molitors „Philosophie der Geschichte“.)

Von Carl Kiesewetter.

(Schluß)

Weil nun zu allem magischen Schauen und Wirken außer der natürlichen Kraft und Stärke des Geistes und der Seele noch ganz besonders notwendig ist, daß die ganze Neigung und Willensintention eine bestimmte, feste Richtung hat, und der Mensch sich in völliger Übereinstimmung mit dem Gegenstand seiner Wünsche befindet, so wird in der schwarzen Magie nur derjenige erfolgreich wirken, der mit einer hohen geistigen Stärke eine ebenso große Verkehrtheit des Willens verbindet. Deshalb sagt auch der Sohar: „Der Mensch muß für dergleichen Dinge geordnet sein.

Bileam war dazu geordnet, denn er hatte einen Fehler im Auge¹, worunter jedoch nicht bloß ein körperlicher, sondern vielmehr ein moralischer Fehler zu verstehen ist, weil Bileam in der Kabbala als der Prototyp der Wollust, des Stolzes und des Neides gilt. — Überhaupt ist nach dem Sohar die äußere Physiognomie der objektive Ausdruck der Beschaffenheit der Seele², die demnach als organisierendes Prinzip gedacht wird. In dieser Beziehung behauptet denn auch die Kabbala folgerecht, daß jeder Schwarzkünstler etwas Verzerrtes oder Gebrechliches an sich habe³.

Der Virtuosität der weißen Magie im Guten entspricht die Virtuosität der Schwarzkunst im Bösen, die beide besondere Stärke der Seele und des Geistes voraussetzen, weshalb auch die Kabbala — in Hinsicht der Stärke — Bileam dem Moses gleichstellt⁴. Zauberer wie Bileam sind die Priester und Heroen im Reiche der Tumah, und es hat solcher überall und zu allen Zeiten gegeben. Die Kabbala rechnet zu ihnen die Nephilim der Tradition und die großen Magier der mosaischen Zeit, wie Jamnes und Jambres⁵ und Balak⁶.

Da nun die Kabbala dem Menschen eine sowohl auf das Schauen als auch auf das Wirken gerichtete magische Kraft beilegt, so tritt die Frage an uns heran, weshalb nach dieser Lehre das Herbeiziehen und die Mitwirkung einer Geisterwelt notwendig wird. Diese Frage wird zwar in der Kabbala selbst nirgends ausdrücklich aufgestellt, aber ihre Beantwortung ergibt sich leicht aus den Prinzipien der jüdischen Magie: Obschon der Mensch von Natur aus magische Kraft besitzt, so wird doch dieses Vermögen bei weitem erhöht durch den Einfluß anderer, mächtiger geistiger Wesen, und zwar hat er diese Hilfe um so nötiger, wenn er in Sphären gelangen will, für die seine eigene Kraft nicht ausreicht.

Was nun das magische Schauen betrifft, so muß das Erkennen der den äußern Sinnen örtlich oder zeitlich verborgenen, aber in natürlicher Verbindung stehenden Dinge unterschieden werden von der höheren Divination oder dem Voraussehen künftiger durch die freie Wahl der Menschen bedingter Begebenheiten.

¹ Tractat Aboth, Abschn. 5.

² Sohar Jithro, Fol. 78 u. zahlr. a. O.

³ Sohar Emor, Fol. 76.

⁴ Sohar Balak, Fol. 193.

⁵ 2. Timoth, 3, 8.

⁶ 4. Mose, cap. 22.

Allerdings kann der geistige Mensch durch das Entbundensein von den äußern Sinnen durch das innere, geistige Wesen der Dinge auf eine für ihn fühl- und bemerkbare Weise affiziert werden, infolgedessen er ohne alle fremde Beihilfe unmittelbar das Verborgene durchschaut und aus der Beschaffenheit desselben die dadurch verursachten Wirkungen erkennt. Er vermag daher auch, da nach kabbalistischer Lehre nicht nur jede Handlung eines Menschen eine Reschimah (Einzeichnung) hinterläßt, sondern auch alles Geschehene seit Beginn der Welt sich in den Äther eingräbt, die Zukunft vorauszusehen, insofern sie durch frühere Handlungen bedingt ist. Trotzdem hat diese unvermittelte Seherschaft ihre Grenzen, weil der innere Mensch nur von ihm Verwandtem affiziert wird. Je freier und höher entwickelt der geistige Mensch ist, desto weiter wird sich seine eigenste unmittelbare Anschauungs- und Aktionssphäre erstrecken. Wo aber diese endigt, hat er die Hilfe anderer geistiger Wesen nach kabbalistischer Lehre nötig, die sein inneres Schauen erweitern und ihm kund tun, was er selbst nicht zu schauen vermag. Darum lehrt die Kabbala auch bei den höheren Graden der natürlichen Magie den Einfluß und die Einwirkung geistiger Wesen, die sich gern und leicht zu den Menschen gesellen, die in ihr Gebiet hinein „imaginieren“.

Anders verhält es sich mit künftigen, vom freien Willen abhängigen Handlungen eines Geschöpfes oder mit dem Ratschluß der Gottheit und ihrem Eingreifen in die Schicksale des Einzelnen wie des Ganzen. Diese Dinge sind nur der Gottheit als dem absoluten selbständigen Urgrund bekannt und werden von dieser den Propheten durch einen freien Willensakt mitgeteilt¹.

Die Intellektualwelt ist eine in zahllose Stufen gegliederte Hierarchie von Wesen, die von der Gottheit nach unten emanieren, von ihr erhalten und regiert werden und um so höher und geistiger sind, je näher sie ihrem Urquell stehen. Die Gottheit, der absolute Urgrund, offenbart sich allen Geschöpfen, jedem nach seiner Art, auf doppelte Weise, auf eine innerlich subjektive und eine äußerlich objektive. Vermöge der ersteren erfüllt die Gottheit die Kreatur in der Art, daß der Schöpfer in seiner ganzen Unendlichkeit im Geschöpfe gegenwärtig, diesem innerlich unmittelbar nahe und gleichsam nur allein für es vorhanden ist. Vermöge der letzteren jedoch ist die Gottheit zwar der eine allgemeine Gott für alle Geschöpfe der intellektuellen und materiellen Welt, aber er befindet

¹ Vgl. Jes. 46, 10 und Daniel 2, 27–30.

sich außerhalb der Geschöpfe und teilt sich ihnen auf eine äußerliche geistige Weise mit, in der Art, daß die der Gottheit zunächst stehende Stufe der Intellektualwelt den göttlichen Einfluß unmittelbar empfängt und mittelbar auf die untern Stufen überträgt, die sich stufenweise ineinander abspiegeln. So gelangen die göttlichen Offenbarungen nach unten, und die niedern erhalten nur so viel Einsicht, als ihnen die obern mitteilen; endlich empfangen die Offenbarungen — namentlich die unglücklicher Ereignisse — die „Vollzieher der Strenge“ (die finstern Wesen) und zeigen die bald in Erfüllung gehenden den Menschen im Traume². Deshalb ist nach kabbalistischer Lehre auch in vielen Fällen des finstern magischen Schauens und Wirkens die Beihilfe der Dämonen nötig, die sich gern freiwillig zu den Menschen gesellen, sobald diese in ihre Sphäre magisch einzugreifen beginnen.

Die schauende Naturmagie ist sowohl auf das äußere Sinnliche als auch auf das innere Übersinnliche gerichtet. Die äußerlich schauende Magie besteht in den Versuchen, aus den Erscheinungen und Veränderungen in den äußern sichtbaren Dingen den verborgenen Willen ihrer unsichtbaren Lenker und damit die Zukunft zu erforschen und zerfällt in zwei Abteilungen, deren erste die Aufmerksamkeit auf die obern himmlischen, die letzte jedoch auf die untern irdischen Dinge richtet. Die erstere wird Monen, die letztere Nischusch genannt.

Unter Monen versteht man die gesamte Astrologie samt der Tagewählerei durch astrologische Elektionen. Die Tagewählerei ist verboten, ebenso das unbedingte Vertrauen auf die astrologischen Schicksalssprüche und das Einrichten des Lebens nach den Konstellationen des Himmels. Doch ist die Astrologie als Naturweisheit erlaubt, und der gläubige Jude soll die Aussprüche der Astrologen nicht verachten, sondern beherzigen; er darf sie jedoch nicht als untrüglich ansehen, weil alle natürlichen Mantiön die Zukunft nur mit bedingter Gewißheit verkünden².

Der Nischusch ist also die wahrsagende Deutung der Erscheinungen und Veränderungen irdischer Dinge und gründet sich darauf, daß nach kabbalistischer Lehre erstens alles beseelt ist und das Himmlische sich dem Irdischen sowohl mitteilt als auch einprägt. Das Innerste der Elemente ist geistiger Natur und von Intelligenzen belebt, die ihren Einfluß und ihre Wirkung selbst

¹ Nischmath Chaiim, Fol. 122 u. 132.

² Tract. Pesachim, Fol. 91.

auf die Vögel und vierfüßigen Tiere ausdehnen¹. Zweitens gründet sich der Nischusch darauf, daß es keinen reinen Zufall gibt, sondern daß alle Dinge auf der Welt in einem innern geistigen Zusammenhang stehen und sich aufeinander beziehen.

Der Nischusch schöpft daher seine Weissagungen aus allen Reichen der Natur, aus meteorologischen Erscheinungen, aus dem Rauschen der Bäume, aus dem Verhalten des Feuers wie der Tiere, besonders der Vögel, aus den Eingeweiden der Opfertiere, den Angängen, Anzeichen usw. und umfaßt bei weitem die meisten der zum Teil noch heute üblichen niederen Wahrsagekünste.

Die innerlich schauende Naturmagie beruht darauf, daß der Mensch durch verschiedene Manipulationen und Methoden seine Sehergabe entwickelt und sich so auf künstliche Weise mit der innern Naturwelt in Verbindung setzt. Auch die innerlich schauende Naturmagie hat verschiedene Stufen, deren unterste Kosem K'samini genannt wird; auf dieser wird ein mehr oder minder klares Hellsehen durch die Kleromantie mit ihren Unterarten², sodann durch Hypnotismus und Mesmerismus, also durch das Blicken auf glänzende Gegenstände, Spiegel, blanke Messer und Pfeile, Wasserbecken usw. sowie endlich durch das Auflegen der Hände erzeugt³. — Die Kleromantie oder Looswahrsagung beruht jedoch nicht allein auf einer bewirkten innern Konzentration der Seele, sondern auch gleichzeitig auf der Übereinstimmung des äußern magischen Aktes mit der innern Ordnung der Dinge selbst; und wird daher nur insoweit von Erfolg begleitet sein, als diese Übereinstimmung vorhanden oder hergestellt ist⁴. — Bei dem magischen Schauen bedienen sich die Magier vielfach junger Leute, die noch keinen Umgang mit Frauen gehabt haben, unter der Voraussetzung, daß sich die Unschuld noch in ungetrübter Verbindung mit dem Wesen des Seins befinde⁵.

Die zweite, höhere Stufe der schauenden Naturmagie ist das Doressh ha Methim, ein Befragen der Toten, das jedoch nicht mit der Nekromantie zu verwechseln, sondern eher als eine Art Inspirationsmediumschaft zu betrachten ist. Der Magier sucht hierbei durch Fasten, Beten gewisser Sprüche, Verbrennung von Rauch-

¹ Nischmath Chajim, Fol. 132, Etz ha Chajim, Fol. 248.

² 5. Mos. 18, 10, Moré Nebuchim 3. — Hosea 4, 12.

³ Hesekiel 21, 26, Nischmath Chajim, Fol. 126.

⁴ Nischmath Chajim; a. a.

⁵ Sohar Ci Thise, Fol. 191.

werk und Übernachten auf Gräbern eine Art Inkubation und den „Rapport“ mit geistesverwandten Verstorbenen herbeizuführen¹. Die dritte und geistige Stufe endlich ist die, auf der der Mensch sich nach mystischer Vorbereitung, Zurückziehen von allem Äußern und durch Anrufung bestimmter heiliger Schemoth (Namen) mit den „obern Sarim“ (Naturgeistern) in Verbindung setzt, um von ihnen Offenbarungen zu erhalten; — also wieder ein inspiriertes Medium, bei dem auch die „hohen Geister“ der Spiritisten nicht fehlen.

Die wirkende Naturmagie besteht in der Kunst, auf äußerem, physischen Wege die wirksamen Beziehungen im innern Elementar-nepesch der Dinge zu erregen und so irgend welche Wirkungen und Veränderungen hervorzubringen, wobei sowohl Leben auf Leben wirkt, als auch die Willensrichtung und Willensstärke des Menschen eine bedeutende Rolle spielen. Hierher gehören die magischen Heilungen, die auf Hypnose beruhende Augenverblindung, das Segnen organischer Wesen zur Beförderung ihres Wachstums und Wohlseins und endlich das Chober-Chaber genannte Besprechen resp. Bannen von Menschen und Tieren durch leise geraunte, manchmal keinen Sinn ergebende Zaubersprüche, die nach Moses Maimonides nur der Fixierung der Seelenkräfte dienen sollen, nach andern aber eine innere Kraft besitzen².

Die letzte Stufe der Naturmagie ist die Verbindung mit den Elementarwesen, um mit deren Hilfe Veränderungen sowohl im Leben der allgemeinen als auch der individuellen Natur hervorzubringen. Maimonides schildert einige hierher gehörende magische Gebräuche³, die im wesentlichen in einer entsprechenden Lebensweise, im Tragen von aus gewissen Metallen oder Metallmischungen gefertigten Amuletten, sowie in Reinigungen, Opfern und Rätcherungen bestehen.

Die schwarze Magie, der Kischuph, ist ebenfalls eine schauende und wirkende und wird von der Kabbala zwar als ein Werk der finstern Welt betrachtet, bei dem sich jedoch der dazu besonders veranlagte Mensch nicht rein passiv verhält, sondern selbsttätig mitwirkt, weshalb der Seher auch sagt: „Mancher macht Zauberei, und es gelingt ihm; ein anderer macht es ebenso und es gelingt“.

¹ Tract. Sanhedrin, Fol. 66, Hilch. Abodah Sarah, 6, 11.

² Hilch. Ebodah Sarah 6, 10.

³ More Nebuchim, Th. 3, Absch. 29.

ihm nicht, denn zu solchen Dingen muß der Mensch geordnet sein¹.“

Der schauende Kischuph besteht nach kabbalistischer Lehre entweder in der Beschwörung der „Satanim“ oder in der eigentlichen Nekromantie. Die Satanim sind gewissermaßen als Schédim der tiefsten Stelle zu betrachten, als außer der irdischen Beschränkung lebende, geistig schauende, nicht an Zeit und Raum gebundene Wesen, die insofern einen Blick in die Zukunft haben, als diese nicht von den freien Handlungen der Menschen abhängt; sie täuschen die Zauberer meist und belügen sie.²

Die Beschwörung der Satanim geschieht zum Teil dadurch, daß durch schamanisches Tanzen, Toben, Drehen, Heulen, durch Selbstverstümmelung usw. ein ekstatischer Zustand hervorgerufen wird, in dem die Satanim angeblich von den „Jidonim“ genannten Zauberern Besitz ergreifen und aus ihnen heraus sprechen³, oftmals findet aber auch eine förmliche Beschwörung mit blutigen Opfern und zur Materialisation dienenden Räucherungen statt⁴.

Die Nekromantie geschieht nach der Kabbala durch Einwirkung auf den Habal de Garmin, das eigentliche Elementarnepesch, das sich von der Empfängnis an nicht wieder von dem irdischen Stoff trennt, sondern selbst in der Nähe des Grabes bleibt. Der Habal de Garmin, „durch dessen Kraft der Auferstehungsleib gebaut wird“⁵, hat die Gestalt des Körpers, schwebt über dem Grabe und kann von jenen gesehen werden, denen die Augen geöffnet sind⁶. — Da nun nach der Kabbala der Leichnam unter die Herrschaft der finstern Welt fällt, so ist die von den („Ob“ genannten) Nekromanten gewünschte und für den Toten mit großer Erschütterung⁷ verbundene Erregung des Habal de Garmin für die Satanim ein Leichtes. — Eine andere Nekromantie besteht darin, daß der

¹ P'kudai, Fol. 237.

² Midrasch Tanchumah, Fol. 29.

³ Hilch. Abedah sarah 6, 1.

⁴ Ben Djor: Anmerk. z. Sepher Jezirah, Fol. 5, Nischmath Chajim, Fol. 134.

⁵ K'bod Melech, Fol. 230. — Der Habal de Garmin ist für den Auferstehungsleib dasselbe organisierende Prinzip, das der Elementarnepesch für den lebenden ist.

⁶ Vgl. „Theorie der Geisterkunde“ von Jung-Stilling, § 209. — Eckartshausen kannte ein Rauchwerk, das, auf einem Kirchhof entzündet, über der Gräbern schwebende Schemen sichtbar machte. Aufschlüsse über Magie I, S. 64.

⁷ 1. Samuel 28, 15.

Zauberer den Schädel eines Verstorbenen¹ einräuchert und Beschwörungen spricht, worauf der Habal de Garmin zwar nicht sichtbar erscheint, aber mit vernehmlicher Stimme antwortet².

Die wirkende schwarze Magie besteht der Kabbala zufolge in der Störung der Elemente und des Naturlebens mit Hilfe der Satanim, in Verfluchung von Menschen und Tieren, in der Stiftung von Haß und Feindschaft (schädigende Willensmagie), in der Erzeugung von Schmerz, Krankheiten und Tod von Menschen und Vieh durch böse, namentlich mit körperlichen Exkretionen geübte Sympathie. Ja, die Kabbala kennt selbst die Lykanthropie und den spezifischen Hexensabbat, wobei gewisse Salben und Öle eine große Rolle spielen³.

Die weiße Magie besteht in der Vergeistigung des Menschen durch ein aufrichtiges Streben nach oben, zum Göttlichen hin, wobei der Mensch nichts egoistisch für sich selbst zu erringen strebt, sondern das Heilige nur sucht, um aus freier, göttlicher, nur das Reine und Heilige liebender Gnade mit der Kraft des göttlichen Lebens erfüllt zu werden. Ist nun nach der Kabbala das Nepesch und der Ruach eines solchen Menschen dazu disponiert, so kann dessen N'schamah in Verbindung mit den Engeln und der göttlichen Welt treten, von dieser Offenbarungen erhalten und mit magischer Kraft ausgerüstet werden. Diese unmittelbare Verbindung mit der Gottheit, wobei alles Irdische und Stoffliche vergeistigt wird, ist die letzte, höchste Daseinsstufe, die heilige Manie.

¹ Dies sind die Teraphim der Bibel. Vgl. Pirke Eliezer, cap. 36: „Quid autem sunt Teraphim? Mactabant quendam primogenitum et avellebant caput ejus et condiebant illud salé et oleo scribebant que super laminam auream nomen spiritus ejusdam impuri et ponebant illud sub lingua ejus. Postea ponebant illud caput ad parietem et incendebant lampades coram eo ac procumbebant coram ipso et sic loquebatur simulacrum illud cum ipsis“.

² Hilch Abedah sarah 6, 1.

³ Nischmath Chajim, Fol. 133

Theorie einer natürlichen Magie.

Man könne, so meint der Verfasser¹, seines Zeichens Geheimer Justizrat und strenger Kantianer in seinen zahlreichen philosophischen Veröffentlichungen, das Wort Magie wieder zu Ehren bringen, indem man es auf verborgene, vielleicht praktisch verwertbare natürliche Willenswirkungen anwende. Und er weist darauf hin, daß Kant solche Willenswirkungen für möglich gehalten habe. Beweis: Kants kleine Schrift: „Von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein.“ Der Gedanke von Willenswirkungen, die bisher keine wissenschaftliche Basis haben, liegt nach Marcus überall in der Luft, auch ohne daß man deswegen auf okkultistische Behauptungen zurückzugreifen braucht.

Diese Basis erblickt der Verfasser in Kants Erkenntnistheorie. Er nimmt neben dem gewöhnlichen, reflexiven Denken ein latentes, organisches Denken an, das die Vorgänge in den Organismen zu organisieren und physische Veränderungen hervorzurufen imstande ist. Von diesem organischen Denken, das also ohne Überlegung im Verstande des Noumenon, wie er das Ich nennt, vor sich geht, nimmt er weiter an, daß es den Gesetzen der transzendentalen Logik, wie sie Kant für das Erkennen aufgestellt hat, unterworfen sei.

Der Begriff des organischen Denkens ist das metaphysische Substrat, das der Verfasser an die Stelle des teils psychologisch, teils metaphysisch gefaßten Begriffs des Unterbewußtseins gesetzt wissen will.

Es muß ungemein befremden, daß der Verfasser außer Kant eigentlich nichts kennen und nichts gelten lassen will. Als Kant seine Transzendentalphilosophie als Theorie der Erfahrung schrieb, nahm er die Erfahrung selbst als Tatsache hin. Marcus aber nimmt weder die metapsychischen Tatsachen — „von denen es nicht feststeht, ob sie Entdeckungen oder bloße Erfindungen sind“ — als allgemein bekanntes Erfahrungsgut hin, noch wendet er seine Theorie auf das Tatsachengebiet der Magie oder Metapsychik an. Ich habe den Eindruck, als ob Marcus viel zu viel an Kant leide und den Wert seines Steckenpferdes, der transzendentalen Methode puristisch überschätzt. Das wenige, was er an tatsächlichen Erfahrungen einfließen läßt, vermag seiner Theorie

¹ Theorie einer natürlichen Magie. Gegründet auf Kants Weltlehre, von Ernst Marcus. Verlag E. Reinhard, München 1924. Preis brosch. M. 3.—

kaum ein bescheidenes Relief zu geben. Dabei ist die Wucht der metapsychischen Tatsachen so gewaltig, der Drang nach einer plausiblen Erklärung so berechtigt, daß wohl jeder Leser in bezug auf das allerwichtigste sich schwer enttäuscht vorfindet. Eine Theorie der Magie wird an der Magie geprüft und in ihren Konsequenzen entwickelt!

Im übrigen spricht der Verfasser das organische Denken ganz analog dem reflexiven an, wie er ja auch beide Funktionen derselben logischen Gesetzen unterwirft. Und doch ist das organische Denken für uns so gut ein Ding an sich wie Schopenhauers Wille, nur daß sich für Marcus größere Schwierigkeiten ergeben. Schopenhauer war konsequent genug, das Fallen eines Steines als Wirkung eines Willens seiner Lehre einzuordnen. Wenn eines feststeht, so ist es dies, daß das organische Denken als organisierende Funktion in wesentlich gleicher Weise vom Menschen wie vom Tier zu gelten hat. Marcus behauptet, daß ich, um meine Bewegung zu beschleunigen, apriori den Begriff der Intensität oder des Grades haben und auf die Bewegung anwenden müsse. Wenn dem so ist, so behaupte ich, daß auch das Tier diesen Begriff besitzen muß. Hier aber macht Marcus Ausflüchte, indem er erklärt, von den Vorgängen im Tier wüßten wir nichts. Dabei hat er selbst zugegeben, daß wir auch das latente organische Denken nicht unmittelbar erfahren und beobachten können. Diese Schwierigkeit rührt daher, daß Marcus organisches und reflexives Denken zu wenig differenziert. Metaphysisch ein organisches Denken auch im Tiere anzunehmen, steht gar nichts im Wege, wie ja neuerdings der Begriff eines überindividuellen Seelischen sogar auf das Leben der Pflanzen ausgedehnt wird. (Becher).

Die metapsychischen Tatsachen beweisen — und dies wird ihnen eine hervorragende Stelle im System der induktiven Metaphysik anweisen — den Primat des Geistes über die Materie. Ideoplastie = Modellierung der Substanz durch die Idee (Geley), Gedankenmacht ätiologisch die Phänomene der Hysterie hervorzaubernd (Schleich, Gedankenmacht und Hysterie) sind Formulierungen dieses Weltanschauungssatzes, zu denen sich die Empirie gedrungen fühlt. Aber man hat sich davor zu hüten, dieses schöpferische, magische Denken nach Analogie des reflexiven Denkens zu vermenschlichen. Dem letzteren kommt nur erkennende Bedeutung zu. Kant hat diesen Unterschied klar erkannt, indem er das menschliche Denken in Gegensatz stellt zu einer „intellektuellen Anschauung“ oder einem „intuitiven Verstand“, d. i. ein Verstand, der das von ihm gedachte zugleich sinnlich anschaut, d. h. dessen Gedanken sich zugleich als Dinge materialisieren. „Der tätige Gebrauch der Or-

gane ist nichts als magisches, wundertätiges Denken, oder willkürlicher Gebrauch der Körperwelt; denn Wille ist nichts, als magisches, kräftiges Denkvermögen" — sagt Novalis in seinen „Magischen Fragmenten“. Diesen Ausdruck ziehe ich dem „organischen Denken“ vor.

Die Theorie des Verfassers wird solange in der Luft hängen, als er sich nicht herbeiläßt, sie auf die metapsychischen Tatsachen anzuwenden und ihre Vorzüge vor anderen Theorien in sachlicher Synthese nachzuweisen.

Dr. Henri Birven.

Laienbuddhismus in China

Das Lung shu Ching 'u wên des Wang Jih, hsiu

Von H. Hackmann.

Das Buch, das hier in der Übersetzung erscheint, bietet dem Leser Gelegenheit, in der Seele eines Chinesen zu lesen und zwar authentische Äußerungen über sein religiöses Leben. Es spricht zu uns ein gebildeter und gläubiger Buddhist aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts nach Christo. Wir befinden uns also vor der Zeit etwaiger christlicher Einflüsse. Zugleich aber haben wir auch ein Dokument gegenwärtigen religiösen Lebens vor uns. Denn bis zum heutigen Tage wird dies Buch noch immer von Unzähligen gelesen und ist der Ausdruck der verbreitetsten Volksfrömmigkeit in China.

Die Darstellung ist ungemein anschaulich. Die Lehren werden nicht nur theoretisch behandelt, sondern durch eine Menge Erzählungen lebendig gemacht. Kluge Argumente zu Gunsten der buddhistischen Weltanschauung, Vorschriften für Andachtsübungen, Meditationen, Fürbitten, Erzählungen von Visionen, Mahnungen an allerlei verschiedene Stände und Berufe, die Grundlage der buddhistischen Philosophie, das alles zieht in buntem Wechsel an uns vorüber. Wer den Buddhismus als praktische Lebensmacht im chinesischen Volke kennen lernen will, dem tut sich hier eine Fülle von Gesichtern auf, denn dieses Buch ist durch sieben bis acht Jahrhunderte hin wirksam geblieben und bildet heute noch ein wertvolles Erbauungsbuch des chinesischen Laienbuddhisten.

H.

Laienbuddhismus in China. Aus dem Chinesischen übersetzt, erläutert und bearbeitet von H. Hackmann. Preis geb. 12.— Goldmark. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart.

Als wertvolle Weihnachtsgaben

empfehlen wir aus anderen Verlagen nachstehende Bücher, die zu Originalpreisen durch unsere Versandabteilung zu beziehen sind.
(Die Preise verstehen sich in Goldmark.)

- Ade, Hans Christoph:** Die Kerzen, Fragmente eines lyrischen Spiels. Geheftet —.50.
— Die Schale. Gedichte. Ein vornehmer Geschenkband. 10.—
- Angelus Silesius:** Sämtliche poetische Werke und eine Auswahl aus seinen Streitschriften. Mit einem Lebensbilde. Herausgegeben von Georg Ellinger. 2. Bände. Pappband 17.—, Halbleder 20.—
- Böhme, Jacob:** Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Hans Kayser. Halbl. 7.50, Halbpergament 10.—
— Gesammelte Werke. 6 Bände in imitiert Halbfranz 60.—
- Brunn, Laurids, Van Zantens glückliche Zeit.** Roman. Broschiert —.80, gebunden 1.50.
- Buchner, Eberhard:** Von übersinnlichen Dingen. Geh. 5.50, Halblein. 7.50
- Cohn, William:** Buddha in der Kunst des Ostens. Mit 123 Abb.-Tafeln. Buchausstattung von Emil Preetorius. Ganzl. 30.—
- Coué:** Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion. Geheftet 2.20
- Couperus, Louis:** Psyche. Illustriert von Else Jordan. Nr. 28 der Bücherreihe „Freunde“. Ganzleinen 3.60, Ganzleder 8.20
- Dacqué:** Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorisch-metaphysische Studie. Broschiert 9.—, geb. 11.—
- Deutsche Frömmigkeit.** Eine Auswahl aus den Schriften der deutschen Mystiker. 3.—
- Fahrenkrog, Ludwig:** „Gott im Wandel der Zeiten“. 1. Buch: Das Grauen vor dem Unbekannten. 6.—
2. Buch: Feuer und Sonne. 8.—
3. Buch: Der Götze. 10.—
- Sir Galahad:** Die Kegelschnitte Gottes. Roman. Geheftet 5.50, Ganzleinen 8.—
- Gmelin, Dr. Julius:** Schuld oder Unschuld des Templerordens. (Stuttgart, 1898, bei Kohlhauser.) Dazu in besonderer Mappe 20 Tafeln. Halbleinen 15.— (antiquarisch).
- Goethe:** Das Märchen. Illustriert 3.25
— Goethes Faust. Illustr. von Franz Stassen. 163 Federzeichn. In 2 Bände geb. 5.50

Goethe; Gespräche mit Eckermann.

Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen 4.50, in Leder 12.—

Goll, Iwan: Das Lächeln Voltajres. Gebunden 5.—, Halbleder 10.—

Hackmann, Prof. Dr. H.: Laien-Buddhismus in China. Halbl. 12.—

Held, Hans Ludwig: Buddha. Sein Evangelium und seine Auslegung.
Gebunden 6.—

Herre, Chr.: Okkulte Symbolik des XIII. Jahrhunderts. Geheftet 14.—

Hesse, Hermann: Siddharta.

Eine indische Dichtung. Brosch. 3.50, Ganzleinen 5.50, Halbperg. 8.—

— **Demian. Die Geschichte von Sinclairs Jugend.**

Broschiert 4.—, Ganzleinen 6.—, Halbleder 8.—

Haupt, Julius: Elementargeister bei Fouqué, Immermann,

E. T. A. Hoffmann. Geheftet 3.50, Ganzl. 4.50, Halbpergament 6.50

Jeremias, Alfred: Handbuch der altorientalischen Geisteskultur.

Ganzleinen 12.—

Klages, L., Vom Kosmogonischen Eros. Halbl. 5.—

— **Mensch und Erde.** Broschiert 3.—, Halbleinen 5.—

Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes.

Mit alten Bildern. In Halbleinen 5.—

König, Eberhard: Legende vom verzauberten König.

Kartonierte —.80, Halbpergament 1.60

Kyber, Manfred: Einführung in das Gesamtgebiet des Okkultismus vom Altertum bis zur Gegenwart. Geb. 3.—

— **Märchen.** 11. bis 20. Tausend. Geb. 3.50, illustriert 4.50

— **Genius Astri.** 33 Dichtungen. 2.50

— **Drei Mysterien (Der Stern von Juda / Die neunte Stunde / Der Kelch von Avalon).** Kartonierte 2.—

— **Unter Tieren.** Gebunden 3.50

Lagerlöf, Selma: Gösta Berling.

Roman. Geheftet 4.50, in Leinen 7.—, Vorzugsausgabe 15.—

— **Christuslegenden.** Geheftet 3.50, in Leinen 6.—, Vorzugsausgabe 15.—

— **Der Fuhrmann des Todes.**

Erzählung. Geheftet 3.—, in Leinen 5.—, Vorzugsausgabe 12.50

— **Eine Herrenhofsage.**

Erzählung. Geheftet 1.50, in Leinen 3.50, Vorzugsausgabe 12.50

— **Gesammelte Werke.** In 10 Ganzleinenbänden. Mit 4500 Seiten Text und dem Bild der Dichterin. 85.—

Lao-Tse: Die Bahn der rechten Weg. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von Alexander Ular. Pappbd. 4.—, Halbpergament 7.—

— **Tao Teh King. Vom Geist und seiner Tugend.** Leicht geb. 1.80

Ludwig, Emil: Genie und Charakter. Zwanzig männliche Bildnisse.

Mit 20 Kupfertiefdrucken. Geheftet 6.—, Halbl. 8.50, Halbleder 10.—

Märchen der Weltliteratur. Je Band geh. 3.—, Pappb. 4.—, Halbleder 6.50

Musäus, Volksmärchen der Deutschen. 2 Bände.

Buddhistische Märchen aus dem alten Indien

Plattdeutsche Volksmärchen

Malaiische Märchen

Russische Volksmärchen

Finnisch-estnische Märchen

Chinesische Volksmärchen

Französische Märchen. 2 Bände

Nordische Volksmärchen

Märchen aus Turkestan und Tibet

Balkan-Märchen

Isländische Märchen..

Südsee-Märchen

Irische Volksmärchen

Neugriechische Märchen

Indianer-Märchen aus Nord- und

Afrikanische Märchen

Mittelamerika.

Indische Märchen

Lettisch-litauische Märchen.

Kaukasische Märchen

Türkische Märchen

Indianer-Märchen aus Südamerika

Deutsche Märchen aus dem Donau-

lande

Meyrink, Gustav: Der weiße Dominikaner. Aus dem Tagebuche eines Unsichtbaren.

Brosch. 2.—, Pappband 2.60, Halbl. 3.50, Ganzl. 4.—, Halbleder 6.—

— **Der Golem.** Illustriert von Steiner, Prag. Große Ausgabe 6.—

— **Das grüne Gesicht. Ein Roman.** Halbl. 5.—

— **Fledermäuse. Sieben Geschichten.** Pappband 3.—

— **Walpurgisnacht. Phantastischer Roman.** Pappband 3.—

— **Gesammelte Werke.** 6 Bände in Halbleinen 30.—

Mörke: Historie von der schönen Lau. Pappband 3.—, Halbleder 5.—

Mulford, Prentice: Der Unfug des Sterbens.

Essays. Geheftet 3.—, in Leinen 5.50, Halbpergament 12.50

— **Der Unfug des Lebens.**

Essays. Geheftet 2.—, in Leinen 4.50, Halbpergament 12.50

— **Das Ende des Unfugs.**

Ausgewählte Essays. Geheftet 2.50, in Leinen 5.—, Halbperg. 12.50

Neumann, Karl Eugen: Die Reden Gotamo Buddhas aus der Mittleren

Sammlung. 3 Bände in einer Kassette. Pappband 16.—, Ganzleinen 24.—, Vorzugsausgabe auf Zanderbüchsen in Saffianleder 350.—

Novalis: Schriften. Herausgegeben von J. Minor.

4. Bände. Geheftet 14.—, Leinen 20.—, Halbleder 32.—

Papus: Die Kabbala. Übersetzt von Julius Nestler.

Broschiert 6.—, gebunden 8.—

Paracelsus: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Prof. Karl Sudhoff und Dr. Wilhelm Matthießen.

I. Abteilung, 7. Band, geheftet 18.—, Halbl. 21.—

II. Abteilung, 1. Band, geheftet 15.—, Halbl. 17.—

— **Eine Studie.** Von Franz Strunz. Brosch. 1.40, geb. 2.—, Halbl. 3.20

— **Schriften.** Herausg. von Hans Kaiser. Halbleinen 9.—, Halbperg. 12.—

Ramuz, Charles Ferdinand: Das Regiment des Bösen. Roman. Geb. 3.50

— **Es geschehen Zeichen.** Roman. Gebunden 3.50

- Ramuz, Charles Ferdinand:** Die Sühne im Feuer. Novellen. Geb. 3.50
- Schleich, Carl Ludwig:** Besonnter Vergangenheit. Lebenserinnerungen. Geheftet 4.—, Halbleinen 7.50, Ganzleinen 9.—
- Vom Schaltwerk der Gedanken. Neue Einsichten und Betrachtungen über die Seele. Broschiert 3.50, Halbleinen 5.—
- Schmitz, Oscar A. H.:** Der Geist der Astrologie. Brosch. 5.—, Halbl. 7.—
- Brevier für Einsame. Broschiert 5.—, Halbl. 7.—, Halbleder 19.—
- Schrenck-Notzing:** Experimente der Fernbewegung (Telekinese). Mit 8 Tafeln. Geheftet 8.—, Halbleinen 10.—
- Schwab, Dr. F.:** Sternenmächte und Mensch. Broschiert 6.—, geb. 8.—
- Spundä, F.:** Das Ägyptische Totenbuch. Nekromantischer Roman. Broschiert 4.20, Halbl. 5.50.
- Der Gelbe und der Weiße Papst. Magischer Roman. Broschiert 2.50, Halbleinen 3.50
- Der magische Dichter. Essays. Broschiert 3.50, Ganzl. 4.50, Halbpergt. 6.50
- Staudenmaier, L.:** Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft. Broschiert 7.—, gebunden 8.—
- Tauler, Johannes:** Predigten. Übertragen und eingeleitet von Walter Lehmann. Mit 2 Tafeln. 2 Bde. 10.—, geb. 13.—, Halbpergt. 18.—
- Predigten. In Auswahl. Übertragen von Anton Gabele. Halbl. 6.50, Halbpergament 8.50
- Thoma, Hans:** Seligkeit nach Wirrwahns Zeit. 2.—
- Voß, Richard:** Die Erlösung. Roman. Gebunden 7.—
- Zwei Menschen. Roman. Halbl. 7.—, Halbleder 14.—
- Werle, Fritz:** Franz Baader und sein Kreis. Ein Briefwechsel. Ganzleinen 4.50, Halbpergament 6.50, Halbleder 7.50
- Wesen und Ethik der Astrologie. Geb. 4.—
- Woerner, Romann** (aus der griechischen Urschrift übertragen):
- Die frohe Botschaft nach Markus. Karton. 2.—, geb. 3.20
- Die frohe Botschaft nach Matthäus. Karton. 2.50, geb. 3.50
- Die frohe Botschaft nach Lukas. Karton. 2.40, geb. 3.50
- Die frohe Botschaft nach Johannes. Kartoniert 2.—, geb. 3.20
- 4 Bände, gebunden in einer Kasette 14.—
- Wolzogen, Ernst von:** Lauensteiner Hexameron oder die Geschichte der sechs Knasterbärte von hüben und drüben. Karton. 2.50

Wegen Raummangels kann die Fortsetzung der Artikelserie „Rausch und Rauschmittel“ erst im Dezemberheft erfolgen. Die Schriftlfg.

Infolge technischer Veränderungen im Maschinensaal der Druckerei konnte die vorliegende Nummer der „Magischen Blätter“ nicht mit der gewohnten Pünktlichkeit erscheinen. — Nr. 12 erscheint Mitte Dezember. Die Schriftlfg.

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
 Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.

MAGISCHE BLÄTTER

Mitteilungen
 über praktische Geheimwissenschaften

Herausgeber: **Monatsschrift** Schriftleitung: Dr. Richard Hummel.
 Verlag Magische Blätter.

Preis des Heftes 0,60 Goldmark. Jährlich 12 Hefte. — Alle Mitteilungen und Zahlungen sind an den Talisverlag, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, zu richten. (Postscheckkonto Leipzig 60188). — Anzeigenpreis wird auf Anfrage mitgeteilt. Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

V. Jahrgang, Leipzig, Dezember 1924 Heft 12

Verheißung

Von Bö Yin Rá *(Hegweiser S. 5.)*

Letztes Laub löste herbstlicher Sturm längst schon von erstarrten Ästen.

Welk und gelb, oder rostbraun und rascheldürr, deckt es weithinverweht den Weg.

Was einst im Frühling zu grünem Leuchten sproßte, was kühlen Schatten bot in schwüler, mittäglicher Sommersonnenhitze, das liegt nun abgestorben und zertreten auf der feuchten Erde: — Beute des Moders und der Fäulnis Fraß!

Das ist die bange, nebeltrübe Zeit der Sonnenferne!

Das ist das große Sterben der Natur! — So sagen die empfindsamen Dichter und trauern dem entschwundenen Sommer nach. . .

Aber: ist wirklich alles Leben nun erstorben?

Sind wirklich die Äste so starr und leblos geworden, seit sie ihre Blätter lassen mußten? —

Hebe deinen Blick vom Boden und bleibe nicht im Banne der Verwesung, dann wirst du allerorten schon die treibenden Knospen gewahren, und dort der Haselnußstrauch trägt gar schön die ersten, noch unerschlossenen Blüthengehänge!

Kaum ist die Frucht geerntet und das letzte Blatt gefallen, da zeigt sich schon Verheißung neuen Grünens, neuen Blühens, neuer Frühlingsherrlichkeit.

Würde: jetzt eine kurze Reihe warmer Sommertage kommen, dann könntest du alsbald das erste junge Grün an jedem Busch entdecken.

Noch aber sind eisige Stürme zu erwarten, so daß es gut ist, wenn vorerst die treibende Knospe noch umpanzert bleibt. Das Leben in ihr braucht hoch Schutz.

Doch: — kaum ist der Schnee zu Wasser geworden und in die Furchen der Felder versickert, so regt sich auch, was jetzt noch, fast mit Gewalt, in der Knospe zurückgehalten wird.

Alljährlich willst du wieder aufs neue so recht geruhsam den Frühling einziehen sehen, und immer wieder überrascht er dich mit seinem jungen Grün fast über Nacht.

Ein paar Sonnentage nach einem warmen Regen, und an jedem Ästchen ist bereits das neue Laub.

Für eine dir gar zu lange währende Zeit, hatte das Leben alle Kraft gebraucht, sich selbst zurückzuhalten um seine Gebilde vor der Zerstörung zu schützen.

Nun aber hat es sich befreit von allen Banden und leuchtend sproßt Gestaltetes allüberall hervor. . .

— — Gewahrst du nicht, daß hier Natur auch dich, du Menschenkind, belehrt?!

Auch du bist wahrlich nicht immer in Lichtesnähe.

Auch du hast deine Gezeiten, deren Ablauf dein eigener Lebensrhythmus bestimmt.

Kaum glaubtest du alles errungen und fühltest dich nur allzugesichert in deiner prangenden Kraft, — da überkam dich plötzlich ein Ermatten, das mit jedem Tage dir mehr von deiner Zuversicht nahm, und endlich liegt alles was deinen Stolz verursacht hatte, vor dir am Boden. . .

Nun glaubst du alles Leben in dir erstorben, und eitle Torheit meinst du zu vernehmen, wenn man dir sagt, daß deine Ermattung die gewisseste Verheißung neuer Lebenswirksamkeit in sich birgt.

Noch kennst du deine Gezeiten nicht und willst nicht begreifen, daß auch dein Geist nur in rhythmischem Wechsel sich auswirken kann. —

Auch in den Tagen deiner größten Lichtesferne aber ist das Leben in dir wirksam.

Das Kommende wird in dir vorbereitet, auch wenn du nicht darum weißt. . .

Siehe: auch du wirst wieder dem Lichte so nahe sein wie ehemals!

Du wirst dich entfalten zu neuer Pracht, nachdem du deine stillen Zeiten jeweils in Geduld ertragen hast! —

Unsterblichkeit.

Von Johannes Schlaf.

Wieder und wieder stand ich vor dem uralten Rätsel Tod.
Ich durfte nicht Ruhe haben, bevor ich wußte, daß ich seiner
Herr und es je und je gewesen.

Denn du magst dich mit ihm abgefunden haben, wie du willst:
Es trägt seine Gewißheit in sich selbst;
Und nur die eine,
Die jede andere ausschließt.

*

Hart, kalt, nüchtern sind die Dinge an der Schwelle.
Das Skelett, die elfenbeinfahle Starre der lang gestrafft hingereckten
Leiche; Der Leichenwagen, aus dessen stumpfem Schwarz
grell und doch tot, zwielichtfahl die silbernen Verzierungen
hervorstechen; das dunkle Eiben- und Tannengrün mit den
weißen Blumen drin, doch selbst die Fülle aller bunten Blu-
men wirkt angepaßt (du kannst den Tod nicht fröhlich machen)
— wie eigen die blaßroten und dunkelroten Rosen auf dem
weißen Laken, so dicht bei der Leiche.

Aber das alles hat etwas Unnatürliches, eigenes Unnatürliches;
Es stößt ab, stößt ab.
Denn eigentlich sagt es etwas, deutet es etwas an, was zwar
irgendwo einbeschlossen ist; als Schatten auf den Dingen,
was es aber gar nicht gibt:
Das Nichts.

*

Mit den anderen steh' ich vor dem Verstorbenen.
Noch vor einer Stunde war er bei uns, traf uns sein Blick, der
vertraute Klang seiner Stimme:
Jetzt liegt er, starr, die Lider zugeedrückt, die Hände auf der Brust
gefaltet, vor uns, mit einem Mal uns entrückt.

Dieser seltsame Schauer: Für immer!

Sein Leib wird im Grabe zerfallen, nach ein paar Jahrzehnten kaum noch ein paar morsche Knochen übrig;

Oder man verbrennt ihn, und nach wenigen Minuten nur noch ein armselig Häuflein grauer Asche, ein Häuflein Asche.

*

Oder wohnte in dem, was wir Leib nennen, eine sonderer unvergängliche Seele' (wie wir's heißen), die sich von ihm als aus einer Hülle löste und zu einer unsichtbaren Dimension, sei's in oder hinter den Dingen, erhob, die ihr gemäß?

Gibt es einen solcherweise verknüpften Zwiespalt, eine solche Verknüpfung zwischen einem Höheren und einem Niedrigen, einem Eigentlichen und einem Uneigentlichen, die sich in einer Weise löst, daß das Höhere und Eigentliche unvergänglich bleibt und das Niedrige, Uneigentliche abfällt und dahinschwindet?

Doch weshalb braucht ein so Hohes dieses Niedrige? Weshalb bedarf es seiner, da es doch unvergänglich und an und in sich selbst ist? Weshalb verknüpfte es sich mit etwas, das als solches ein Totes?

Um sich zu offenbaren?

Doch wem?

Sich selbst?

Oder wem anders als sich selbst?

Gibt es ein Anderes?

Dann gäb' es außer ihm etwa noch ein Totes:

Wie könnte dies als ein solches je dadurch ein Anderes und Lebendiges werden?

Oder wie könnte ihm, dem Toten, je eine Offenbarung werden?

Oder wie wär' es denkbar, daß es einer solchen bedürfte?

*

Labyrinth, Dunst von Fragen, Vermutungen, Zweifeln, der auch mich bedrängte, von allen Seiten mich anschrie:

Ich bin und war nicht der, der sich unterbekommen, oder an Halbheiten, und seien sie selbst noch so geistreiche, oder an Lückenbüßern genügen läßt.

Ich wollte, will alles oder gar nichts.

*

*

*

Wo ist er, von dem wir sagen, er sei von uns gegangen?

Es mag auf dem, was hier vor uns liegt, noch ein Hauch sein von dem, was er war und wie er war, eh' er dahinschied:

Doch er selbst ist das da nicht mehr.

Und wenn du mich fragst, was das ist, was hier, so kalt, so fremd, so unnahbar vor uns liegt, so warte eine Weile, bis ich dir antworte.

(Vielleicht ist auch das noch unverloren — denn ich wüßte nichts, was vergehen könnte —: doch warte erst, wie?).

Wo ist er?

Nenne die Frage nicht unsinnig, du kommst nicht um sie herum. Ist, bleibt, wird er weiter in uns, die wir so eigen berührt, hier vor dem stehen, was da etwa noch vor uns liegt? Ist er fürder so und in solchem Sinne?

Das wär' ein Bild, ein nachgebliebener Schatten, ein fort klingender Widerhall von ihm, das wären wir selbst, doch nicht er, nicht er, so, wie er, ein Lebendiger, für sich und auf seine eignen Kosten war.

Was hätte, wüßte er davon? Was wäre das ihm, ihm?

Oder wäre das, was du seine „lebendige Seele“ nennst, wirklich einer Hülle entflohen, und wär' er, ganz er, ganz bei sich, unvergänglich, lebendig, wirklich in einer Dimension, die uns verschlossen?

*

Er ist da, wo er ist, wo er je und je war und je und je sein wird, und von wo er niemals, und auch jetzt nicht, gewichen und davongegangen, oder je weichen und davongehen könnte. Komm, wieder führ' ich Dich hinein in die Dimension, außer welcher und ohne die es keine gibt!

*

Willst Du das Rätsel des dunklen Risses im ureinigen Lebern lösen, den du Tod nennst;

So muß du des Gegensatzes Herr werden, der zwischen Bewußtsein besteht und Unterbewußtsein, muß erkennen, daß hier nicht Gegensatz, sondern Einheit.

Wolltest du sagen, was dem Unterbewußtsein angehört, sei das Tote und sei Bereich des Toten, so wäre das falsch;

Sondern rechtens kannst du einzig sagen: es ist das Wissende, was sich nicht weiß.

Es gibt kein Totes.

Du kannst das Anorganische, den Stoff und die Grundstoffe und ihre Gebilde, Erdkruste, Wassermassen, Gestein, Atmosphäre, Gestirne und nimm was dergleichen du willst, nicht tot nennen:

Sie haben ihr Leben, wenn nicht bei sich selbst, so im Bewußtsein und in allem, was Träger des Bewußtseins; hier stehen sie in der Einheit des ewig Einen und Lebendigen, Lebendigen. Aber es ist das Unterbewußte auch das, was als geistige Form und Inhalt von Anschauung im einheitlichen Leben der Lebewesen zwar stets und ewig enthalten und einbeschlossen, doch diesem nicht jederzeit bewußt und im Bewußtsein, sondern nur zu seiner Zeit und im Ablauf seiner Perioden und in einer Reihe von unterschiedlichen Gradstufen. Du kannst aber auch hier wieder alle unterbewußt anorganische Zuständigkeit mit einbeschließen. Und all dies, so unermeßlich es ist, ist dein, dein; du beschließt es in dir, es ist deine heilige Fülle, deren du mächtig bist, obgleich dir das nicht jederzeit bewußt; Aber rein damit, daß du lebst, leben kannst, dauerst, und deinem Leben gewachsen bist, bist du all dessen Besitzer und Herr und gebrauchst es.

*

Wahrlich, es tönen in dir und sprechen ihr Wort und alle, alle ihre Worte und tausendfältig unmittelbar Wort und Kunde Erde, Steine, Blumen, Bäume, Gewässer und all Ding und Wesen und Grundstoffe und Gestirne und kosmische Nebel und nimm was du willst, und schwingen in dir und aus dir hervor jederzeit. Du, du, du sprichst in dir und aus dir hervor all solche Worte und weißt, weißt sie und umfassest und beschließt sie alle, alle; auch noch das letzte, fernste, feinste, geheimste. O, freudig vertraue dem runden Umfang deiner Fülle! Du bist Herr aller Geheimnisse und ihr Verwalter! Du selbst bist dies alles! Wo du's brauchst, wird sich auf wundersamen Wegen aus dir erheben und in's Licht treten; Wo du dich brauchst, wirst du dich aus dir selbst und aus allem Umfang deiner Fülle erheben und dir selbst begegnen; Du dir selbst, oder der, welcher erst dein ewiger Inbegriff und deine ewige Gewähr.

*

Aber laß für eine Weile Erde, Gestein, Gestirne, Grundstoffe, Blumen, Bäume, Gewässer, Dinge, Räume, und laß selbst

Form, Formen, Anschauungen und Anschauungsweisen und -Möglichkeiten beiseite; Geh' über das alles und alle Erscheinung hinaus, um ihrer erst ganz habhaft zu werden.

*

Hier ist über dem allen nur noch das, was einzig Sein und Wirklichkeit, und außer und neben welchem keine andere und Eine: Hier ist, sichansichselbstfühlend, das absolute, göttliche Punktwesen, Sich ansichselbstfühlend, Einheit ganz, der absolute Punkt. Hier ist die Macht über Tod und Leben. Von hier aus alle, letzte und unfehlbarste, alles bewältigende Erkenntnis; Erkenntnis von nichts anderem aus und von nichts anderem aus möglich als von dieser letzten, vollkommensten, heiligen Einheit aus und von Einheit. Und hier ist sein Sichansichselbstfühlen, in welchem Alles, was du Dimension nennst, vollkommenste Einheit; Und in welchem alles als ein für sich Seiendes enthalten doch im Anderen, und alles und jeder enthalten in Einem, und eins, und ein jedes zugleich das Andere. Hier kannst du nicht mehr von ausgedehnten Erscheinungen sprechen — obgleich ihr Wesen hier vollkommen enthalten im Sein —, Nicht von Erscheinungen kannst du hier sprechen, die selbständig außer und neben solch letzter Einheit und solcher ausschließlichen Wirklichkeit absoluten, göttlichen Punktwesens wären. Sondern hier ist ein jegliches nichts anderes als ein solches sonderes Punktgefühl des absoluten Punktes, Und alle Erscheinung hier nichts als eine heilig bestimmte, wie unermeßlich viele auch, so doch eine in sich selbst abgezählte Anzahl solcher Punktgefühle des absoluten Punktes, oder solcher und so vieler Punkte. Und sie alle doch der eine, einzige, ausschließliche, absolute Punkt, Nicht anders vorhanden, als einbeschlossen in dessen lebendigem Sichansichselbstfühlen und als solche absoluten Gefühle und Gefühlsweisen.

*

Mit absolutem Punktwesen und seinem Sichansichselbstfühlen sind ja aber diese Punktgefühle und sonderen, empfundenen Punkte, wie's nicht anders sein kann, ewig und an sich selbst seiend.

Wie sie aber alle erst einbeschlossen sind im Sichansichselbstfühlen des einen, absoluten Punktes, ohne den und außer welchem sie nicht sind,

So sind sie auch untereinander nicht einer dem anderen vollkommen gleichwertig,

Sondern stehen zueinander in Abstufung und binden sich solcherweise untereinander, gruppieren sich, schließen sich ein und stufen sich ab.

Dergestalt aber, daß jene Punktgefühle, die aller Bestand des lebendigen Bewußtseins, und also alle heilig in sich bestimmte und abgezählte Anzahl der Lebewesen, ein höheres als jene, die aller, nicht minder in sich bestimmte und abgezählte, Bestand alles Anorganischen und in diesem Sinne Unterbewußten, und diese in sich einschließen, sodaß sie ihnen untergeordnet sind und die sonderere Inhaltsfülle sind, in welcher sie schwingen und die sie fühlen.

Und weiter stufen sich untereinander ab die Punkte und Punktgefühle, welche aller Bestand des lebendigen Bewußtseins sind, dergestalt, daß sie nicht sind ohne jene Punkte und Punktgefühle unter ihnen, welche die heilig auswirkende Gottperson und die Personen der Gottelite, und daß sie in diesen gebunden und in ihnen einbeschlossen sind als solche sondereren Schwingungen, so daß sie einzig in ihnen und durch sie schwingen im göttlich Ureinen und sind, und sich nach Maßgabe von deren Formen, werdend und wandelnd bewegen mit ihrem Schwingungsinhalt in der einheitlichen, vorwärtstrebenden absoluten Entfaltung.

*

Sind nun aber alle diese im Ureinen und seinem Sichansichselbstfühlen enthaltenen lebendigen, individuellen Punkte und Punktgefühle unvergänglich, ewig ansichselbstseiend (wie's nicht anders sein kann, denn in solcher Eigenschaft sind sie ja mit dem absolutem Punktwesen gegeben),

So ist dies also in der Welt der Erscheinung auch jegliches bewußtheitliche Lebewesen; denn es ist ja jedes nur einer dieser Punkte und Punktgefühle, die sich ja erst als solche lebendige Lebewesen und Personen bestimmen, solche also auch durchaus sind.

Währlich nimmer vergehen sie, so daß sie selbst nicht und nie mehr wären und ganz andere, zuvor noch niemals gewesene, an ihre Stelle träten:

Sondern, einzig können sie ihre sonderere Schwingung und den Umfang von deren Inhalt (und zwar nach dem Gesetz und der Schwingung jener Punkte und Punktgefühle, denen sie untergeordnet sind) herabmindern bis zum Zustand des Unterbewußtseins, oder des in schlummernde Verborgenheit getretenen Bewußtseins; aus welchem hervor sie jedoch ewig wieder erwachen und ihre Schwingung (oder ihr Leben und ihren Lebensprozeß) bis zu einem ihnen möglichen Grade höchsten, wachsten Bewußtseins von Person und Persönlichkeit emporsteigern.

Wenn sie aber ihre sonderere Schwingung, oder ihr Leben, ihren Lebensprozeß, bis zu jenem Grade herabmindern oder herabgemindert haben,

So ist das gleichbedeutend mit dem, was du „Sterben“ und was du „Tod“ nennst;

Oder: sie „sterben“ dann, oder sind „gestorben“.

*

Tritt nun wieder her und sieh auf ihn, der vor uns liegt als ein, wir sagen, Verstorbener.

Was ist, was war er? Und was ist das, was er da „hinter sich ließ“, was da vor deinen Augen liegt als ein Leichnam?

Was ist er? Und wo ist er jetzt?

*

Du meinstest etwa, eine Hülle sei zurückgelassen, und eine sonderere, unsterbliche „Seele“, die irgenwie und irgendwo bisher in ihr gewohnt hätte, wäre aufgefahren in eine ihr gemäßere, sonderere Dimension über, hinter oder in der Erscheinung.

Oder du meinstest etwa, ein sonderer „Astralleib“, oder ich weiß nicht was sonst dergleichen, hätte sich unsterblich und unvergänglich, vom vergänglichem, fleischlichen, stofflichen, niedrigen Leib abgelöst und wäre in jene sonderere, ihm gemäßere Dimension zurückgekehrt, ein Lebendiges von einem seinem Wesen nach Toten, in dem es gewohnt, das es (wozu und weshalb?) bis dahin belebt, sei in jene Dimension zurückgekehrt?

Doch es braucht nicht einer solchen Schächtelung oder eines solchen unsinnlichen (oder unsinnigen) sonderen Leibes; in Wahrheit verhält es sich anders.

Es war, ist und bleibt im heilig dimensionslosen göttlichen Punkt-Einen und seinem Sichansichselbstfühlen dieser Verstorbene ein sonderes, einheitliches, lebendiges Punktgefühl und ein solcher Punkt und als solcher zugleich diese sonderere Person.

Einzig hat er seine Schwingung, sein Leben, seinen Lebensprozeß nach einem ewigem, absoluten Sichansichselbstfühlen einbeschlossenen Gesetz herabgemindert in den unterbewußt schlummerndem, indifferenten Zustand hinein, aus welchem er, nach welchem Zeitablauf und auf welchen Wegen zu welcher neuen Schwingung, welcher neuem Lebensprozeß und dessen neuer Form auch immer sich wieder emporsteigern und erwachen muß; wie dies einbeschlossen im Gang der einheitlichen Entfaltung nach dem Gesetz der auswirkenden Gottperson und der Gottelite.

*

Und fragst du, wo er jetzt ist, dessen gänzliche Vernichtung ja deinem innersten (untrüglichsten) Gefühl zuwiderläuft?

Du meinst etwa, er sei fürder in dir, den Seinen, in aller weiteren Gemeinschaft der Lebewesen enthalten:

Du hast recht.

Doch nur in dem Sinne, wie alles, trotzdem als ein Sonderes ewig bleibend, ewig enthalten ist in dir und allem und alles an allem in ein und derselben, ewigen, dimensionslosen göttlichen Einheit;

Also nicht bloß so als ein nachgeblieben Bild, ein Schatten, ein Wider- und Weiterhall dessen, was er war, lebte und wirkte, der, als solcher, für ihn, den Dahingeschiedenen selbst, ja gar keine weitere Bedeutung mehr besitzen könnte:

Sondern durchaus als jener ewige, unvergängliche Punkt und solches Punktgefühl und als solche Person, das er und die er ist und war und ewig bleibt;

Bloß in derzeit unterbewußt schlummerndem, indifferenten Zustand, Als solcher in dir und allem sein Wiedererwachen, seine Wiederkehr und Wiedergeburt wirkend;

Genau so wie auch du und alle und alles ewig in ihm enthalten sind und bleiben.

Also ist und bleibt er da, wo er ewig war und sein wird, Und von wo aus er seine Wiedergeburt wirken wird, seine derzeit unterbewußt schlummernde, indifferente Lebensschwingung notwendig wieder steigernd im Ureinen zu neuem, höchsten, wachstem Bewußtsein oder irgend einem Grade von Bewußtsein.

*

Fragst du aber, was der Leichnam, der da vor dir liegt?

So denke daran, daß die im göttlich ureinen absoluten Punktwesen und seinem Sichansichselbstfühlen einbeschlossenen vorigen Punkte und Punktgefühle ja nicht gleichwertig sind, sondern in Abstufung stehen.

Es sind die bewußtheitlichen, d. h. die der Lebewesen, die höheren,

Und alle anderen die niedrigeren, oder die diesen untergeordneten. Dergestalt aber, daß wieder jedem einzelnen persönlichen Lebewesen (oder Punkt und Punktgefühl) viele (und doch eine besondere Anzahl) von anderen untergeordnet und beigegeben sind, als Unterschwingungen seiner (sonderen, individuellen) Lebensschwingung.

Diese aber sind, wie das von der äußeren Welt, die er lebte, so der Organismus, der Leib oder der Leichnam des Verstorbenen.

Und dieser Punkte und Schwingungen hat er sich, wenn das Lebewesen seine Schwingung bis zum unterbewußt schlummernden, indifferenten Zustand abgemindert hat, entledigt, als eines bis daher aus- und zu Ende gewirkten, persönlichen Inhaltes und Lebenszustandes, der nun dahingehet und schwindet als ein Schein, damit ein neuer sich auswirke.

Doch bleibt auch er, obschon er dahinschwindet, als ein Schein, enthalten und aufbewahrt als ein Gewesenes und an seiner Stelle und zu seiner Zeit wieder Daseiendes, für das gleiche Lebewesen, in aller Ewigkeit und Einheit des Ureinen.

Denn nichts, was war, vergeht wirklich, nichts! sondern bleibt als ein Ewiges und Seiendes aufbewahrt und erhalten im göttlich Ureinen.

S T U D I E N

von Hans Christoph Ade.

I.

Hart war die Waldwacht. Ich saß am Hang
 Einsam zur Fröstnacht unter dem Mond,
 Lautlos starrte um mich der schwarze Wald,
 Prasselnd krachte mein Feuer.
 Da fuhr ich auf: es rauschte krachend im Busch.
 Schon hob ich den Lauf gegen Bär und Wolf,
 Als der Anruf scholl. Ich kannte ihn wohl:
 Her schlurfte es in den Flammenschein:
 Der Uralte kam, der alle Nacht
 Wanderte schlaflos im Wald.
 Schauriges raunten sie unten von ihm im Dorf,
 Ich aber glaubte es nicht, ich mochte ihn
 Und ich fühlte es wohl, er mochte mich auch.
 Er setzte sich. Rot lohte mein Brand ihm auf Haar und Bart
 Und auf sein altes, hohes Gesicht.
 Wir schwiegen zusammen. Mein Feuer krachte.
 Mir war so wohl, daß er bei mir war.
 Auf einmal wandte er den Glutblick mächtig her zu mir
 Und fragte mich, ob ich ihm dienen wolle?
 „Was forderst du in deinem Dienst?“ „Dein Leben!“
 „Der Lohn?“ Und wieder kam es feierlich: „Dein LEBEN . . .“

II.

Für M f.

Sonne verglühte über den Hügeln. Schon
 Tauchte die volle Scheibe des Mondes weltauf.
 Starrend stand ich zwischen Nacht und Tag.
 Nebel dunstete milchig lichtdurchtrunken
 Taltief unter den Wipfeln des Hangs.
 Kristallene Stille der Nacht unter den Sternen.
 Horch! Was raunt? Aus dem lautlosen Wall der Nacht
 Lockert sichs los und wächst getragen herauf:
 Groß gebiert aufflühend sich hoher Gesang!
 Aus dem Wälderndunkel feierlich schreitend naht
 Priesterlich ein Zug lobpreisender Männer.
 Ohne Fackeln wandelt es her. Umflutet

Sind sie von urlebendig fließendem Licht.
 Ehrfurchtgebietend wandelt Einer allen voran
 Leuchtend in Liebe aus sich, ein Hohepriester:
 Groß aus seinen haltenden Händen jubelt es auf
 Schlank eine Tempelschafe wachsend ins All.
 Aber darüber im Himmel strahlend, unsagbar im Glanz
 Tausend goldweißer Sonnen ein heiliges Kleinod:
 Alles durchlichtend, durchflammend, durchsonnend:
 der heilige Gral!

III.

Schon hallen Morgenvögel durch meinen Wald.
 Höchstes Silbergewölk
 Gebiert sich lichtdurchtrunken aus dem Nachthimmel.
 Stummstöhnend treten meine Büchen auseinander
 Ehrfurchtbleich. Es dämmert um sie.
 Heilige Stunde der Lichtgeburt über den Wäldern . . .
 Großes Schweigen . . . Herrliche Enthüllung . . . !
 Pfeiler streben domhoch. Eine feierliche Halle
 Überwölbt mich mit kristallener Luft
 Wie Engelflügen bereit. Lautloses Dämmern.
 Ein hohes Bogentor, verhängt mit Falten.
 Golden seitlich ein Lichtschimmer.
 Ich weiß: dahinter thront der König, mein Herr,
 In einer weltgroßen Glanzhalle.
 Liebend glühen um ihn meine Brüder

* * *

Träume

Ich stehe mit meinem Bubelkind auf einer Landstraße, an
 deren Rande noch blütenlose Apfelbäume hinziehen. Frühlings-
 grüne Felder sind ringsum. Plötzlich reißt sich das Kind los von
 mir und springt in das handhohe, grüne Gewell der Felder hinein,
 wo es jubelnd Kreise und Figuren läuft. Ich rufe, das Kind kommt
 nicht. Ich rufe wieder, es folgt nicht. Ich drohe ihm heiter. Da
 eilt es mit rhythmischen Bewegungen auf mich zu. Auf einmal
 aber hebt es sich in die Luft, ein Lächeln ganz von Innen her durch-
 seelt sein Gesicht, seine Augen leuchten überlegen schelmisch auf
 mich herab und es tanzt sehr zierlich im Apfelbaum:

Ich bin in einem Gartensaal, wo mich Blumen mit tiefleuchtenden Farben umblühen. Durch ein großes Fenster sehe ich auf andere strahlende, rote und blaue Blüten hinaus. Ich bin sehr ernst und feierlich gestimmt. Durch die geöffnete Türe kommt lautlos ein Mädchen herein und reicht mir einen Korb voll Rhododendron. In diesem Augenblick wird es mir bewußt, daß Felicitas gestorben ist. Ich weine bitterlich. Aufschluchzend umschlingt mein Bubelkind mein Knie. Ich lege die Hand auf seine weichen Haare und sage fassungslos: deine Mutter, deine liebe Mutter. . .

Ich bin in einem Dorf auf einer Höhe und viele unbekannte Menschen sind um mich. Da geht Felicitas an mir vorüber und winkt mir mit der Hand. So ist sie nicht gestorben jubelt es in mir auf. Nun sehe ich, daß überall Schnee liegt und daß sie nur ein leichtes, weißes Kleid anhat. Ich will ihr meinen Mantel geben, aber sie fährt auf Skiern eine sehr lange Pappelallee hinab und ich sehe sie nicht mehr. Angstvoll fliege ich ihr nach, Wind weht pfeifend um mich. Ich suche sie, ich rufe sie bang. Unten im Tal treffe ich sie endlich in einer Querallee. Sie lächelt. Ich fliege nicht mehr. Ich gehe auf sie zu und lege ihr vorsichtig meinen Mantel um die Schultern. . .

*

Uralte Weisheit

Was ist Menschenwunsch und Menschenwille?
 Wo wölbt sich die Brücke zu ihm selber?
 Schätze werden Schemel seiner Seele,
 Und zu Burgen baut er seine Wünsche.
 Schätze felsen seine Enge enger.
 Burgen schließen seine Tore dichter.
 Doch am Abgrund hin ein schmaler, Steilweg
 Brückt nach Innen zu der ewigen Tiefe.
 Willst du finden? Suche in dir selber,
 In dir selber warten deine Führer.
 Weiblich leise zieht dich alte Einung
 Männlich überwindend wächst aus Schatten
 Heldischem Sieger dir uraltes Ziel!

(Aus dem soeben im Rhein-Verlag, Basel erschienenen Werk:
 „Das Haus und die Gralsburg“. :: Von Hans Christoph Ade.)

Sonnengesang

Die Sonne legt sich breit auf Stirn und Hand
 Und schmerzhaft müssen sich nach innen schlagen
 Die Sinne, die im heißen Sonnenbrand
 Zerglühn in Farbenrausch und Lichtgelagen.
 Die Brust entlödert, in sich selbst entbrannt,
 Im Feuersturz ins Sonnenherz getragen.
 Das Auge stirbt, vom Überglanz geblendet,
 Der Leib verlischt, in Glut und Licht verschwendet.

So muß ich mich in Rausch und Taumel finden
 Als Schauer, der mich ungeahnt befreit.
 Ach, wenn die Sonnenaugen erst erblinden,
 Erähnen wir Gott und Unendlichkeit.
 Als Schatten will ich mich ans Jenseits binden,
 Und was noch enge war, wird groß und weit.
 Der Feuergott muß mich im Sturm verheeren
 Und mich als Opferrauch und Wolke zehren!

Doch bin ich immer noch nicht umgeboren,
 Noch immer bleibt der Schatte und der Rest.
 Ich habe mich ans Strahlende verloren,
 Doch, ach, die Erde hält mich immer fest.
 Die Sonne hat das Blut nur halb gegoren,
 Die es nur stammeln, doch nicht singen läßt.
 So muß ich schwebend mich unendlich teilen
 Und wo ich möchte, kann ich nicht verweilen.

Der Blindheit aber muß ich doch genesen! —
 Nicht da, nicht dort, ich bin und ich bin nicht.
 Was ich in Nacht und Finsternis gewesen,
 Es ist das gleiche wie in Glanz und Licht.
 In der Zerteilung fühl' ich erst mein Wesen
 Und ich bin erst, wenn mich der Strahl zerbricht.
 Ach, alles Seins will ich mich gern entladen
 Und da und dort im heiligen Äther baden.

Wie du, o Gott, mich heimsuchst alle Tage
 Im Licht, das mich verzehrt, in Nacht, die schreckt,
 So gib mir Kraft, daß ich mich ganz ertrage,
 Ob tief gebeugt vor dir, ob aufgereckt,

Ob ich nun juble oder stöhn' in Klage:
Wie mich dein Ruf zur Liebe auferweckt,
So will ich sein dein Abbild immerfort,
Und was ich bin, sei Wort von deinem Wort.
Dein heiliges Licht soll meine Augen blenden,
In Pürpurnacht will ich betäubt vergehn.
An deinem Sonnenherzen will ich enden,
Um als dein Feuer in dir zu erstehn.
Im Sonnentode will ich mich vollenden
Und ganz in Licht und Göttlichkeit verwehn!
So jage ich durch Nacht- und Feuerwinde,
Daß ich im Jenseits so wie hier dich finde.

Gottes Odem ist die Zeit

Wie die Tage mich verrinnen!
Immer karger schwind' ich hin,
Alles wandelt sich nach innen,
Daß ich nur noch Schatten bin.

Und der Atem stockt in Schauern,
Mich beeñgt ein schwerer Bann.
Finsternis will mich belauern,
Nacht hält ihren Atem an.

Aber dann weht's mich nach außen
Aus dem Herzen in die Welt
Und des Lichtes Fluten brausen:
Stark und kühn bin ich gestellt.

Wie mich Bängnis innen rührte,
Täumelt jetzt mich Überschwang.
Heilige Freude; nie gespürte,
Rauscht durch mich in Jubelklang.

So durchflutet dunkler, heller,
Immer in Ergriffenheit,
Ein- und auswärts, schnell und schneller
Gottes Odem mich: die Zeit.

(Aus Franz Spunda: „Gottesfeuer“.
Wolkenwandler-Verlag, Leipzig)

Die Torheiten der Erde-Menschen.

Ein Märchen.

Ja, sprach einst der Liebe-Gott auf einem Rundgang durch die Welten, zu dem Generaldirektor unserer Milchstraße, — ja, was ist denn das für ein kleines Ding da? Das habe ich ja noch gar nicht gesehen!

— Herr, antwortete der hohe Beamte, es sind nun schon einige Millionen-Jahrtausende her, seit Ihr zuletzt diese Gegend mit Eurem Besuch beehrt habt, seitdem haben unsere Sönnen-Junge bekommen.

— Das da unten scheint mir aber recht schlecht geraten zu sein, meinte der Ewige.

— Ach ja, die kleine Erde ist allerdings nicht die bestgeratene in ihrer Familie; und sie wird jetzt immer schlechter, seitdem Menschen darauf leben.

— Ei, ei! sagte der Liebe-Gott.

— Ich bin schon nahe dran gewesen, dies Geschlecht ganz auszurotten, da es offenbar aus einem mangelhaften Keim entsprossen.

— Nur nicht gleich so ganz und gar! sagte der Allmächtige.

— Ich weiß, Erhabener Vater, Ihr liebt keine Gewaltmittel. Ich habe es indes nicht verantworten mögen, einen Ball, der andern ein so schlechtes Beispiel gibt, kreisen zu lassen, ohne den großen Rat der Sternbilder um seine Ansicht zu befragen. Freilich, alle, mit Ausnahme des Skorpion's, waren für Geduld.

— Die hat man wahrhaftig nötig; und recht viel davon, seufzte der Weltenschöpfer. Eine ganze Ewigkeit warte ich nun schon auf die Vollendung meines Werkes, aber jeden Morgen fängt's wieder von vorne an. Es scheint, daß ich mich nie zur Ruhe setzen soll.

— Und dabei gibt's dort unten Leute, die glauben, Ihr hättet überhaupt nur eine Woche lang gearbeitet und hättet von dem ersten Sonntag an die Arme übereinander geschlagen.

— Ja, wer wird sich denn auch wundern, daß sich diese Kinder keinen Begriff von der Unendlichkeit machen können! Von mir pflegen sie sich immer seltsame Vorstellungen zu machen.

— Das eben ist's, was mich empört! Ich mag diesen Menschen von Zeit zu Zeit die besten und erleuchteten Lehrer zu ihrer Aufklärung senden, alle kommen bald von dort zurück, ge-

Magische Blätter. V.

quält, verbrannt, vergiftet, gekreuzigt, gesteinigt oder auf irgendeine andere Weise schänderhaft zugerichtet! Aber ihren falschen Propheten laufen sie nach, wenn diese ihnen nur genügend Hokus-pokus vormachen und sich als Heilige gebärden.

— Nur immer gelassen! sagte der Ewige. Sollte es denn wirklich auf der kleinen Kugel da so viel schlimmer zugehen, als auf anderen?

Sofort wandte sich der General-Direktor an einen hinter ihm herwandernden Stern, der sich, der Befehle seines Herrn gewärtig, in respektvoller Entfernung hielt: — Laß den Direktor der 7,324,746sten Sonne heraufkommen!

Eine Sekunde später erschien dieser Beamte in untertänigster Haltung:

— Es handelt sich um die Erde, redete ihn der General-Direktor an.

— Mach deinen Bericht kurz und schnell, setzte der Liebe-Gott hinzu, ich habe noch sehr viel zu tun.

— Allerhöchster Vater, begann der Direktor unserer Sonne, im System, das ich verwalte, macht mir dieser Erdplanet am meisten Kummer. Es ist fast unmöglich, dort Ordnung und Vernunft aufrecht zu erhalten. Alle großen Seelen, die ich hinuntersende, um die Menschen Weisheit und Liebe zu lehren, werden stets verhöhnt und hingemartert; ihre Lehren werden immer wieder durch geistlose Verzerrung in den Händen selbstsüchtiger Priester zu Werkzeugen der Verdummung und Knechtung der Völker mißbraucht. In allen Stücken wird Euer erhabener Wille dort mißachtet. Schamlos tritt man die elementarsten Gesetze Eurer bewunderungswürdigen Natur mit Füßen. Nur die niederen Tiere leben noch ihrer Natur gemäß, wenigstens solange ihnen dies die Hand des Menschen nicht erschwert. Das Höchste an Greueln aber leistet der Mensch, indem er dabei Eure Allmacht anruft; und die schauerlichsten Freveltaten werden dort in Eurem Heiligen Namen verübt. Ihr wäret es, behaupten sie, der alle diese Scheußlichkeiten, Morde und anderen Verbrechen vorschreibt. Während sich die Besseren darauf beschränken, Euch zu verfluchen, bleibt als einziger Trost für die anderen nur noch die Hoffnung, daß Ihr vielleicht gar nicht da seid; denn man treibt die Grausamkeit der Barberei sogar soweit, die hilflosen geängstigten Gemüter glauben zu machen, daß Ihr, nicht zufrieden damit, sie in ihrem Erden-dasein fortwährend zu quälen, ihnen auch noch nachher ewige

Höllenstrafen auferlegt, im Vergleich mit denen ihre irdischen Leiden noch Annehmlichkeiten seien.

— Ich habe das schon oft gesehen seit Anbeginn der Welten, sprach der Liebe-Gott; man ruft mich in der Regel an, wenn man die größten Dummheiten begeht, und gibt mir dann die wunderlichsten Namen. Doch fahre nur fort, ohne Beschönigung!

— Alle Arten von Namen gibt man Euch dort, Höcherhabner Herr! Einige nannten Euch Moloch; sie sperrten, um Euch zu gefallen, junge Mädchen und kleine Kinder in eine riesengroße eiserne Fratzen-gestalt ein, und ließen sie darin während ihrer Festtage ganz langsam verbrennen. Andere legten Euch den Namen Teutates bei und glaubten, daß Ihr fördertet, man müsse Menschen auf großen Steinen verbluten lassen. Noch andere stellten sich Euch als eine Frau vor, die ihnen, als schreckliche Göttin beföhle, alles zu erwürgen, was ihnen unter die Hände fiel. Die aber, welche Euch Jehova nannten, ließen sich überreden, daß Ihr ihnen geboten hättet, ganze Völkerstämme niederzumetzeln und auch nicht die Säuglinge an der Mutterbrüst zu schonen; ja sie glaubten, daß, wenn sie auch nur ein einziges Leben übrig ließen, Ihr selbst sie durch Eure Vertilgungsendel würdet umbringen lassen. Die zuletzt ihnen gegebene Religion des Friedens und der Liebe aber ward von ihren Priestern wieder so verdreht, daß sie auf Scheiterhaufen zu Eurer Verherrlichung, ich weiß nicht wie viele, Millionen armer Menschen verbrannten. Noch in unsern Tagen proklamieren Anhänger eben dieser friedfertigen, liebevollen Religion Euch als den Gott der Kriegsheere; und jeder Sieger eilt in seinen Tempel, um Euch die von Mordkugeln durchlöchernten Fahnen zu weihen und Euch Danklieder zu singen, daß Ihr ihnen so viele Feinde zum Abschlichten gabet. Ebenso fährt man auch noch zu unserer Zeit in einem alten Kulturlande dieses abscheulichen kleinen Erdballs jedes Jahr ein vermeintliches Bild von Euch auf einem heilig gehaltenen Riesenwagen umher und viele glauben, Euch sich selbst zum Opfer darzubringen, indem sie sich von den Rädern dieses Fuhrwerkes zermalmen lassen. Nicht weit entfernt davon spricht man beim Schalle von Trompeten einen Unglücklichen heilig, der kein besseres Mittel fand, um Euch in Euren Geschöpfen zu verherrlichen, als sich vom Ungeziefer aufzehren zu lassen.

— Das ist doch wirklich eine wunderbare Schwärmerei, sagte der Liebe-Gott. Dies ist der erste Planet, auf dem man so

etwas ersonnen hat. Und dabei sagt man noch, mein Werk geringschätzend, es gäbe nichts Neues unter der Sonne!

— Und überdies, fuhr der Sonne-Direktor fort, die Torheiten; die man Euch selber beilegt! Als Saturn sollt Ihre Eure eigenen Kinder haben verspeiset wollen; und diese Mahlzeit soll nur dadurch vereitelt worden sein, daß Euch die Mutter Felsblöcke statt ihrer Kinder vorsetzte. Als Jupiter sollt Ihr zur Erde hinabgestiegen sein, um dort allerhand tolle Streiche zu verüben. Als Jehovah sollt Ihr Abraham den Rat gegeben haben, seine Frau für schönes Geld zu prostituieren, indem er sie für seine Schwester ausgab, und dergleichen vieles mehr.

— Dieser Planet scheint allerdings von einer Geistes- und Gemütskrankheit der schlimmsten Art ergriffen zu sein. Welches Mittel wendest du denn an, um diese Geistesstörungen zu heilen?

— Wir verwenden diesen Augenblick einige Einspritzungen von Wissenschaft.

— Sehr gut, und wie wirkt dies?

— O, es hilft wohl. Aber geschwächt, wie die Gehirne dort nun einmal sind durch die Schreckgespinste der Irrlehren ihrer Priester, können dort jetzt die Wirkungen der Wissenschaft selbst in geringen Dosen kaum ertragen werden, und so fangen sie an, auf andere Art zu faseln.

— Nun, so geht es überall und immer in der Welt! Sorge nur, daß ihre Gelehrten jetzt nicht ebenso unduldsam und hochmütig werden wie bishér ihre Priester. Erschrick aber auch nicht, wenn sich diese Symptome zeigen; und ja keine Änderung in der Behandlung! Fahre nur fort mit der Wissenschaft in stärker Dosis. Sie heilt dieses Übel immer am besten, obwohl sie es anfangs selbst hervorrufft. Es ist die beste Arznei aus unserer Apötheke: Haben sie denn schon die Gesetze des Lebens erforscht?

— Jawohl, Erhabener Vater, doch wenn Ihr die Folgerungen wüßtet, die sie daraus ziehen!

— Warum sollte ich denn die nicht wissen?! Sie glauben zunächst, das Leben sei ein Mechanismus, in dem nicht sich Kraft darstellt, dessen Wirkung er ist, sondern der vielmehr, selbst ohne sinnvolle Ursache, erst die Kraft, den Geist, die Seele verursacht. Das ist gerade so toricht wie die Kinderlehre, in der man mich als einen Töpfer hinstellt, der den Menschen aus Lehm bildet und ihn belebt, indem er drauf bläst, ebenso kindlich; weiter nichts! Diese Forscher ahnen noch nicht, daß bei jedem

Schritte, den sie tun, nur ich es bin, den sie entdecken und daß sie am andern Ende ihrer Fernrohre und Mikroskope nichts anderes wahrnehmen als mich selbst. Seit Anbeginn der Zeiten ist das so gewesen und macht mich lachen!

Der Direktor der Milchstraße und der Herr unserer Sonne fingen ebenfalls zu lachen an, wie es sich für Subaltern-Beamte gehört, wenn sie ihren Herrn in heitrer Stimmung sehen.

— Doch, fuhr der Gebieter fort, was machst du denn mit ihren Seelen, wenn sie zu dir kommen? Ich hoffe, daß du sie nicht mit denen aus besseren Welten vermengst!

— Ich habe Befehl gegeben, antwortete der Direktor, sie an einem eignen Orte abzuschließen. Dort sucht man sie zunächst von ihren schlimmsten Dummheiten zu reinigen. Aber das ist fast unmöglich, so tief haben die falschen Vorstellungen und die lasterhaften Neigungen in diesen Wesen Wurzel gefaßt. Die einen schelten darüber, daß es keine Hölle gibt für die, denen sie die Verdammnis androhten; die andern sind entrüstet, daß sie dort das Paradies nicht finden, das man ihnen versprochen habe. Alle verlangen mit lärmendem Ungestüm die Verwirklichung ihrer Hirngespinnste und verlästern Euch, Erhabenster Väter, weil Ihr sie getäuscht hättet. Die aber, die an nichts glaubten, protestieren, daß man sie an diesen Ort bringt, da sie gar nicht tot seien, sondern nur träumten.

— Laß sie doch träumen, soviel sie wollen, und gib auch den andern alles, was sie verlangen!

— Wie das, Erhabner Herr?!

— Ich habe dies Verfahren in verschiedenen Welten schon versucht und es gelang immer.

— Ihnen allen ihre Paradiese geben?! rief der Sonne-Direktor erschreckt aus. Aber Ihr könnt Euch kaum denken, Herr, wie sinnlos und einfältig ihre Vorstellungen noch sind.

— Je sinnloser, desto schneller werden sie ihrer überdrüssig. Dann werden sie bessere Ziele suchen, und auf diese Weise werden sie zuletzt doch einen richtigeren Begriff bekommen von der ewigen Seligkeit.

— Es sind aber viele darunter, die sich einbilden, daß sie die ganze Ewigkeit hindurch die zwölf Apostel und die vier Evangelisten anzuschauen und den Chor der Engel singen zu hören hätten.

— Warum nicht? Laß sie doch ihre Apostel anschauen, so

lange das ihnen Spaß macht, und laß sie die Orgel singen hören, bis ihnen die Ohren gellen. Mag auch mancher in seinem Paradiese selbst Jahrtausende lang hinbrüten, für sie alle wird einst der Tag kommen, an dem sie schreien: „Nun genug, genug! Laßt uns hinaus, hinaus!“

Dann gib ihnen den Torschlüssel und ich versichere dir, sie können nicht wieder zurück. Wenn sie dann so alles zur Übersättigung durchgekostet haben, werden sie sich schließlich von den Außendingen in ihr Inneres wenden und erkennen, daß sie dort allein ihr wahres Selbst, ihre Glückseligkeit und ihren Frieden finden können. Dann werden sie auch aufhören, einander zu quälen und zu neiden und zu hassen; ein jeder wird dem andern helfen, für ihn sorgen und ihn trösten. Und wer endlich mich selbst in sich selber erkennt, der wird dann seinen Gott auch über alles lieben, und wird ihn in jedem seiner Nächsten lieben so wie in sich selbst.

(Frei nach einem Auszuge in Papus' „Science occulte“ mit angefügtem Schluß. Sph.)

Rausch und Rauschmittel.

Ein Beitrag zur Psychologie der Narkotiker.

Von R. H. Laarß.

(Fortsetzung)

Nur zu bald sind aber die Flitterwochen nach der Hochzeit mit der süßen Droge vorüber und der Unglücksmensch, der zu immer stärkeren Dosen greifen muß, um die gewünschte und gewohnte Wirkung zu erzielen, kommt zu der Erkenntnis, daß er sich mit einem Dämon verbunden hat, von dem eine Scheidung unendlich schwieriger und schmerzhafter ist als von einer noch so bösen Ehehälfte; denn auch die mehrfach wiederholten Entziehungskuren zeitigen nur selten und nur im Anfangsstadium befriedigende Ergebnisse, führen aber fast nie zu völliger Befreiung.

Der Organismus hat sich an eine gewisse Zufuhr von Morphinum gewöhnt und sobald ihm diese teilweise oder ganz entzogen wird, revoltiert er — der Hunger nach dem Morphinum äußert sich in schwersten Störungen des Allgemeinbefindens; schwere Nervenkrise, Ohnmachtsanfälle, profuße Schweißausbrüche, unertragbare Kopfschmerzen, Krämpfe u. a. treten in Lebensgefähr-

dender Stärke auf und veranlassen den Kranken, immer wieder zu der Erlösung von diesen Beschwerden bringenden Morphinumspritze zu greifen.

Um diese Rückfälle begreiflich zu finden, müssen wir die Ursachen und die Veränderungen in Betracht ziehen, die eingetreten sind bezw. zum Gebrauch des Narkotikums geführt haben.

Wir erwähnten schon, daß schon immer die Neurastheniker ein großes Kontingent der Morphinumkranken ausmachten, und es ist die begründete Ansicht hervorragender Spezialärzte dieses Gebietes, daß dies heute in noch höherem Maße zutrifft, und ohne weiteres auf die Steigerung des Erwerbsskampfes in den letzten Jahren zurückgeführt werden kann, die eine geradezu erschreckende Zunahme von Morphinumkranken gebracht haben.

Fragt man einen solchen Kranken nach der Entstehungssache seines Morphinismus, so wird man fast immer hören, daß schmerzhaftes Erkrankungen, verbunden mit Schlaflosigkeit, die häufigsten Anlässe abgaben. Selten wird ihm selbst zum Bewußtsein kommen, daß schon vorher eine Störung seines Allgemeinbefindens vorhanden war, die auf neurasthenischer Grundlage beruhte. Nun bilden psychische und körperliche Schädlichkeiten, Depressivzustände, wie sie der Kampf um die Existenz zeitigt, mit ihren Ermüdungs- und Erschöpfungssymptomen des Gehirns und des Körpers, krankhaftes Empfinden körperlichen oder seelischen Schmerzes, Überanstrengung in der Jugend, schon oft die Grundlage zur Neurasthenie, aus der dann durch Anwendung von Morphinum bei schweren schmerzhaften lokalen Erkrankungen wie Gallen- oder Nierensteinkoliken, Neuralgien, Ischias u. dgl. leicht die Veranlassung zum chronischen Morphinumgebrauch geschaffen wird. Man hat oftmals den Ärzten den Vorwurf gemacht, daß sie zu freigebig in der Anwendung von Morphinum seien und dem Entstehen des Morphinummißbrauches nicht genügend vorbeugten. Hierbei ist aber nicht berücksichtigt worden, daß die Grunddisposition für den Morphinismus in den Kranken schon schlummerte, denn es ist ebenso erwiesen, daß solche Personen, die diese Neigung nicht hatten, trotz oft wochenlang fortgesetzter Morphinumeinspritzungen bei chronischen Erkrankungen nach ihrer Genesung keinerlei Hang für weiteren Morphinumgebrauch hatten. Zugegeben muß werden, daß in Ärztekreisen selbst der Vorwurf des zu leichtfertigen Verordnens des Morphinums seitens mancher Kollegen erhoben und mehr Zurück-

haltung darin gefordert wurde, aber verallgemeinern sollte man diesen Vorwurf nicht. Vereinzelt haben gerade hervorragende Praktiker berichtet, daß sie Morphinum direkt als lebensrettendes Heilmittel mit glänzendem Erfolge angewendet haben, z. B. bei schweren Herzerkrankungen, namentlich bei solchen auf nervöser Basis, bei Erregungszuständen, Angst- und Schwindelgefühlen, ebenso bei psychischen Depressionen, bei Hypochondrie — und bei Nervosität. In solchen Fällen hat eine kleine Dosis Morphinum oft geradezu wunderbare Wirkungen erzielt. Das sich einstellende Wohlbefinden, das Gefühl der Kräftigung waren hier oft ein Ansporn zur freudigen Wiederbetätigung im Berufe, gaben wieder Lust zum Leben und in solchen Fällen entfaltete das Morphinum eine direkt kraftbildende und die Aufnahme gewisser Energieformen befördernde Wirksamkeit und wirkte keineswegs lähmend oder einschläfernd. Natürlich kann hier nur der erfahrene Arzt entscheiden, ob und in welchen Zwischenräumen das Medikament gegeben werden darf, was in diesen Fällen auch nicht in Form von Injektionen sondern in kleinen Dosen innerlich angewendet werden soll.

„So wenig sich leugnen läßt, schrieb Prof. O. Rosenbach (in seiner Abhandlung über ‚Morphium als Heilmittel‘ Berlin 1904) schon vor zwanzig Jahren, daß der Morphinismus zunimmt, so heißt es doch das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man aus Furcht vor dem Mißbrauch vom Gebrauch des Mittels an geeigneter Stelle absieht, d. h. auch nur einem Kranken die wohl-tätige Wirkung entziehen wollte.“

Sowohl über die Art und Weise, in der das Morphinum auf das menschliche Nervensystem wirkt als auch über die physiologischen Grundlagen des Verlangens nach Steigerung der Dosen sind sich unsere Ärzte durchaus noch nicht im Klaren und wir sind hier lediglich auf Vermutungen angewiesen, „wie dies alles zu Stande kommen könnte.“

Der leider zu früh verstorbene Dichter-Arzt Carl Ludwig Schleich, dem die leidende Menschheit unendlich viel zu danken hat — versucht das Geheimnis des Bedürfnisses nach gewohnheitsgemäß eingenommenen Giften etwa folgendermaßen zu erklären¹: Da die Gewöhnung eine bestimmte Frist zu ihrer Ausbildung erfordert, so muß man diese Frist auf ein organisches

¹) Carl Ludwig Schleich: Das Ich und die Dämonien, Berlin 1922, S. Fischer, Verlag S. 229 ff

Wachstum zurückführen, denn die Einführung eines Giftstoffes, d. h. eines zum Stoffwechsel nicht im Anpassungsverhältnis stehenden Naturproduktes, ruft einen Reizzustand hervor, auf den die Nerven- und Blutgefäßtätigkeit durch plastische Reaktionen der Gewebe reagiert. Das Gewebe wird engmaschiger und die Lymphdrüsen halten schließlich das Gift von seinem Eindringen in die Blutbahn mehr und mehr zurück. So können zwar die ersten Gaben frei zum Gehirn- und Nervenapparat, aber je öfter sie wiederholt werden, ein desto kleinerer Teil gelangt in die Zirkulation und die wiederholten Anspannungen der feinen Nervensaiten lassen in der Erinnerung der Nervenzentren etwas zurück wie nach Tatendurst und Begier und Verlangen nach Wiederholung. Schleich nimmt eine Art Gedächtnis selbst der Materie an — schon alte Geigen, alte Orgeln legen ihm diesen Gedanken nahe — wieviel mehr sollte nicht die Ganglienzelle unseres Gehirns Gedächtnis und damit Sehnsucht besitzen. Die zitternde Wallung, die ein rhythmensteigerndes Gift ihr beigebracht, läßt auch das Verlangen nachklingen, immer wogender, immer tiefer bebend sich zu betätigen. So steigert jede neue Gifterregung das Verlangen nach einem Mehr — und Höhergepeitscht werden, und da die gleichen Dosen zum Teil abgefangen werden, weil immer weniger durch die Lymphdrüsen durchgelassen wird, so müssen die sehnsuchtszitternden Ganglien immer höhere Dosen verlangen, um in die ersehnte rhythmische Steigerung zu geraten. Nun führt diese Reizwiederholung allmählich zum Zwang, und das Verlangen wird zur Zwangsvorstellung, der Neuling wird zum Kenner, der Liebhaber zum Sklaven, der Hunger nach dem Betäubungs- und Reizmittel hat ihn in seinen Klauen wie ein Teufel und fordert gebieterisch Befriedigung.

„Genüsse sind eine Musik, bei der die Hauptsache die Pausen sind“ — sagt Schleich in dem schon zitierten Werk „Das Ich und die Dämonien“, und um sie unschädlich bleiben zu lassen, bedarf es von dem einen Mal zum nächsten eines genügend langen Zwischenraums, um den aufgepeitschten Nervenzentren zum völligen Beruhigen, zum Abklingen, zur Gleichgewichtseinstellung Zeit zu lassen, denn das Gefährlichste ist hier die Regelmäßigkeit des Genießens und der Fortfall von möglichst langen Pausen.

Auch Schleich steht auf dem Boden der Anschauungen Prof. Rosenbachs: von ein paar Dosen Morphinum wird keiner morphium-süchtig; der nicht schon schwere Gleichgewichtsstörungen des Chä-

racters vorher gehabt oder erworben hat, ebenso wenig wie niemand Säuer wird, der nicht die Anzeichen einer geistigen Erkrankung besitzt. Jeder derartig Kranke ist ein Geisteskranker und zu isolieren, da er für sich selbst und für seine Umgebung eine Gefahr bedeutet, wenn er sich nicht selbst absolute Enthaltbarkeit auferlegen kann.

Es ist wertvoll für den Fall von Persönlichkeitsspaltung, über den ich hieran anschließend berichten will, hier festzustellen, daß für Schleich (l. c.) für alle Abweichungen vom normalen Triebleben als Ursache gilt „irgend ein Saft, ein Bakteriengift oder ein inneres Ferment, ein Sekret der inneren Drüsen oder eine Alteration des Blutes in seiner Zusammensetzung, die gewiß einst gefunden werden muß. Hier spielt für ihn der Dämon die ganze Skala von der Freßsucht bis zum freiwilligen Hungertode ab. Kann doch der mächtige Trieb zur Erhaltung der Individualität selbst auf solche Weise die merkwürdigsten Veränderungen erfahren. Nicht nur, daß ganz grobe Perversionen des Ichs auftreten (man ist Napoleon, die Jungfrau Maria usw.) auch die Sucht, sich reich, sich geehrt, angebetet, ja auch verfolgt von Mißgeschick und Menschenbosheit zu sehen, kann dämonische Formen annehmen, kann auf Grund von Abweichungen der Sekretion der Zirbeldrüse, oder durch anderweitige Blutsaftmischungen und Verunreinigungen sehr wohl bedingt werden“ Schleich weist hier ganz neue Wege, und wenn er auch jetzt noch keine Bestätigung für die von ihm empirisch erkannte Beziehung der Saftbildung zur Ethik und Dämonie erbringen kann, so werden wir ihn doch zunächst als wegweisend schätzen müssen.

Sein Kummer, daß er die volle Bestätigung seiner Lehre durch immer neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Blutkrankheiten und der Erscheinungen der inneren Sekretion, die den Schlüssel der kommenden Psychologie bilden wird, nicht mehr erleben werde, hat sich leider durch sein frühes Dahinscheiden bewahrheitet, aber es wird stets sein großes Verdienst bleiben, hier der Forschung neue Wege gewiesen zu haben, mit dem Ziele: „Steigerung der Menschheit durch Neuerzeugung von Individuen auf die höchste Geistigkeit und Einklangsharmonie mit dem Rhythmus des Alls“.

Als der junge Arzt Dr. Carl Ludwig Schleich 1892 auf dem Chirurgenkongreß seine Methode der lokalen Betäubung vortrug, lehnten die 800 anwesenden Chirurgen eine Diskussion über die Wahrheit seiner Entdeckung überhaupt ab. Als aber zehn Jahre später der berühmte Geheimrat Miculicz aus Breslau auf dem

Chirurgenkongreß mitteilte, daß er Tausende von Operationen mit dem Schleich'schen Verfahren völlig schmerzlos ausgeführt habe und daß diese Methode zweifelsohne zu dem eisernen Bestand des Chirurgen gehöre — da fand es keiner für nötig, Schleich ein Wort der Sühne für den ihm vor Jahren angetanen Schimpf zu sagen.

Vielleicht geht es mit seiner Lehre der inneren Sekretion ebenso und die Nachwelt ist wenigstens dann nicht so schamlos, sie dem anzuhängen, der sie gerade „in die Mode“ bringt. Jedenfalls verdanken viele Tausende der Schleich'schen Methode ihr Leben, das sie sonst in der unter 1000 Fällen zweimal tödlich verlaufenden Chloroformnarkose gelassen hätten und diese Methode konnte den Leidenden 15 Jahre früher zur Wohltat werden, wenn — nun sagen wir es ehrlich — wenn der „Klüngel“ es zugelassen hätte, der immer getreu nach dem Grundsatz handelt: „nur niemand vorlassen, eher totsichweigen als sich überspringen lassen“.

Nun aber zurück zum Morphium, über dessen Wirkung zur Spaltung der Persönlichkeit ich zum Schluß den einen typischen Fall anführen möchte, über den Dr. med. Freudenberg nach dem Bericht Prof. Dr. Berillons in der *Indépendance médicale* referiert hat: Prof. Berillon hat bei einer jungen Frau, einer Morphiniistin, zwei vollkommen verschiedene Persönlichkeiten beobachtet, je nach dem ob sie unter dem Einfluß des Narkotikums stand oder nicht. Sobald sie Morphium nahm, war sie eine ganz andere Person. Während in ihrem Normalzustand das Gefühlsleben überwog und sie leichtsinnig drauflos wirtschaftete, verschwenderisch lebte und leidenschaftliche Briefe schrieb, Eifersuchtsszenen u. dgl. aufführte, trat ein totaler Umschwung ein, sobald sie Morphium nahm. Sie wurde berechnend, führte genau Buch über Einnahmen und Ausgaben und ihr Gefühlsleben trat vollkommen zurück. Sie unterwarf sich einer hypnotisch-suggestiven Entziehungskur und kümmerte sich in dieser Zeit garnicht um ihre Finanzen. Sobald sie aber wieder die erste Morphiumspritze bekommen hatte, war das erste, daß sie sich ihre Wirtschaftsbücher bringen ließ und acht Stunden sich darin vertiefte, nachdem sie diese achtzehn Monate gar nicht angesehen hatte. Solange sie wieder Morphium nahm, blieb dieser Zustand bestehen, wir können also sagen, daß sofort beim Beginn des Morphiumgenusses die Spaltung der Persönlichkeit auftrat, bezw. das Erscheinen einer neuen Persönlichkeit, mit Neigungen, die ihrem sonstigen seelischen Empfinden entgegen-

gesetzt sind, ein Fall von Verdoppelung der Persönlichkeit unter dem Einfluß des Morphinismus, wie er selten in solch scharfer Weise beobachtet werden konnte.

Was nun die Befreiung vom Morphiumgenuß anbelangt, so kann diese nur in Anstaltsbehandlung erfolgen, falls sie überhaupt ein Resultat zeitigen soll. Aber hier ist man selbst sehr skeptisch gegenüber den „Heilungen“ und ist zufrieden, wenn es gelingt, den täglichen Verbrauch auf eine erträgliche Dosis herabzuzwingen, mit der „sich leben läßt.“ Der Nährboden des Morphinismus ist die Neurasthenie, die angeborene oder erworbene, und diese Kulturkrankheit kann ohne grundlegende Änderungen der sozialen Verhältnisse nicht aus der Welt geschafft werden. Meist kommt noch starker Verbrauch von Alkohol, Tabak oder gar Kokain hinzu und selbst wenn es dem Arzt gelingt, allen diesen Giften zum Trotz die Neurasthenie zu bessern, so treten doch keine Dauerheilungen ein, da meist degenerative Veranlagungen mitwirken, die den Neurasthenikern anhaften. Wir werden bei der Besprechung des „Kokainismus“ noch eingehend auf die Art und Weise der einzig erfolgreichen Entziehungskuren zu sprechen kommen, die unseren Erfahrungen nach nur auf der Basis suggestiv-hypnotischer Behandlung Dauererfolge verbürgen. Nur der auf diesem Gebiet über reiche Erfahrungen verfügende Arzt, ein wirklicher Seelenforscher, der nicht nur die hypnotische Behandlungsart in allen ihren Abstufungen souverän beherrscht, sondern der von wahrer Menschenliebe geleitet, sich in die Psyche des Kranken hinein fühlen kann, nur ein solcher wird Heilungen erzielen können; der nach vorgeschriebenem Schema „forschende Psychoanalytiker“ wird nichts erreichen — er wird doch „vor dem letzten Tor stehen gelassen.“ Morphinisten sind wirkliche Kranke, die den Ernst ihres Zustandes fast immer verkennen, deshalb muß ihr Arzt für sie handeln und darf hier auch den psychischen Zwang der Hypnose, einer der wenigen Fälle, in denen er angewendet werden sollte, voll ausnutzen. Auch im Gift kann Segen sein, wenn es in heilender Dosis genommen wird, und die verrufene Hypnose kann uns wieder befreien, wenn wir des Giftes zuviel genommen haben, von der geheimen Seuche unserer Tage — vom Morphinismus.

(Fortsetzung: über Haschisch, Kokain, Aether u. s. w. im nächsten Jahrgang.)

Die Ars spagyrica des Paracelsus und Dr. med. Zimpels spagyrisches Heilsystem.

Von Dr. med. Eduard Bäumer,
Arzt in Berlin.

Fragt man einen Durchschnitts-Arzt: „Was halten Sie von der Homöopathie?“ so wird er unweigerlich antworten: „Schwindel!“ Der gleichen Antwort könnte man gewiß sein, wollte man ihn nach der spagyrischen Heilweise fragen, wenn diese dem Namen nach ebenso bekannt wäre wie die Homöopathie.

Die materialistische und einseitig verstandesmäßige Einstellung des Durchschnittsarztes, ferner die enge, schulmäßige Gebundenheit seines Denkens machen es ihm schwer, Dingen und Persönlichkeiten gerecht zu werden, die nur einmal in das schulmäßige Gedankenschema nicht passen wollen. Dazu kommt noch der Mangel an geschichtlichem Sinn bei dem modernen Durchschnittsarzt hinzu. Das Denken unserer Zeit wird nur zu sehr von der Entwicklungs-konstruktion beherrscht, nach der wir „Modernen“ in diesem Augenblick die höchste Stufe der „Entwicklung“ erreicht haben; was hätte es also für einen Sinn und Zweck, sich mit den Lehren alter, „abgetaner“ Ärzte zu befassen. Für den Durchschnittsarzt sind daher Namen wie Paracelsus, Glauber, Hahnemann, Rademacher u. a. Schall und Rauch. Sie wissen wahrlich nicht, was sie tun, denn dem Wissenden ist bekannt, daß der ganze Bau der modernen Medizin auf den Fundamenten ruht, die Paracelsus geschaffen hat!

Paracelsus gehört freilich zu den Autoren, die ein eingehendes, jahrelanges Studium verlangen, wenn man ihrer Bedeutung ganz gerecht werden will. Er Schlegel, Arzt in Tübingen, einer der feinsten Paracelsuskenner, bemerkt: „Paracelsus kann nicht exzerpiert werden, sowenig als Shakespeare. Er ist gedrängt voll Geist. Man kann aber einen Ausspruch herausgreifen und ihn verständlich zu machen suchen für die moderne Auffassung. Aber wer versteht Paracelsus? Niemand vollständig!“¹

Die Bedeutung dieses universellen Geistes und größten ärztlichen Reformators für unsere und alle spätere Zeit ist noch lange nicht genügend gewürdigt und erkannt, wenn wir auch heute dank-

¹ Paracelsus in seiner Bedeutung für unsere Zeit. 2. Aufl. Tübingen, 1922.

der durch Sudhoff neu belebten Paracelsusforschung ein erhebliches Stück weiter gekommen sind. Für die meisten Ärzte ist es jedoch sehr schwer, fast unmöglich, Paracelsus gerecht zu werden, weil sie nicht seine ganze geistige Persönlichkeit erfassen können. Sie lehnen alles Mystische, Hermetische und Astrologische bei Paracelsus ab, weil sie es mit dem verwechseln, was man heute als „Okkultismus“ bezeichnet, worin ja die meisten Ärzte nur einen wüsten Aberglauben, wenn nicht gar Schwindel erblicken. „Geheimwissenschaft, Okkultismus — nicht jener fälschlich so genannte, der sich nur mit einem kleinen Teil der Magie, wie Spiritismus, Hypnotismus und dergleichen beschäftigt und diesen aus dem Zusammenhang riß, sondern das älteste Wissen der Menschheit, unendlich viel älter als die offizielle Wissenschaft — dieser wahre Okkultismus ist die Erkenntnis der Weisen aller Zeiten.“ Max Retschlag¹ hat mit diesen Worten den grundlegenden Unterschied, der hier tatsächlich besteht, treffend hervorgehoben. Bei Paracelsus ist eben die Geheimwissenschaft, das Hermetische, echt und durchleuchtet und befruchtet seine Lehre auch da, wo er als Arzt zu uns spricht.

Von grundlegender Wichtigkeit für die medizinische Lehre des Paracelsus ist die *Ars spagyrica*, so nennt er die Kunst zu scheiden und zu vereinigen. „Der Arzt soll die Corpora reduzieren in ultimam materiam durch seine Kunst Spagyrica. Sie lehrt das Falsche scheiden vom Gerechten.“² Nach der Lehre des Paracelsus steckt in jeder Heilpflanze und in jedem zu Heilzwecken benutzten Stoff ein heilendes Prinzip, ein „Balsam“ und ein feindlich wirkendes Prinzip, ein „Gift“. Aufgabe der spagyrischen Kunst ist es nun, den Balsam vom Gift zu trennen und auf diese Weise höchstwirkende Arzneien herzustellen.

Es geschieht ja nicht zum ersten Male, daß den Menschen ein Können und ein Wissen verloren ging, von dem die jeweils „Modernen“ nichts ahnten oder auf das sie glaubten von ihrer vermeintlich erreichten Höhe geringschätzig herabsehen zu können. Zum Glück finden sich aber immer wieder Männer, die Mut und Ausdauer genug besitzen, um aus dem Schutt der Jahrhunderte das herauszusuchen und wieder lebendig zu machen, was dauern-

¹ Die Heilkunst der Geheimwissenschaft. Talisverlag. Leipzig, 1924.

² Schriften Theophrasts von Hohenheim genannt Paracelsus. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Kayser. Leipzig, 1921. Insel-Verlag. Zur Einführung in die Gedankenwelt des Paracelsus dringend zu empfehlen.

den Wert besitzt. Ein solcher Mann war der Naturforscher, Philosoph und Arzt Dr. med. et phil. Ch. Zimpel, der letzte „Paracelsist“.

Ähnlich wie Paracelsus hatte Zimpel auf weiten Reisen in Europa, Amerika und im Orient ein reiches Wissen gesammelt, das ihm für seinen späteren Beruf als Arzt einen weiten Blick und eine große pharmakologische Erfahrung sicherte. Zimpel war anfänglich in seiner ärztlichen Praxis Homöopath, die große Zahl der verfügbaren homöopathischen Mittel (2000!) und die große Schwierigkeit für den Arzt, aus dieser Fülle im geeigneten Moment das richtige Mittel zu wählen, legten ihm aber den Gedanken nahe, ein wesentlich vereinfachtes Heilsystem zu begründen.

Die Beschäftigung mit Paracelsus und mit den Schriften des Paracelsisten Johan Rudolf Glauber führten Zimpel auf den Weg zur spagyrischen Kunst der Arzneibereitung. Der verfügbare Raum gestattet es mir nicht, den verwickelten Vorgang der Herstellung spagyrischer Essenzen eingehend zu schildern, ich kann hier nur das Wesentlichste hervorheben: 50 Pfund der frischen Pflanze mit Wurzeln werden von Erde und faulen Blättern gereinigt, zerschnitten oder zerhackt, in einer Destillierblase mit Wasser übergossen und bei gelindem Feuer destilliert. Das auf dem Destillat schwimmende Öl wird abgehoben und gesondert aufbewahrt. Hierauf schüttet man das übergezogene Wasser von neuem auf das Kraut und läßt alles mit 1–2 Eßlöffeln Hefe in einem Holzgefäß gären. Nach beendeter Gärung findet eine zweite Destillation des Krautes statt, die so lange fortgesetzt wird, bis das Destillat keinen Geschmack und Geruch mehr zeigt. Die ausgezogenen Kräuter werden nun getrocknet und vorsichtig verascht, die Asche wird mit Wasser ausgelaugt, die Lauge eingedampft und das erhaltene Salz einstweilen aufbewahrt.

Das zuletzt erhaltene Destillat wird durch wiederholte Destillation immer mehr eingengt und konzentriert. Hierzu kommt dann noch das Salz und zuletzt wird das bei der ersten Destillation erhaltene Öl hinzugesetzt, das nun von der Flüssigkeit begierig aufgesogen wird. Jetzt ist die Essenz fertig und bedarf nur noch einer gewissen Zeit der Lagerung, um völlig auszureifen¹.

¹ Nähere Angaben findet man in nachbenannten Werken: „Dr. Zimpels Heilsystem“. Göppingen. Verlag der Homöopathischen Zentralapotheke. Apotheker Carl Müller: „Dr. med. Ch. Zimpel und sein spagyrisches Heilsystem“. Göppingen, 1924. — G. W. Surya: „Okkulte Medizin“. Bd. X: Die Spagyriker Paracelsus, Rademacher, Zimpel. Berlin-Pankow 1923. Linsér-Verl.

Besondere Erwähnung verdient die Tatsache, daß man auf spagyrischem Wege aus geruch- und geschmacklosen Pflanzen Essenzen von eigentümlich starkem, aromatischen Geruch und Geschmack gewinnen kann.

Auch der größte Skeptiker wird zugestehen müssen, daß die spagyrische Arzneibereitungsweise himmelweit von der sonst üblichen Bereitung alkoholischer Tinkturen und Fluidextrakte verschieden ist.

Auch die offizielle Medizin befindet sich ja heute den Heilpflanzen gegenüber in einer bemerkenswerten Umstellung. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stand die Arzneimittellehre ganz im Banne der Chemie, wie ja überhaupt die ganze Medizin in dem Wahne lebte und noch lebt, eine „exakte“ Wissenschaft zu sein. So galt es denn als „wissenschaftlich“ und „exakt“, die „wirksamen Bestandteile der Heilpflanzen chemisch rein darzustellen“, und die Welt wurde von der chemischen Großindustrie mit einer Flut von Tabletten überschüttet.

Heute beginnt man einzusehen — und damit kommen wir auf eine Erkenntnis zurück, die schon Paracelsus besaß —, daß es wertvoller und wirksamer ist, die ganze Heilpflanze zu extrahieren. Diese Extraktion der ganzen und noch dazu frischen Heilpflanze gelingt aber auf spagyrischem Wege so unvergleichlich viel besser und gründlicher, daß meiner Überzeugung nach den spagyrischen Essenzen unbedingt die Zukunft gehört; mag der Arzt, der sie anwendet, eingestellt sein wie er will, homöopathisch oder allopathisch.

Das spagyrische Heilsystem des Dr. Zimpel baut sich auf sieben Heilmitteln auf, die Blutmittel, Brustmittel, Fiebermittel, Antilymphatisches Mittel, Psora-Mittel, Nervenmittel und Wurmmittel benannt sind. Dazu kommen sieben Arkana und sieben äußerlich anzuwendende sogenannte Elektrizitätsmittel, ferner ein Lebensverlängerungsmittel, zwei Schwindsuchtmittel und noch einige Spezialmittel, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Wollte ich die Heilanzeigen (Indikationen) aller Zimpel-Mittel ausführlich erörtern, so müßte ich darüber eine besondere Broschüre schreiben; ich verweise daher auf die oben angeführte Literatur. Insbesondere hat G. W. Surya (a. a. O.) eine klare und übersichtliche Darstellung des Zimpelschen Heilsystems geliefert.

Die spagyrischen Mittel nach Dr. Zimpel sind der Mehrzahl der Ärzte bisher gänzlich unbekannt geblieben, was aufrichtig zu

bedauern ist, denn die ärztliche Erfahrung hat mich vielfach gelehrt, daß man mit diesen Mitteln vorzügliche Heilerfolge erzielen kann. Am ehesten kennen noch die Homöopathen diese Mittel und diejenigen Ärzte, welche sich mit geheimwissenschaftlichen Studien befassen. Doch selbst ganz vorurteilsfreie, in ihrem Denken selbständige Ärzte treten den Zimpel-Mitteln mit einem gewissen Mißtrauen entgegen, weil man leicht den Eindruck erhalten kann, daß man es hier mit Geheimmitteln zu tun habe.

Der wissenschaftlich geschulte Arzt will mit Recht wissen, was er in dem „Blutmittel“, „Antilymphatisches Mittel“ u. s. f. verordnet; der Hersteller der Zimpel-Mittel, Herr Apotheker Carl Müller in Göppingen, gibt aber auf Wunsch jedem interessierten Arzt bereitwilligst die genaue Zusammensetzung der Mittel bekannt, so daß der Einwand, diese Mittel seien Geheimmittel, hinfällig wird. Hand aufs Herz: Wieviele Ärzte, die Magistralformeln verordnen, wissen immer genau, was sie verordnen, wenn sie z. B. *Pilulae contra tussim* verschreiben? Und doch gelten die Magistralformeln nicht als Geheimmittel.

Immerhin ist das Mißtrauen der Ärzte gegen alles, was Geheimmittel ist oder auch nur entfernt so aussieht, derartig unüberwindlich, daß an eine allgemeine Verwendung der Zimpelmittel in der ärztlichen Praxis bisher nicht zu denken war. Um nun den spagyrischen Essenzen, deren Vorzüge ich genügend hervorgehoben habe, den Weg in die ärztliche Praxis zu bahnen, hat der oben genannte Hersteller der Zimpelmittel einen Ausweg gefunden, dessen Einfachheit und Folgerichtigkeit hohe Anerkennung verdient.

Er hat 87 spagyrische Essenzen hergestellt und berichtet darüber des näheren in seiner oben zitierten Schrift. Aus diesen kann sich der Arzt je nach Erfordernis des Krankheitsfalles die geeigneten Essenzen herausuchen und auch je nach Bedarf mehrere dieser Essenzen zu einem Komplexmittel vereinigen. Unter den zur Gewinnung der spagyrischen Essenzen benutzten Pflanzen befinden sich viele, die auch im Arzneischatz der offiziellen Medizin bis heute ihren Platz dauernd behauptet haben; ich nenne z. B. *Aconitum Napellus*; *Atropa Belladonna*; *Capsella bursa pastoris*; *Matricaria Chamomilla*; *China regia*; *Convallaria majalis*; *Digitalis purpurea*; *Hyoscyamus niger*; *Secale cornutum* u. a.

Auch der ganz schulmäßig eingestellte Arzt findet also hier altes, längst anerkanntes Heilgut, und es dürfte für manchen Praktiker von hohem Interesse sein, die auf spagyrischem Wege aus

frischen Pflanzen hergestellten Essenzen mit den Tinkturen und Fluidextrakten der officinellen Pharmakopoe in ihrer Wirksamkeit zu vergleichen. Dieser Vergleich dürfte nach meinen Erfahrungen stark zugunsten der spagyrischen Essenzen ausfallen und einen Versuch mit diesen, in ihrer neuen, wissenschaftlich ganz unantastbaren Form, in der ärztlichen Praxis nahelegen.

Seeligkeit nach Wirrwahns Zeit¹ Von Hans Thomat

Was froh das Herz erfüllt in meinen Jugendtagen
Umstürmt mich jetzt und wird zu meines Alters Plagen,
Mein irdisch Haus ist morsch und schwach geworden,
Was froh in ihm gelärmt, droht jetzt die Seel' zu morden.
Die Liebeslieder sind verstummt, sie wurden Grabgesänge,
Sie flüchten zu der Demut hin, sie fügen sich der Enge.
Der Herr der Erde will sein Häuschen wieder:
Ich muß hinaus und mit mir alle Mieter.
Das Haus war nur auf Zeit geliehen;
Die ist herum, ich muß nun aus ihm ziehen.
„Wohin nun?“ tut die arme Seele fragen,
„Wer hilft mir, meine Wohnungsnot ertragen?“
Wo werd' ich gütlich aufgenommen,
Da ich nackt und ohne alle Hab' muß kommen?
Ich konnt' beim Auszug doch so gar nichts retten,
Die Erde hält, was ihr gehört, mit starken Ketten.
„Wohin? Wohin?“ fragt die Seel' in Angst und Bangen,
Wo kann ohn' Hab und Gut Aufnahm' ich erlangen? —
Nur still, nur still! Nun warte voll Vertrauen,
Du wirst dorthin ziehen, wo du Gott wirst schauen.
Dort wirst du gnädig aufgenommen,
Von wo du in das irdisch Haus bist kommen.
Sei nur nicht bange bei des Abends Dämmerchein,
Wenn Nacht es wird, so gehst du in die Heimat ein.
Vertraue müder Wanderer, dort find'st du deine Ruh;
Ein sichrer Weg führt dich der Heimat zu.
Du darfst dich, Seele, nicht verloren geben:
Im Haus, vom Tod zerstört, warst du das Leben.

¹ Verlag Eugen Diederichs, Jena, 1922.

B R I E F K A S T E N

Dr. Th. L. in Berlin. Bedauerlicherweise müssen wir Ihnen darin zustimmen, daß die Sekte der Satanisten in Deutschland z. Z. stark am Werke ist, Mitglieder für ihre saubere Zunft zu werben und leider auch mit Hilfe von skrupellosen Ausländern Erfolg hat. Sie verführen ihre Opfer erst zum Gebrauch des Kokains und sobald sie diese dadurch an sich gefesselt haben (weil sie ihnen dieses Reizmittel stets beschaffen können), haben sie willenslose Sklaven an ihnen gewonnen und es ist dann ein leichtes, sie zu ihren unlauteren Zwecken zu benutzen. Ihre Auslegung von Gnosis lautet: **G** (nostici) **n** (oscuntur) **o** (mnem) **s** (cientiam) **i** (n) **s** (atana) d. h. die Gnostiker erkennen alle Weisheit im Satan! Daß diese Burschen mit Verleumdungen schamlosester Art arbeiten ist selbstverständlich, und wir können Ihnen nur dringend raten, jede Annäherung dieser Kreaturen abzuweisen, sich auch nicht, um einmal zu sehen, was sie treiben [wie Sie meinen] mit ihnen einzulassen. — Also, Hände weg — aliquid semper haeret.

Frl. L. M. in Magd. Der gesuchte Ausspruch ist von Lenau und lautet richtig: Vielleicht ist unser unerforschtes Ich — Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich — Worin sich wunderbar zwei Welten schneiden.

Herrn A. L. in Mn. Warten können ist und bleibt nun einmal das Merkmal des Weisen und Ungeduld ist ein besonderes Laster unserer Zeit. Die Eile, die viele Menschen haben, steht sehr oft im umgekehrten Verhältnis zu der Wichtigkeit ihres Vorhabens. Also Geduld, das Ziel bleibt stets am gleichen Fleck stehen. —

Stiftsfräulein G. in L. Wir können Ihre Ansicht, jetzt unbedingt Missionare nach Indien zu schicken, nicht teilen. Warum den Buddhismus verurteilen und durchaus christliche Missionare auf ihn los lassen? Die Statistik besagt: daß in Indien 1 Bestrafter schon auf 799 christliche Eingeborene kommt, aber nur ein Bestrafter auf 1361 Hindus und sogar nur 1 auf 3787 Buddhisten, aber 1 Bestrafter schon auf 274 Europäer [Christen] — Also werden diese „Heiden“ auch ohne Missionare auskommen! Und — charity begins at home.

Herrn H. G. in Em. Nur nicht so stolz, Herr Magister! Der Ruhm manches heute sich mit hoheitsvoller Geste von den Büchern Bô Yin Râs abwendenden sogenannten Philosophen wird schon längst verblaßt sein, wenn sein Name noch mit tiefer Ehrfurcht genannt werden wird. Schopenhauer sagte: „Der Ruhm verhält sich in Hinsicht der Möglichkeit seiner Dauer ungefähr umgekehrt wie hinsichtlich der seines baldigen Eintrittes, weil — „die Menschen sich winden und wehren — Um nur das Gute nicht zu verehren.“

Herrn A. U. in T. Die Verwendung von farbigen Tafeln, die rund oder quadratisch geschnitten sind, zu magischen Experimenten ist uralte. Die alten Magier hatten neun solcher Tafeln, sieben von der Farbe des zerlegten Sonnenlichtes, eine weiße und eine schwarze, den Anfang und das Ende bezeichnend. Mit diesen Scheiben, deren jede das Zeichen des ihrer Farbe entsprechenden Planeten trug, wurde der

ekstatische Zustand verlängert, der vorher durch entsprechende Räucherungen oder auch nur durch Hypnose hervorgerufen wurde. Bei Wiederholungen genügte dann das Vorhalten der entsprechenden Farbenscheiben, um den früher mit Hilfe von Kräutern erzielten Zustand herbeizuführen. Es war ein beliebter Trick der alten Priester, ihre Tempelbesucher durch diese Farben-Magie schnell in Ekstase zu bringen und noch heute sollen Sektenführer ihre Gläubigen durch bestimmte Farben im Andachtsraum in dauernder Ekstase erhalten. Ragon schildert in seiner „Orthodoxie maçonnique“ diese Manipulationen ausführlich und gibt auch die zu den Farben gehörenden Kräuter an; wir machen aber ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die Anwendung dieser Kräuter schwere Schädigungen der Gesundheit zur Folge haben kann und raten Ihnen dringend von Versuchen ab. Bleiben Sie ruhig bei Ihrer bewährten magnetisch-suggestiven Behandlungsart in Verbindung mit den elektro-spagyrischen Mitteln; es ist noch jedem schlecht bekommen, der den Zauberer spielen wollte und die sich heute Magier nennen, sind fast alle Magier ohne Magie. —

Herrn Sch. in **B. u. a.** Den Unfug der Kettenbriefe müssen Sie energisch ablehnen; die Briefschreiber sind entweder pathologisch zu werten oder gehen bewußt auf pekuniäre Schädigung aus.

Herrn Dr. B. in **T. u. a. a.** danken wir herzlich für die freundlichen Wünsche zum fünfjährigen Bestehen unseres Verlages und unserer Zeitschrift und erhoffen mit ihnen eine immer weitere Verbreitung unserer Bestrebungen.

* * *

Kurz bevor dieses Heft gedruckt werden soll, erhalten wir vom Rhein-Verlag in Basel die erfreuliche Nachricht, daß das sehnlichst erwartete neue Werk von Bô Yin Râ: Der Weg zu Gott noch vor dem Weihnachtsfeste erscheint, und daß gleichzeitig Hans Christoph Ade's Roman einer Seele: Das Haus und die Gral'sburg, das Bô Yin Râ gewidmet ist, versandfertig
:: :: :: :: :: vorliegt :: :: :: :: ::

Wir müssen uns heute auf diese Mitteilung beschränken und verweisen auf den uns vom Verlag zur Verfügung gestellten Prospekt,
:: :: :: :: :: der diesem Hefte beiliegt. :: :: :: :: ::
Unsere Verlagsabteilung wird alle Bestellungen umgeh. erledigen.

ENDE DES V. JAHRGANGES.

Herausgeber und Verleger: Verlag Magische Blätter, Leipzig-Gohlis
Druck von Wilhelm Hartung in Leipzig.